

# DANKSAGUNG

Mein Dank gebührt allen voran meinen Eltern und meiner Freundin Stefanie, ohne deren Mithilfe und Unterstützung dieses Buch nie möglich gewesen wäre.

Darüber hinaus muss ich mich bei meinen Testlesern bedanken, Christian, Frank, Tobias, Christin, Melanie, Daniel, Sebastian - ohne Euch wäre ich Raimunds Geschichte wohl nie gerecht geworden.

Zudem möchte ich noch dem unermüdlichen Team von Papyrus Autor danke sagen, deren großartige Software mir nicht nur ungeahnte Freude an der Arbeit bescherte, sondern diese auch ungemein erleichterte.

Und zuguterletzt möchte ich mich noch bei den Autorinnen und Autoren bedanken, die ihre Tipps, Kniffe und guten Ratschläge so zahlreich und unentgeltlich im Internet zur Verfügung stellen.

**Danke euch allen!**

# **DER ERSTE KREUZZUG**

- von Matthias Wenzel -

**1. AUFLAGE, MAI 2013**

Text © Copyright 2013 Matthias Wenzel, Aschaffenburg

Alle Rechte vorbehalten.

Info@Matthias-Wenzel.net

**COVERGESTALTUNG:**

© Chris Reinfels, Digital Artist

**FÜR RAIMUND VON AGUILERS**

# Inhaltsverzeichnis

Prolog  
Kapitel 1  
Kapitel 2  
Kapitel 3  
Kapitel 4  
Kapitel 5  
Kapitel 6  
Kapitel 7  
Kapitel 8  
Kapitel 9  
Kapitel 10  
Kapitel 11  
Kapitel 12  
Kapitel 13  
Kapitel 14  
Kapitel 15  
Kapitel 16  
Kapitel 17  
Kapitel 18  
Kapitel 19  
Kapitel 20  
Kapitel 21  
Kapitel 22  
Kapitel 23  
Kapitel 24  
Kapitel 25  
Kapitel 26  
Kapitel 27  
Kapitel 28  
Kapitel 29  
Kapitel 30  
Kapitel 31  
Epilog  
Nachwort



# PROLOG

»Ich ... Ich sterbe.«

Er flüsterte, aber in seiner Stimme lag keine Angst mehr.

»Nein. Nein. Du stirbst nicht!«

Raimund zischte die Worte durch vor Anstrengung zusammengebissene Zähne.

Verzweifelt drückte er mit beiden Händen auf die Wunde. Immer wieder rutschte er von dem blutverschmierten Kettenhemd ab. Es nützte nichts. Unaufhaltsam quoll der Lebenssaft seines Freundes zwischen seinen Fingern hervor.

»Du kannst noch nicht sterben! Wir sind noch nicht am Ziel, es ist doch nicht mehr weit!«

Tränen hinterließen ihre Spuren auf seinen staubigen Wangen. Er schloss die Augen und kämpfte vergeblich gegen ein Schluchzen, das seine Kehle hinaufdrang. Er versuchte, tief Luft zu holen und sich zu beruhigen. Der allgegenwärtige Gestank stieg ihm dabei in die Nase. Sein Leben schien nur noch davon erfüllt zu sein, dem Geruch von metallischem Blut, scharfem Urin, Leder, Waffenfett, Pferden und Staub, Schweiß von Mensch und Tier.

Er blinzelte und sah sich verzweifelt um. Der Hügel sah aus wie ein verwundetes Tier. Auf seinem Rücken kämpften schreiende Menschen gegeneinander. Jedes Mal, wenn einer von ihnen zu Boden fiel, blutete es aus einer neuen Wunde.

»Es ist in Ordnung, Raimund. Ich spüre keinen Schmerz mehr. Mir ist nur kalt.«

Ein Lächeln lag auf den Lippen seines Freundes und er schien ruhiger zu werden. Das Sprudeln zwischen Raimunds Händen wurde zum Rinnsal.

Dann schloss der Gefallene die Augen. Raimund spürte, wie sich die Brust unter seinen Fingern ein letztes Mal hob und senkte. Der letzte Atem entwich, dann wurde es still.

Er bemerkte kaum, wie er anfang zu schreien. Er schrie ohne Unterlass. Niemand schenkte ihm Aufmerksamkeit, seine Stimme ging unter im allgegenwärtigen Lärm. Klirrende Waffen, Menschen, die um Hilfe riefen, andere, die ihre Wut oder Befehle herausbrüllten.

Schreie, Blut und der Gestank schienen alles zu sein, was von Raimunds Welt noch übrig war. Benommen nahm er seine Hände von dem leblosen Körper und sackte in sich zusammen. Jeder Ausdruck wich aus seinem Gesicht, nur die Tränen liefen noch. Er hatte schon nicht mehr daran geglaubt, überhaupt noch welche in sich zu tragen. Seine Umwelt drang nur noch gedämpft an seine Sinne, als hätte jemand einen dichten Schleier über ihn gelegt.

Wie hatte es so weit kommen können? Drei Jahre des Wanderns und des Kämpfens und dann dies? So kurz vor ihrem Ziel ...

Die Realität entglitt ihm immer weiter. Sein Verstand flüchtete sich in eine Erinnerung an vergangene Tage, bevor all dieser Wahnsinn begann.

Der Duft der Wiesen und die Ruhe von damals schienen ein ganzes Leben weit weg zu sein. Damals wollte er nur fort. Heute würde er einiges dafür geben, es noch einmal spüren zu können ...

\* \* \*

Irgendjemand riss an seiner Schulter, zerrte ihn auf die Füße und trieb ihn vor sich her. Benommen ließ Raimund es geschehen. Sie ließen den zerstörten hölzernen Schutzwall hinter sich. Der Mann schob ihn den gleichen Weg hinab, auf dem sie alle erst vor Kurzem heraufgestiegen waren. Er brüllte Raimund irgendetwas ins Ohr, aber der verstand es nicht. Seine Augen blickten noch immer zurück, in eine Vergangenheit, so voller Hoffnung und Frieden.



# KAPITEL 1

*Aguilers, Provence, Mai 1077.*

»Hab ich dich, Bengell!«

Raimund zuckte vor Schreck dermaßen zusammen, dass er für einen kurzen Moment dachte, sein Herz wäre stehen geblieben. Noch bevor er sich wieder gefangen hatte, stieß ihn der alte Priester so hart an die Schulter, dass er das Gleichgewicht verlor. Mit einem Aufschrei fiel er zu Boden und riss dabei auch die Holzkiste mit, auf der er gestanden hatte.

»Ich wusste es!«, fauchte Vater Bernard ihn an, während er sich aufrappelte und seinen Arm rieb. Der Pfarrer ging zu dem hohen Pult und trat die Kiste achtlos zur Seite. Raimund war auf sie gestiegen, um die alte Bibel zu erreichen, die auf dem Lesepult lag.

»Seit Wochen ist es das Gleiche! Ich will abends mit der Lesung fortfahren und irgendwer hat die falsche Seite aufgeschlagen. Ich zweifelte deinetwegen bereits an meinem Verstand! Ich glaubte schon an böse Geister, die nachts in meine Kirche schleichen und sich am guten Buch zu schaffen machen!«

»Vater Bernard ...«, schluchzte Raimund.

Die boshaft gezischten Worte des sonst so gutmütigen Priesters und Dorfvorstehers ließen Raimund die Tränen in die Augen schießen. Heulend schob er sich rückwärts bis an die Rückwand des Gotteshauses, um vor der Wut des alten Mannes zu weichen.

»Was hast du dir dabei gedacht? Was glaubst du, was dein Vater mit dir macht, wenn ich ihm davon erzähle? Deine Eltern haben es so schon schwer genug! Sieh nur, was du angerichtet hast!«

Die Wut stand dem Priester ins Gesicht geschrieben. Vorwurfsvoll deutete er auf die einzelne Seite, die zwischen ihnen auf dem Boden lag. Im

Fallen hatte Raimund noch versucht, sich an der Bibel festzuhalten und dabei eines der kostbaren Blätter Pergament herausgerissen.

Er wollte irgendetwas sagen, sich rechtfertigen, aber sein Schluchzen erstickte die Worte in seinem Hals. Durch einen Schleier von Tränen schaute er abwechselnd zu der Seite und hoch zum Priester.

Vater Bernard starrte ihn einen Moment lang an, dann seufzte er und seine Miene wurde weicher.

Kopfschüttelnd und ächzend sank der alte Mann auf ein Knie und hob die Seite auf. Mit der rechten Hand stützte er sich dann auf das Lesepult und zog sich ebenso schwerfällig wieder auf die Beine. Nachdenklich betrachtete er das Stück Pergament. Er seufzte erneut und sah zu Raimund auf.

»Wie alt bist du jetzt? Sechs Jahre, oder sieben? Was hast du dir nur dabei gedacht? Du kannst doch nicht einmal lesen ...«

Neue Tränen schossen in Raimunds Augen und er begann zu zittern.

»Beruhige dich und antworte mir. Ich reiße dir schon nicht den Kopf ab. Weiß Gott, unter meinen Schafen gibt es schwärzere als dich.«

Die sanfteren Worte sorgten tatsächlich dafür, dass Raimund sich wieder etwas beruhigte. Vorsichtig stand er auf und ließ schuldbewusst den Kopf hängen.

»Es tut mir leid, Vater Bernard«, murmelte er.

Er hoffte inbrünstig, dass niemand im Dorf den Wutausbruch des Priesters gehört hatte.

»Ich wollte das nicht. Ich kann nicht lesen. Ich ... bin sechs Jahre alt. Aber eure Bibel, Vater ... Die Geschichten ... Ich wünschte, ich könnte es.«

Sein herzzerreißendes Schluchzen und Stammeln erweichten den alten Priester endgültig. Er beugte sich zu dem Jungen und mit dem Ärmel seines Nachtgewandes wischte er ihm Tränen und Rotz aus dem Gesicht. Klaglos ertrug Raimund die raue Wolle, die ihm über die Wangen kratzte.

»Na na. Alles halb so schlimm. Sieh mal. Die Seite ist nicht schlimm beschädigt. Das lässt sich nähen. Es ist nicht die Erste und wird auch nicht die Letzte sein, mit der ein Unglück passiert. Aber um Gottes willen, Junge.

Aus welchem Grund schleichst du dich mitten in der Nacht hier herein, nur um in ein Buch zu starren, das du nicht einmal lesen kannst? Warum bist du nicht nach der Messe zu mir gekommen und hast gefragt? Ich hätte dir die Bibel auch so gezeigt! Ihr Kinder zeigt weiß Gott selten genug Interesse am guten Wort.«

»Meine Eltern ... Ich habe mich nicht getraut.«

»So ein Unsinn«, sagte Pfarrer Bernard kopfschüttelnd.

»Dein Vater ist ein gottesfürchtiger Mann. Das weiß doch jeder. Ich habe auch noch nie gehört, dass er dich oder deine Geschwister über Gebühr züchtigt. Es ist auch bekannt, dass dein Vater dem Bier nicht abgeneigt ist und ein Hitzkopf sein kann, aber das sind noch keine Gründe, ihn zu fürchten. Oh Kind. Was mache ich jetzt mit dir? Unnötig will ich deinen Vater auch nicht reizen. Es ist ja nichts Schlimmes passiert. Und Jesus sagt: Schickt mir die Kinder. Und mein Gewissen sagt, dass ich doch niemanden bestrafen kann, der die Worte Gottes hören will. Also? Sag, was mache ich jetzt mit dir?«

Raimund war so überrascht, dass er sein Schluchzen vergaß. Er hatte fest damit gerechnet, dass der alte Priester ihn an den Ohren packen und schreiend und zeternd hinter sich durchs Dorf schleifen würde. Er blickte Vater Bernard in die Augen und überlegte. Er beschloss, sein Glück herauszufordern und flüsterte:

»Ich will lesen lernen, Vater Bernard.«

Jetzt war es an dem Priester, sich überrascht aufzurichten. Zwei Mal hob er zum Sprechen an, aber brachte kein Wort hervor. Er starrte Raimund für ein paar Minuten nachdenklich in die Augen. Mehrmals blickte er von der Bibel zu dem Jungen und Raimund traute sich kaum Luft zu holen, während er auf die Antwort des alten Mannes wartete.

Schließlich runzelte Vater Bernard die Stirn und sprach langsam und bedächtig.

»Das ist vielleicht gar keine so verrückte Idee, wie es sich im ersten Moment anhört. Ich kann ohnehin einen neuen Ministranten brauchen. Dein Vater hätte da bestimmt nichts dagegen, eher im Gegenteil.«

Er ging zu der Bibel und legte die gerissene Seite behutsam darauf. Er stützte sich mit beiden Händen auf das Pult und schwieg ein paar Minuten, bevor er langsam weitersprach.

»Also gut. Wenn du mir in der Abendmesse dienst, werde ich dir dafür ein paar Worte Schreiben und Lesen beibringen. Aber sei gewarnt. Die Worte Gottes sind im Lateinischen verewigt. Ich weiß nicht, ob du fähig bist, eine neue Sprache zu lernen. Eigentlich dürfte ich es dich als Laien auch gar nicht lehren. Aber ob du es glaubst oder nicht, ich war selbst einmal so alt wie du. Und ich muss gestehen, dass ich mir damals wünschte, dass mir jemand so eine Gelegenheit geboten hätte. Aber ich warne dich noch mal. Ich werde dir nichts zwei Mal erklären und ich entscheide, wann und wie ich dir etwas beibringe.«

Raimund nickte eifrig. Er traute sich nicht zu sprechen, aus Angst, der Priester könnte sich dieses unglaubliche Angebot doch noch anders überlegen.

»Und jetzt verschwinde und schleiche dich in dein Bett! Die Nacht ist nicht mehr lang, und auch wenn ich in meinem Alter nur noch kurz schlafe, ein wenig Ruhe brauche ich trotzdem. Ich erwarte dich morgen, eine halbe Stunde vor der Abendmesse, hier in der Kirche. Dann zeige ich dir, was du zu tun hast. Bis dann.«

Erleichtert wirbelte Raimund herum und rannte nach draußen. Er konnte sein Glück kaum fassen. Bei seinen ersten nächtlichen Ausflügen in die kleine Dorfkirche hatte er noch am ganzen Leib gezittert und ständig damit gerechnet, dass der alte Priester ihn erwischen würde. Inzwischen hatte er aber kaum noch daran gedacht, so oft war es gutgegangen. Jetzt war er doch erwischt worden und mit heiler Haut davongekommen.

So schnell und leise er konnte, huschte er im Dunkeln durch das schlafende Dorf Aguilers, bis er die Hütte erreichte, die er sich mit seinen Eltern und seinen zwei kleinen Schwestern teilte. Er schlich zur Rückseite der Behausung und mit oft geübten Griffen kletterte er an der Rückwand empor. Er kroch in eine Spalte zwischen Giebel und Wand, schob das Stroh beiseite, das sein Vater zum Abdichten des Raumes dort gestapelt hatte und lies sich lautlos hineinfallen. Vorsichtig drückte er das Stroh dann zurück an seinen Platz und lief auf Zehenspitzen an sein Bett. Im Halbdunkel konnte

er die schlafenden Gestalten seiner kleinen Schwestern darin erkennen. Er kroch vorsichtig unter seine raue Wolldecke und schloss die Augen.

\* \* \*

Lange hörte Raimund dem gleichmäßigem Atem seiner Schwestern zu, aber er war viel zu aufgeregt, um selbst einzuschlafen. Immer wieder tauchte die alte Bibel vor seinem geistigen Auge auf. Selbst ohne sie lesen zu können, waren ihm die Linien der lateinischen Schriftzeichen und die fein gearbeiteten Bilder am Rande des Pergaments beinahe übernatürlich erschienen. Wie auch in den Momenten, in denen er dem alten Geistlichen bei der Predigt zuhörte, hatte sich seine Fantasie selbstständig gemacht. In seinen Gedanken hörte er die Schreie der Händler im Tempel, als Jesus sie verjagte. Er roch den Duft ihrer Waren und des exotischen Essens. Er schmeckte Wein auf seiner Zunge und fühlte den Sand auf seinen nackten Füßen, auch wenn er all das noch nie mit eigenen Augen gesehen hatte. Er versuchte, sich die brennende Hitze und die unendliche Weite einer Wüste vorzustellen, scheiterte aber. Es war alles so unvorstellbar fremd. Wieder spürte er diese seltsame Sehnsucht, die ihn auch heute dazu getrieben hatte, eine Dummheit zu begehen.

Er lebte in einem Bauerndorf, fernab jeglicher größeren Ansammlung von Menschen oder Zivilisation. Wenn er auf das Dach der kleinen Kirche im Dorf kletterte, konnte er einige Meilen über das Land sehen und sein Blick schweifte dann stundenlang über die schier unendlichen grünen Wiesen und die Wälder in der Ferne. Zwischen den grünen Flecken konnte man die Spuren menschlichen Schaffens sehen. Felder und Zäune fügten sich nahtlos in die unberührte Natur. Der Horizont, den er vom Dach der Kirche aus erblickte, war für viele in seinem Dorf auch das Ende ihrer Welt.

Nicht für ihn. Raimund konnte sich nicht erklären wie seine Eltern und die anderen Dörfler sich damit zufriedengeben konnten. Jedes Mal, wenn er in der Messe saß und Vater Bernard von der weiten Welt erzählte, sehnte er sich danach, sie einmal mit eigenen Augen zu sehen.

Deswegen kletterte er auf die Kirche und holte sich entgegen der Meinung des Priesters regelmäßig Schläge von seinem Vater ab. Aus dem gleichen Grund hatte er sich heute in das Gotteshaus geschlichen. Obwohl er wusste, dass, wenn sein Vater davon erfuhr, er sich seines Lebens nicht mehr sicher sein konnte.

Mit Schauern erinnerte Raimund sich an eine Nacht vor zwei Wochen, als er seine Mutter und seine Schwestern verängstigt und weinend Zuhause gefunden hatte. Sein Vater hatte wieder einen schlechten Tag gehabt und seinen Zorn an ihnen ausgelassen. Er war verschwunden, aber die Früchte seiner Wut hatte er wie immer für Raimund zurückgelassen. Instinktiv wusste der kleine Junge, dass er zu schwach war, gegen seinen Vater etwas auszurichten und das stärkte den Drang, aus seiner kleinen Welt zu entfliehen, nur umso mehr.

\* \* \*

Vom nächsten Tag an belagerte Raimund den Priester in jeder freien Minute. Der Kirchenmann hielt sein Versprechen und nach getaner Arbeit als Ministrant belohnte er ihn, indem er ihm lesen und schreiben lehrte. Wann immer Raimund von da an Zeit hatte, übte er seine Buchstaben. Er schrieb sie mit Stöcken in die Erde hinter seinem Elternhaus oder mit verkohltem Holz aus dem Kochfeuer auf Stücke von Baumrinde. Er erwies sich als Naturtalent im Lernen der lateinischen Sprache und sein Wissensdurst und die schnellen Erfolge ließen den Priester nach und nach alle seine Vorbehalte vergessen. Es war eine Freude für ihn, dem Jungen beim Lernen zuzusehen.

Raimund liebte die Lehrstunden und die Arbeit. Nicht nur, dass er dort seinen Wunsch nach Wissen und seine Sehnsucht nach Geschichten über ferne Länder befriedigen konnte. Er war außerdem froh, dass er jeden Abend eine Ausrede hatte, um das Haus zu verlassen.

In einem Punkt hatte Vater Bernard recht. Sein Vater war ein gottesfürchtiger Mann, der sich nach einigen misstrauischen Fragen

schließlich hatte überzeugen lassen, ihm das Ministrieren zu erlauben. Die Lehrstunden verschwieg ihm Raimund aber trotzdem.

Er tat es, um sich selbst zu schützen. Sein Vater war zu leicht zu verärgern. Er war von Natur aus langsam im Geiste und seine Leidenschaft für Bier machte dies nicht besser. Er war allem und jedem gegenüber misstrauisch und vermutete hinter jeder achtlos fallen gelassenen Bemerkung einen Angriff auf sich selbst. Wann immer er nur den Verdacht hegte, jemand wolle ihn belügen oder belehren, packte ihn sofort der Zorn und ließ ihn für Stunden nicht mehr los. Raimund, seine Mutter und seine Schwestern waren dann diejenigen, die dafür büßen mussten.

Raimund wollte sich gar nicht vorstellen was geschehen würde, wenn sein Vater erfuhr, dass sein Sohn lesen und schreiben konnte. Wo er doch selbst nicht einmal die Buchstaben seines eigenen Namens kannte. Dass es Raimunds Vater da genauso erging, wie fast allen im Dorf, oder sogar im Land, spielte keine Rolle.

\* \* \*

1050 Jahre, seit der Kreuzigung. Raimund starrte an die Holzbalken über seinem Bett und versuchte, sich die Zahl begreifbar zu machen. Er war jetzt zwölf Jahre alt und heute hatte ihm Vater Bernard erzählt, dass er im Jahr 1083 lebte. Zuerst konnte er nichts damit anfangen, bis der Priester ihm erklärte, dass Jesus vor so vielen Jahren geboren worden war und man bei seiner Geburt angefangen hatte zu zählen. Die Zahl ließ Raimund schwindeln und er versuchte, einen Vergleich zu finden. Er wusste, dass sein Vater etwas über vierzig Jahre alt sein musste.

Zumindest hatte seine Mutter ihm das einmal gesagt. Sein Gesicht verfinsterte sich beim Gedanken an seinen Vater. Wenn er das Haus verließ, um zu arbeiten oder zu saufen, holte Raimunds Mutter ihn und seine Schwestern oft zu sich. Sie nahm ihre Kinder dann in die Arme und betete zu Gott darum, dass er ihren Mann endlich zu sich holen möge.

Raimund hasste diese Momente, weil sie ihm jedes Mal seine eigene Ohnmacht vor Augen führten. Zu oft träumte er davon, seinen im Rausch

schlafenden Vater zu erdrosseln oder ihm ein spitzes Stück Holz zwischen die Rippen zu rammen.

Er verabscheute den Mann. Dafür, dass er ihm ausgeliefert war. Dafür, dass er es trotz Bier und unberechenbaren Zorns all die Jahre geschafft hatte, dass niemand sonst im Dorf ahnte, was in seinem Haus geschah. Er hasste ihn dafür, dass er jeden Tag die anderen Väter im Dorf sehen musste und wie sie ihre Kinder liebten. Deren Söhnen blieb nicht verborgen, dass Raimund irgendwie anders war. Für sie blieb er immer der Außenseiter und sie ärgerten ihn zwar nie, aber gingen ihm aus dem Weg. Sie konnten mit dem stillen, schüchternen und blassen Jungen einfach nichts anfangen. Raimund war immer alleine. Wenn die Kinder aus dem Dorf in den Feldern spielten, ging er in die Kirche und verrichtete seine Arbeit oder lernte.

Seine Familie saß immer abseits von allen anderen im Gottesdienst. Seine Mutter und seine Schwestern wurden von den restlichen Dörflern genauso gemieden wie er selbst. Nicht einmal die wenigen Freunde seines Vaters setzten sich zu ihnen. Raimund hasste auch sie, denn einer von ihnen war so abgerissen und versoffen wie der Nächste.

Deshalb betete auch Raimund manchmal im Stillen und unter Tränen, dass der Suff seinen Vater endlich einholen sollte. Trotz all seiner Fantasien brachte er nicht den Mut auf, die Tat selbst zu vollbringen. Die Lehren der Kirche und seine Angst verhinderten dies und manchmal hasste er auch sich selbst dafür.

Aber heute hatte er gelernt, was die Jahre bedeuteten und das sein Vater nicht mehr viele davon haben konnte, dank Bier und schlechtem Leben.

Während er noch darüber nachdachte, hörte er, wie im Nebenraum jemand an die schwere Eingangstür klopfte. Raimund setzte sich auf. Eigentlich sollte er schon lange schlafen. Es gab nicht viel, was seinen Vater wütender machte, als wenn er den Gemeinschaftsraum für sich haben wollte und eines seiner Kinder oder seine Frau aus ihren Zimmern kamen. Oft hatten Raimund und seine Schwestern seinen geheimen Ausgang hinter dem Stroh nutzen müssen, nur um ihre Notdurft verrichten zu können.

Er schlich zum Eingang seines Zimmers. Vorsichtig schob er den grauen Wollvorhang zur Seite und blickte verstohlen in den Hauptraum der



Holzhütte. Erneut klopfte es. Raimund konnte die Tür nicht sehen, dafür aber seinen Vater, der mit einem gemurmelten Fluch hinschlurfte.

»Was?«

Die Worte seines Vaters klangen müde, wütend und getränkt vom Bier. Raimund holte scharf Luft, als er die Stimme des Priesters erkannte, die seinem Vater antwortete.

»Meister Herlwin. Darf ich hereinkommen?«

»Kein Meister. Herlwin. Nur Herlwin«, kam die gemurmelte Antwort.

Raimund hörte, wie die Tür sich öffnete, und sah seinen Lehrer das Haus betreten. Es regnete draußen in Strömen. Der alte Mann war durchnässt und legte vorsichtig seinen Wollumhang auf die Steine neben dem Herdfeuer. Dann sah er sich stirnrunzelnd in dem kargen Raum um.

Raimund stöhnte innerlich. Er wusste, dass seinem Vater dieser Blick alleine als Beleidigung reichte. Er hörte deutlich den mühsam unterdrückten Zorn in Herlwins Stimme.

»Zu dreckig für Hochwürden, eh? Hab keinen hohen Besuch erwartet. Meine Frau ... gibt sich Mühe, aber kanns nicht besser.«

Vater Bernard schien den drohenden Unterton nicht zu bemerken.

»Sauber genug für einen Diener des Herrn, Herlwin. Nach der Andacht sieht es in meiner Kirche auch nicht erfreulicher aus, wenn ihr den Schlamm von draußen hereintragt. Zum Glück habe ich deinen Sohn als Hilfe. Ich bin zu alt, jedes Mal ein ganzes Gotteshaus zu putzen.«

Seufzend ließ der alte Mann sich neben dem Feuer auf einen Hocker fallen und streckte die Hände aus, um sich zu wärmen.

»Wegen deinem Sohn bin ich hier«, fuhr er fort.

Raimund fühlte, wie sein Herz begann, schneller zu schlagen. Angespannt sah er zu seinem Vater, der jetzt überrascht die Augen zusammenkniff und seine Stirn runzelte.

»Was hat der Bengel angestellt? Wenn er was angestellt hat, treib ich's ihm schon aus.«

Vater Bernard schüttelte den Kopf.

»Nein, ich bin zufrieden mit ihm. Sogar mehr als das. Ich habe ihn lange beobachtet und nachgedacht. Er ist jetzt seit sechs Jahren mein Helfer. Er bat mich, dir nichts zu sagen, aber ich kam zu dem Schluss, dass es an der Zeit ist. Er ist auch seit sechs Jahren mein Schüler.«

»Schüler?«

»Ja. Ich habe ihm Lesen und Schreiben beigebracht.«

Raimund wurde es abwechselnd heiß und kalt. Er spürte, wie Schweiß aus seinen Haaren über sein Gesicht lief und er musste blinzeln. Was hatte der Priester vor? Er musste sich beherrschen, um nicht in den Raum zu stürmen. Sein Vater würde ihn totschiagen.

»Was?«

»Ja. Nicht nur das. Dein Sohn ist ein Naturtalent. In all meiner Zeit habe ich niemanden so lernen sehen. Nicht im Kloster und erst recht nicht hier draußen. Deswegen bin ich hier. Ich glaube, dein Sohn hat ein besseres Leben verdient, als er es hier im Dorf je haben könnte. Es ist eine Verschwendung, ihn hier einzusperrn und ihn im Matsch der Felder versinken zu lassen. Ich habe einen Brief an meinen alten Abt geschrieben. Darin bitte ich ihn, deinen Sohn als Novizen in seinem Kloster aufzunehmen. Wenn du es gestattest, will ich ihm den Brief geben und auf die Reise schicken. Dort werden seine Talente gebraucht, statt hier zu verkümmern. Überlege es dir gut. Ein Sohn im Kloster kann dir viele Türen öffnen. Respekt wäre dir sicher und bestimmt noch mehr als das.«

»Was? Der Bengel kann lesen?«

Sein Vater wurde jetzt lauter. Raimund spürte, wie er anfang zu zittern und ihm der beißende Geruch seines eigenen Schweißes in die Nase stieg. Der Priester bemerkte endlich die Wut in der Stimme seines Vaters und hob beschwichtigend die Hände.

»Hör mich an. Ich brachte es ihm freiwillig bei, als Lohn für seine Dienste an der Messe. Du bist eines der treuesten Schafe meiner Herde, Herlwin. Auch wenn zwischen dir und dem Rest der Männer hier im Dorf nicht immer Frieden herrschen mag, so denke ich doch, dass du deinem Sohn ein Leben für die Kirche kaum verwehren willst, oder?«

Raimund schloss die Augen. Er wusste, was jetzt kam. Sein Vater hatte heute einen schlechten Tag gehabt. Er war früh nach Hause gekommen und hatte schon den ganzen Abend über gesoffen. Als Tagelöhner wurde er von den Bauern für die Stunden im Felde bezahlt. Wenn er vor Dunkelheit heimkam, bedeutete es, dass es Ärger gegeben hatte und obendrein weniger Lohn.

Raimund spürte eine absurde Befriedigung bei dem Gedanken, dass sein Vater dem Priester gleich sein wahres Gesicht zeigen würde. Endlich konnte auch einmal jemand außerhalb der Familie das Untier erleben. Gleichzeitig fühlte er sich schuldig, denn Vater Bernard hatte den Zorn seines Vaters nicht verdient.

»Die Satansbrut hat mich angelogen? Ministrant, eh?«, schimpfte der Bauer.

»Das ist zu viel. Der Bengel hört nie, jetzt is genug. Raus aus meinem Haus, Pfaffe, damit ich ihn mir vornehmen kann! RAUS!«

Das letzte Wort hatte Raimunds Vater geschrien. Sein Gesicht lief hochrot an. Raimund konnte vor Angst gelähmt nur dabei zusehen, wie sein Vater kurz verschwand und mit dem abgebrochenen Stil einer Harke zurückkehrte.

Als der Priester das sah, sprang er auf und stellte sich ihm in den Weg.

»Herlwin! Beruhige dich! Dein Sohn hat nichts Unrechtes getan.«

»AUS DEM WEG!«

»Ich lasse nicht zu, dass du ihn deswegen züchtigst! Das wäre eine Schande in Gottes Augen! Hab Einsehen! Er hat eine Gabe von Gott!«

Raimund sah, wie seine schlaftrunkene Mutter aus ihrem Zimmer kam. Das Geschrei musste sie geweckt haben. Als sein Vater sich ihrer gewahr wurde, ließ er einen Schrei fahren und drohte ihr mit dem Holzstiel.

»RAUS! HAUT AB! Ich prügel ihm die Seele aus seinem verlogenen Leib! Wo isser? GEHT MIR AUS DEM WEG!«

In seiner blinden Wut hieb er mit dem Stock nach seiner Frau. Sie schrie auf, duckte sich unter dem Schlag weg und flüchtete barfuß und nur im Nachthemd aus der Tür in den Regen.

»Hör auf Herlwin! Um Gottes willen!«

Raimund sah, wie der alte Mann versuchte, seinem Vater den Stock abzurufen. Hinter sich hörte er Rascheln und die Füße seiner kleinen Schwestern auf dem gestampften Lehm Boden. Panisch drehte er sich um und hielt sich einen Finger vor den Mund.

»Anne, Claire, zieht euch warme Kleider an, schnell. Papa ist wieder wütend. Ich will nicht, dass euch was passiert. Nehmt eure Mäntel. Klettert durch unser magisches Tor.«

Er überlegte kurz.

»Mama ist draußen. Geht zu ihr. Geht mit ihr zur Kirche. Versteckt euch. Ich hole euch da.«

Es brach ihm fast das Herz, zu sehen, wie geübt sie seinen Anweisungen folgten. Zu oft hatten sie ihren Vater so erlebt und beide wussten, was zu tun war. Raimund wünschte sich aus tiefster Seele, sie hätten es nie lernen müssen, aber jetzt war er dankbar dafür. Zitternd wandte er sich wieder zum Vorhang.

Er sah gerade noch, wie Herlwin den Priester von sich stieß und der alte Mann stöhnend zu Boden fiel. Das Gesicht seines Vaters war nur noch eine von Wut verzerrte Fratze. Brüllend holte er aus und schlug auf Pfarrer Bernard ein. Der alte Priester versuchte kraftlos, die Schläge mit seinem Arm abzuwehren und Raimund musste sich einen Schrei verkneifen, als er sah, wie der dicke Stock dem Priester den Arm brach. Vater Bernard schrie auf. Wieder und wieder schlug Herlwin zu. Raimund schoss Tränen in die Augen. Ohnmächtig wurde er Zeuge, wie der Pfarrer still wurde und dann, wie sich der Stock rot färbte und Blut über den Kopf des alten Mannes lief. Sein Vater hielt endlich inne und schnaufte ein paar Mal schwer. Sein Gesicht war besprenkelt mit Vater Bernards Blut.

Raimund blieb fast das Herz stehen, als Herlwin von seinem Werk aufblickte und ihn am Vorhang entdeckte. Er zuckte zurück und Panik stieg in ihm auf. Er fühlte sich wie gelähmt und für einen langen Moment sahen er und sein Vater sich einfach nur in die Augen. Wütend und keuchend sah Herlwin wieder auf den reglosen Priester.

»Jetzt schau, was du angerichtet hast! Verdammt sollt ihr sein! Alles nur wegen dir! Du hast mich dazu gebracht! DAS BÜSST DU MIR!«

Mit einem Satz war sein Vater über dem Priester, blieb aber mit dem Fuß hängen und fiel auf die Knie. Raimund erwachte aus seiner Lähmung. Er zögerte keine Sekunde mehr und stürzte zurück in sein Zimmer. Er hievelte sich zu dem kleinen Loch empor, in dem seine Schwestern gerade verschwunden waren. Hinter ihm wurde der Wollvorhang vom Türsturz gerissen. Ohne sich umzusehen, sprang er nach draußen und rollte sich im nassen Schlamm ab, während er hinter sich seinen Vater rufen hörte. Raimund rannte los.

Das Dorf schien immer noch zu schlafen, scheinbar hatte niemand den Tumult gehört. Erst als die Schreie seines Vaters durch den Regen hallten, öffnete sich hier und da eine Tür. Bis dahin hatte Raimund schon beinahe die kleine Kirche erreicht. Ohne anzuhalten, warf er sich auf die schwere Holztür, die mit einem Ächzen nachgab.

Er rannte zwischen den Holzbänken entlang und flüsterte nach seiner Mutter und seinen Schwestern. Tränen standen in seinen Augen und er konnte kaum etwas durch ihren Schleier sehen. Ein leises »Hier!« führte ihn zum Altar. Seine Mutter und seine Schwestern kauerten ängstlich hinter dem großen Steinblock.

»Steht auf, ich flehe euch an. Er hat Vater Bernard erschlagen! Wir müssen hier weg, sonst macht er das Gleiche mit uns!«

»Wo sollen wir hin?«

Tränen standen in den Augen seiner Mutter.

»Wir haben niemanden. Nirgends.«

Raimund überlegte fieberhaft, dann erinnerte er sich an etwas.

»Wartet hier.«

Er stürmte zu der kleinen Tür neben dem Altar, die zu den Arbeits- und Wohnräumen des Pfarrers führte. Sie war unverschlossen. Mit einem Dankgebet an Gott stieß er sie auf und betrat Vater Bernards Schreibstube. Hektisch blickte er sich um. Auf dem Schreibtisch, an dem er so viele schöne Stunden verbracht hatte, lagen lose Blätter aus Pergament. Raimund

warf eins nach dem anderen zu Boden, aber das, welches er suchte, war nicht darunter. Er sah sich weiter um und sein Blick fiel auf den kleinen Tisch neben dem Bett des Priesters. Dort lag ein einzelnes, zusammengerolltes Pergament, versiegelt mit Wachs und daneben eine passende Hülle aus Leder. Mit zitternden Händen sah Raimund, dass der alte Pfarrer in seiner eigenen Hand etwas auf die Außenseite der Schriftrolle geschrieben hatte.

»Abt Artaud, Kloster der heiligen Maria Magdalena, Vézelay«

Raimund drückte die Schriftrolle an seine Brust und schloss die Augen. Still dankte er dem alten Mann und betete dafür, dass Gott Vater Bernard seinen gerechten Platz im Himmel geben würde. Dann schob er die Rolle hastig in die Lederhülle. Er suchte noch eine Weile und fand ein Hemd und den warmen Wollmantel des Priesters und warf sich beides über. Einen weiteren Mantel und zwei Decken klemmte er sich unter die Arme. Die Rolle stopfte er in sein Hemd und hängte sich den daran befestigten Lederriemen um den Hals. Danach rannte er zurück in die Kirche.

»Hier!«

Er warf seiner durchnässten Mutter den zweiten Mantel zu. Dankbar legte sie sich die schwere Wolle über die Schultern. Jede seiner Schwestern bekam eine der Decken umgehängt.

Er hielt die Lederhülle hoch.

»Der Vater hat einen Brief für mich geschrieben. An ein Kloster. Er wollte, dass ich Mönch werde! Deswegen wurde Papa so wütend. Wir müssen hier weg. Ich danke Gott, dass Vater Bernard den Namen des Klosters nicht erwähnt hat, bevor Papa ihn erschlagen hat. Dorthin gehen wir. Da werden sie uns aufnehmen und ich werde dafür sorgen, dass ihr in Sicherheit seid! Dort wird er uns nie finden.«

Seine Mutter starrte ihn ungläubig an.

»Raimund ... wir können doch nicht einfach fliehen! Dein Vater ... Ich bin sicher, das lässt sich alles klären.«

Raimunds Gesicht verfinsterte sich. Langsam und beherrscht antwortete er.

»Genug, Mama. Ich lasse nicht mehr zu, dass er uns ständig wehtut. Er ist stärker als wir alle, deswegen müssen wir weg von ihm! Im Kloster sind wir sicher. Und dann sehen wir weiter. Alles ist besser als hier.«

Die Entschlossenheit in seiner Stimme ließ seine Mutter verstummen und sie nickte nur geschlagen. Anne und Claire musste er nicht erst überzeugen. Sie liebten ihren großen Bruder und wären ihm überallhin gefolgt. Er lief zum Eingang der Kirche und starrte hinaus. Ein Ruf hallte durch die Nacht. Es war die Stimme seines Vaters, die seinen Namen brüllte. Es klang, als wäre er weit weg und Raimund beschloss, dass die Luft rein genug war. Er winkte seiner Mutter und sie traten gemeinsam aus der Kirche.

Raimund fragte sich, was geschehen würde, wenn man den Priester vermisste und bemerkte, dass er, seine Mutter und seine Schwestern spurlos verschwunden waren. Die Ungeheuerlichkeit des Geschehenen drohte ihn beinahe zu ersticken. Er verdrängte die Gedanken, nahm seine Schwestern bei der Hand und ohne sich umzusehen, verschwanden sie gemeinsam in Nacht und Regen.

\* \* \*

Tagelang wanderten die Vier von Dorf zu Dorf. Um zu erklären, warum eine Frau und drei Kinder alleine reisten, dachte sich Raimund eine Geschichte aus. Sie erzählten jedem, dass sie mit ihrem Vater eine Reise angetreten hatten und Opfer eines Überfalls geworden waren. Sie hatten es geschafft zu fliehen, während ihr Vater getötet wurde. Niemand, den sie trafen, zweifelte daran. Solche Erlebnisse hörte man oft und es gelang Raimund, hier und da Essen und eine Nacht in einem warmen Stall zu erbetteln. Von einem fahrenden Handwerker erfuhren sie den Weg nach Vézelay und wieder dankte Raimund Gott für diesen Glücksfall. Mehr und mehr glaubte er jetzt daran, nicht mehr vor seinem Vater zu fliehen, sondern seiner gottgegebenen Bestimmung entgegenzueilen. Trotzdem blieben seine Nächte kurz. Er machte sich Vorwürfe und das Bild des

blutend am Boden liegenden Pfarrers in seinem Kopf wollte einfach nicht verblassen.

\* \* \*

Schnee fiel, als sie Abtei und Dorf Vézelay erreichten. Das Erste, was in Sicht kam, war die gewaltige Basilika. Raimund staunte voller Ehrfurcht. Er hatte nie zuvor ein so grandioses Bauwerk gesehen.

Er klopfte an das Tor zum Klosterhof und ein alter Mönch öffnete. Bestürzung und Mitleid wechselten sich im Gesicht des alten Mannes ab, als er die kleine, abgerissene Familie begutachtete.

»Ja?«

Raimund holte Vater Bernards Brief aus seiner Hülle und hielt ihn dem Mönch hin. Der alte Mann runzelte die Stirn und begann zu lesen. Seine Lippen bewegten sich, während er die Worte des Pfarrers las. Zwischendurch blickte er immer wieder von Raimund zu seiner Mutter, seinen Schwestern und zurück auf das Pergament. Dann seufzte er.

»Du bist dieser Raimund? Wie alt bist du?«

»Zwölf Jahre, Herr.«

Der Mönch schüttelte den Kopf.

»Die Wege des Herrn sind manchmal wirklich ungewöhnlich. Wir werden sehen, was Abt Artaud dazu sagt. Aber erst einmal kommt ihr herein. Ihr seht aus, als hättet ihr etwas Barmherzigkeit bitter nötig. Folgt mir.«

Er führte sie durch den Klosterhof zu einem Gebäude mit Unterkünften für Gäste. Dann verschwand er und kehrte wenig später mit Essen und Wasser für Raimunds Mutter und seine Schwestern zurück. Er bat Raimund, ihm erneut zu folgen und sie machten sich auf den Weg zum Abt.

\* \* \*



Mit einem Stirnrunzeln legte Abt Artaud den Brief vor sich auf den Tisch, nachdem er ihn mehrmals gelesen hatte.

»Ich erinnere mich an Vater Bernard. Es ist Jahrzehnte her, aber er war ein guter Mann. Er brachte dir Latein bei?«

Raimund nickte eifrig. Unruhig rutschte er auf dem Hocker hin und her. Erneut sah er sich mit großen Augen im Arbeitszimmer des Abtes um, während er sprach.

»Ich kann Latein lesen und schreiben, hochwürdiger Vater. Vater Bernard erzählte mir erst kurz vor seinem Tod von seinem Anliegen, mich zu euch zu schicken, aber ich weiß, dass es meine Bestimmung sein muss. Leider weiß ich nicht, wo ich hier anfangen soll, das konnte er mir nicht mehr sagen.«

Abt Artaud lehnte sich in seinem Stuhl zurück und fuhr sich mit Daumen und Zeigefinger über die Nase.

»Normalerweise nehmen wir um die Zeit des Jahres keine neuen Novizen auf. Und du bist eigentlich zu alt. Dazu kommt, dass Vater Bernard dir nichts hätte beibringen dürfen. Laien ist das Lernen der lateinischen Sprache verboten. Aber wie es der Zufall so will, haben wir dieses Jahr vier unserer Brüder verloren und nur zwei neue Novizen aufnehmen können. Fast möchte ich an Vorsehung glauben, so wie Bernard es offensichtlich getan hat. Er lobt deine Talente in den höchsten Tönen. Deine bisherige Lehre, rechtens oder nicht, gleicht zumindest einmal dein Alter aus. Zudem hörst du den Ruf Gottes, das ist auch gut so. Und von dem, was du erzählst, verdienen du und deine Familie wohl auch Mitleid.«

Er überlegte kurz, während er Raimund eindringlich ansah.

»Also gut. Ich will es mit dir versuchen. Wenn du dich als guter Schüler und frommer Novize erweist, darfst du bleiben. Und wer weiß? Vielleicht hatte Bernard ja recht und du hast eine Gabe Gottes. Das wird die Zeit zeigen.«

Raimund atmete auf. Er hatte lange darüber nachgedacht, ob er dem Abt von seinem Vater erzählen sollte. Er wollte nicht aus Mitleid im Kloster aufgenommen werden, sondern aufgrund seiner Fähigkeiten. Am Ende

hatte er es aber doch getan. Sein Stolz war nicht so wichtig wie ein Platz in der Abtei.

»Hochwürdiger Vater, darf ich fragen, was mit meiner Mutter und meinen Schwestern geschehen soll?«

Wieder runzelte Abt Artaud die Stirn.

»Für die nächsten Wochen können sie als Mägde hier im Kloster bleiben, auch wenn das unüblich ist. Normal übernehmen unsere Novizen alle niederen Arbeiten, aber ich will in eurem Fall eine Ausnahme machen. Nächstenliebe ist noch immer unser höchstes Gebot. Es wäre nicht sehr nett von mir, sie fortzujagen, oder?«

Jetzt lächelte der Abt zum ersten Mal.

»Du wirst in der Zeit einen Platz im Dorf für sie finden müssen. Aber ich bin sicher, die eine oder andere Familie wird sich schon bereit erklären, sie aufzunehmen. Es gibt immer genug Arbeit für Mägde. Aber sei vorsichtig damit, wie viel du erzählst. Bleibt am besten bei eurer Geschichte mit dem Überfall. Auch wenn ich Lügen nicht gutheiße, ist es so wohl das Beste. Ich weiß nicht, auf wessen Herren Land ihr gelebt habt, ich kenne euer Dorf nicht. Eigentlich hättet ihr nicht einfach fortgehen dürfen, sondern bei eurem Lehnsherren Klage einreichen müssen. Wie dem auch sei, geschehen ist geschehen. Ich muss daran glauben, dass Gottes Wille hier im Spiel ist. So. Frage draußen nach dem Schlafsaal. Erkundige dich dort nach Arpin. Er ist einer der beiden Novizen aus diesem Jahr und auch erst seit ein paar Monaten hier. Er soll dir alles zeigen und dir das Leben hier im Kloster erklären. Und jetzt lass mich bitte alleine, es wartet hier noch mehr Arbeit auf mich.«

Raimund sprang auf und verbeugte sich, was dem Abt ein weiteres Lächeln entlockte. Er wollte sich gerade umdrehen und aus dem Arbeitszimmer des Abtes verschwinden, als dieser ihm noch einmal nachrief.

»Ach Raimund!«

Der frischgebackene Novize drehte sich um.

»Benimm dich hier. Disziplin ist eines unserer höchsten Gebote. Dein bisheriges Leben ist jetzt vorüber und du stehst ab sofort in den Diensten

des liebenden Gottes selbst. Stelle dich darauf ein, oder deine Zeit bei uns wird schneller vorbei sein, als dir lieb ist. Und nun geh und tue, was ich dir aufgetragen habe.«

## KAPITEL 2

*Vézelay, Burgund, Mai 1084.*

»Hast du das Wasser geholt?«

Arpin stöhnte gekünstelt auf.

»Oh, Raimund. Natürlich habe ich das Wasser geholt. Meinst du, ich will noch einmal zum Abt bestellt werden, wegen so eines Unsinns?«

»Dir traue ich das zu.«

Beide mussten lachen. Raimund setzte sich neben seinen Freund auf die niedrige Mauer, die den Kreuzgang vom Innenhof trennte. Mit einem Seufzen lehnte er sich an eine Säule. Er schloss die Augen, hob sein Gesicht und genoss die warme Sonne auf seiner Haut. Solche Momente der Ruhe waren kostbar. Er wusste, dass jeden Moment einer der Mönchsbrüder oder gar der Novizenvater auftauchen und ihrer Faulenzerei ein Ende bereiten konnte.

»Hast du was von deiner Familie gehört?«, fragte Arpin.

»Ja. Sie scheinen sich gut einzuleben.«

Es hatte ein paar Wochen gedauert, aber schließlich hatte Raimund einen Platz für seine Familie unter den Bewohnern Vézelay gefunden. Die Familie eines Bauern hatte Anne und seine Mutter als Mägde angenommen. Sie waren auf dessen Hof gezogen, einige Meilen von Vézelay entfernt. Claire hatte Anstellung als Gehilfin eines Gemüsehändlers im Dorf selbst gefunden.

»Das freut mich für dich, ehrlich. Es grenzte ja schon an ein Wunder, dass Vater Artaud Frauen hier in der Abtei geduldet hat. Vielleicht hat er sich daran erinnert, dass unser Kloster einer Frau gewidmet ist. Aber ich werde die hochroten Köpfe mancher der Brüder wirklich vermissen.«

Raimund schielte mit einem Auge zu seinem Freund. Arpin hatte ein breites Grinsen auf dem Gesicht.

»Ich bin froh, dass ich so viel Glück hatte«, sagte Raimund. »Manchmal wundert es mich selbst. Auf unserem Weg hier her dachte ich zuweilen, dass Gott selbst mich meiner Bestimmung entgegenführt.«

»Hört hört! Du glaubst, Gott hält seine Hand über dich? Denkst du, du bist etwas Besonderes?«

Raimund runzelte die Stirn. Er setzte sich auf und fuhr mit seinem Finger über die Mauer.

»Bestimmt nicht«, sagte er. »So habe ich das nicht gemeint. Ganz im Gegenteil. Eigentlich glaube ich von Zeit zu Zeit, dass alles nur ein böser Traum oder schlechter Scherz sein muss, den Gott sich mit mir erlaubt.«

Arpin hörte den Ernst in seiner Stimme und sein Grinsen verschwand.

»Warum sagst du denn so was? Nach dem, was euch widerfahren ist, finde ich es nur gerecht.«

»Du kennst nur die Version meiner Geschichte, die Vater Artaud allen erzählt hat«, sagte Raimund düster.

»Ach? Gibt es noch eine andere? Ich habe sie nicht mal von Artaud, sondern von einem der Brüder, dem du sie selbst erzählt hast. Wenn es also nicht wahr ist, was dann?«

Raimund schwieg für einen Moment. Seine ganze gute Laune über den ersten schönen Sommertag war verflogen. Er haderte damit, ob er Arpin die Wahrheit sagen sollte. Er hatte Angst, dass sein Freund ihn verstieß, wenn er erfuhr, was sich damals wirklich zugetragen hatte.

»Na gut. Früher oder später wird es doch jemand erzählen. Besser du hörst es von mir als von jemand anderem«, sagte er schließlich.

»Ich bin gespannt«, antwortete Arpin unsicher.

Leise erzählte Raimund ihm alles, was geschehen war, bevor seine Familie die Abtei erreicht hatte. Er berichtete von seiner Zeit als Ministrant, von der Idee Vater Bernards, ihn ins Kloster zu schicken und der Wut seines Vaters. Er beschrieb Arpin die Flucht und die Angst, die er und seine Familie gespürt hatten. Jede Nacht hatten sie einander festhalten müssen, so hatten

sie gezittert. Jeder Tag war von der Angst begleitet worden, Herlwin könnte sie doch noch finden.

Als er fertig berichtet hatte, musste Raimund sich schütteln. Es zu erzählen, hatte ihn noch einmal an all diese schlimmen Gefühle erinnert. Er wünschte, Arpin würde etwas sagen, aber der schwieg nur nachdenklich. Erst nach vielleicht zehn Minuten räusperte sich sein Novizenbruder.

»Er hat euren Pfarrer einfach so erschlagen? Ist er ... ist er tot?«, flüsterte Arpin.

»Ich weiß es nicht. Es war so viel Blut ... Er hat ihm immer wieder auf den Kopf geschlagen. Vater Bernard war ein alter Mann.«

Raimund schüttelte den Kopf.

»Nein. Das kann er nicht überlebt haben. Und ich bin schuld daran.«

»Wie? Du hast ihn doch nicht getötet!«

Arpin musste schlucken.

»Das kannst du doch nicht ernst meinen. Wie soll das deine Schuld sein? Du kannst froh sein, dass ihr von dort fortgekommen seid! Mein Vater war auch nicht der freundlichste, aber so etwas ... Das hätte er nie getan.«

»Es ist meine Schuld, Arpin. Das weiß ich jetzt. Hätte ich mich benommen, hätte ich nie lesen gelernt ... Neugier ist eine Sünde, hat einer der Brüder letzthin gesagt. Und er hat recht. Wäre ich zu Hause geblieben, wäre all das nicht passiert.«

»Und? Trotzdem hätte er den Priester nicht erschlagen dürfen. Das war seine Entscheidung.«

»Aber siehst du es nicht? Ich habe ihn dazu getrieben! Ich wusste, wie er war. Ich hatte nur nicht daran gedacht, dass es Vater Bernard erwischt. Ich dachte immer, wenn er davon Wind bekommt, dann lässt er es an mir aus. Damit hätte ich leben können, es war ja meine eigene Schuld. Aber so? Ich habe Angst, Arpin!«

Raimund spürte, wie Tränen in seine Augen stiegen.

»Wovor?«

»Dass ich deswegen nicht in den Himmel komme. Verstehst du das nicht? Ich habe einen Priester auf dem Gewissen! Und ich weiß nicht, ob ein Leben im Kloster mich von diesem Verbrechen reinwaschen kann! Manchmal wünschte ich fast, der Herr, auf dessen Land wir lebten, würde hier ins Kloster kommen. Wenn er mich mitnehmen und gerecht bestrafen würde, dann könnte Gott mir vielleicht vergeben. Ich bereue es ja. Aber ich weiß nicht einmal wie dieser Herr heißt. Ich zweifle sogar daran, dass ich den Weg nach Hause noch finden würde.«

Arpin schüttelte energisch den Kopf.

»So was darfst du nicht einmal denken. Was für ein Unsinn. Ich verstehe es wirklich nicht. Du kannst nichts für deinen Vater. Wenn einer von euch in der Hölle schmoren wird, dann doch sicher er.«

Raimund lächelte seinen Freund mitleidig an. Arpin würde es wohl nie verstehen, aber damit hatte er auch nicht gerechnet. Auch Vater Artaud hatte ähnlich reagiert. Aber Raimund konnte die Schuld in seinem Herzen spüren. Er würde sein Leben lang der Kirche dienen, um zu büßen. Er zweifelte nur daran, dass es genügen würde.

\* \* \*

Die nächsten Jahre verbrachte Raimund glücklicher, als er es sich je hätte träumen lassen. Das strenge Regiment der Klosterschüler und die harte Arbeit, die sie verrichten mussten, machten ihm nichts aus. Durch sie empfand er die Lese- und Schreibstunden, an denen er täglich teilnahm, nur noch mehr als Belohnung.

In dem Novizen Arpin hatte er schnell einen Freund gefunden. Er war genauso blass und schwächling wie Raimund selbst, aber von völlig anderem Gemüt. Es war schwer, den stets zu Scherzen aufgelegten Arpin nicht zu mögen. Die beiden wurden unzertrennlich, sehr zum Leidwesen der alten Mönche, die immer wieder Opfer von Arpins Streichen wurden. Raimund wurde oft gegen seinen Willen als Komplize verpflichtet und teilte hinterher die Strafen. Er ertrug es mit Humor. Er war froh, zum ersten Mal in seinem

Leben einen Freund gefunden zu haben, der ihn so akzeptierte, wie er war. Um nichts in der Welt hätte er das eintauschen wollen.

Und nie würde er den Tag vergessen, an dem er zum ersten Mal die Bibliothek des Klosters betreten hatte. In hölzernen Regalen stapelten sich hunderte Pergamentrollen. Auch einige kunstvoll gearbeitete Folianten mit der Geschichte der Abtei und Abschriften der Bibel befanden sich darunter. Andächtig von einer Heerschar aus Brüdern und Novizen gepflegt, stellten sie keinen geringen Teil des Klosterschatzes dar. In ihrer Bedeutung standen sie nur hinter den heiligen Reliquien, welche in einem Schrein in der Basilika aufbewahrt wurden. Nie war Raimund den Erzählungen seiner Kindheit so nah, wie als er das erste Mal am Grabmal der Heiligen Maria Magdalena stand.

Das Kloster von Vézelay erinnerte jeden täglich aufs Neue an die Macht des wahren Glaubens. Die nie enden wollenden Pilgerströme bewiesen dies zu Genüge. Für das kommende Jahr hatte Abt Artaud sogar beim Papst Erlaubnis für die Erweiterung der Basilika eingeholt. Er beabsichtigte, den Reliquien der Heiligen Maria Magdalena eine angemessenere Ruhestätte zu bauen. Vor etwas weniger als fünfzig Jahren hatte das heilige Grab der Maria seinen Weg nach Vézelay gefunden. Seitdem war es zu einem bedeutenden Zentrum des katholischen Glaubens im Reich der Franken geworden.

Über all die wundersamen Dinge vergaß Raimund aber nie seine Schuldgefühle. All die Zeit, alles Glück und alle Scherze Arpins konnten ihn nie völlig mit seinem Schicksal versöhnen. Während jeder der vier täglichen Gebetsstunden dachte er an Vater Bernard und sprach ein Gebet für den alten Priester. Er entschuldigte sich bei ihm und Gott und schwor, eines Tages einen Weg zu finden, diese Schuld zu sühnen.

\* \* \*

Raimunds Leidenschaft für die Schriften und seine akribische Sorgfalt beim Kopieren von Texten und Büchern sorgten für einen schnellen Aufstieg in der Hierarchie der Abteibibliothek.



Es kam oft vor, dass man ihn rief, wenn ein Adelige oder ein Kirchenfürst zu Besuch war und es galt, Urkunden und Berichte zu fertigen. Ebenso wurde ihm auch ein paar Mal die Ehre zuteil, den Abt und hohe Brüder zu begleiten, wenn sie in befreundete oder verschwisterte Abteien reisten. Dort sollte er dann deren Sammlungen an Schriften nach geeigneten Texten durchforsten, welche dann als Kopie Einzug in ihre eigene Bibliothek hielten.

Solche Ausflüge waren jedes Mal aufregend. Bis auf seine Heimat, ein paar andere Dörfer und Vézelay selbst, hatte Raimund noch nichts von der Welt gesehen.

Aber nur zwei dieser Reisen in all den Jahren hinterließen wirklich tiefen Eindruck bei ihm. Die Eine war ein Besuch in Vézelay's Mutterabtei, Cluny. Dort sah er zum ersten Mal das größte Bauwerk und Gotteshaus des Christentums. Cluny, mit seiner riesigen Basilika, war das Zentrum der Benediktiner und ihrer Lehren. Als Raimund die enorme Kirche betrat, kam er nicht mehr aus dem Staunen heraus. Es war so viel größer und prächtiger als alles, was er bisher gesehen hatte. Für einen Moment erstarrte er vor Ehrfurcht vor dem, was Menschen mit Willen und Glauben schaffen konnten, ohne dafür übernatürliche Hilfe zu benötigen. Er beeilte sich aber schnell, diesen Gedanken wieder zu verdrängen. Solche Überlegungen grenzten in sich schon an Blasphemie. Die anderen Mönche glaubten fest daran, dass Gottes Hand über dem gigantischen Gotteshaus schwebte. Aber selbst ohne die Basilika war Cluny eine beeindruckende Errungenschaft, denn von hier aus hatten sich die Benediktiner über die Abteien und Klöster des Frankenlandes verbreitet. Entsprechend groß war auch die dort aufbewahrte Sammlung an Schriften. Raimund empfand die Bibliothek in Vézelay im Vergleich dagegen fast als armselig. Er verbrachte mit Erlaubnis seines Abtes Monate dort, um so viel wie möglich zu kopieren und mit zurück nach Sankt Maria in Vézelay zu nehmen.

Die zweite Reise, welche sein Leben nachhaltig verändern sollte, fand im November des Jahres 1095 statt, kurz nach Raimunds vierundzwanzigstem Geburtstag und kurz, nachdem er sich zum Priester hatte weihen lassen.

## KAPITEL 3

*Vézelay, Burgund, Oktober 1095.*

Es war im Morgengrauen und noch vor dem ersten Gebet als Raimund spürte, wie ihm seine Wolldecke weggezogen wurde. Sofort nahm er die unangenehm kalte Oktoberluft wahr, die durch seine weit offen stehende Tür strömte und dann unter sein Schlafgewand kroch. Er knurrte unwillig und zog die Knie an seinen Körper.

»Steh auf, Faulpelz. Soll der gelobte Gott etwa mitbekommen, wie wenig du dich darum scherst, den Beginn seines herrlichsten Tages zu lobpreisen?«

Mit einiger Mühe öffnete Raimund ein Auge und blickte in das grinsende Gesicht seines besten Freundes. Arpin hatte eine Kerze bei sich, in deren Licht sein schelmisches Grinsen besonders zur Geltung kam. Raimund antwortete nicht, sonder verzog nur unwillig sein Gesicht.

»Bei dir ist jeder Tag sein herrlichster«, knurrte er.

»Seit wann wird mir die Ehre zuteil, dass du mich weckst?«

»Nun steh schon auf«, drängte Arpin ungeduldig.

»Der Abt hat mich persönlich geschickt, dich aus dem Schlaf zu reißen.«

»Vater Artaud? Was will er denn um diese Tageszeit von mir? Das Mitternachtsgebet kann doch noch keine drei Stunden her sein?«

»Woher soll ich das wissen? «Geh und hole Raimund und bring ihn zu mir, Arpin«, hat er gesagt. Ich war schon dankbar, dass seine greise Eminenz sich endlich einmal an meinen Namen erinnerte.«

Allmählich gelang es Raimund, sich den Schlaf aus den Augen zu reiben. Er setzte sich auf.

»Hat das was mit dem Gesandten von gestern Abend zu tun?«, fragte er gähnend. »Der Bursche sah aus, als käme er vom Papst persönlich. Behängt mit den feinsten Stoffen. Ich habe mich schon gefragt, ob der sich wohl umgezogen hat, bevor er die Abtei betreten hat, so sauber kam der daher.«

»Ich weiß es nicht, Raimund. Jetzt hör endlich auf zu palavern und steh auf. Wasch dich!«

Arpin grinste immer noch.

»Seine Eminenz wird schon einen Grund haben, dich in solcher Herrgottsfrühe zu sich zu bestellen.«

Mit diesen Worten verpasste er Raimund einen unsanften Stoß in die Seite, woraufhin dieser sich mit einem weiteren Stöhnen endlich dazu bequemte, aufzustehen.

»Wie kommt es eigentlich, dass du so früh schon wach bist und beim Abt warst?«

»Der Novizenvater hatte mich geweckt«, sagte Arpin.

Er verzog sein Gesicht.

»Ich musste bei den Vorbereitungen in der Abtei helfen. Heute wird eine Gruppe Pilger aus Paris erwartet, die die heiligen Knochen betrachten wollen.«

Der Frühdienst in der Abtei war bei den Novizen verhasst. Bei ihren ohnehin langen Tagen war er eine beliebte Form der Strafarbeit, mit der man die aufmüpfigsten unter den Klosterschülern bedachte.

»Lass mich raten. Du warst gestern mal wieder etwas zu vorlaut und hast den Unwillen der Brüder auf dich gezogen, hab ich recht?«, feixte Raimund.

»Ich will nicht darüber reden. Aber ich sage dir, wenn ich noch öfter so früh aus dem Bett muss, werde ich es noch lernen, völlig ohne Schlaf auszukommen. Irgendwann bin ich dann der »heilige Arpin-ohne-Schlaf« und von mir wird eine Statue in der Abtei stehen, wie von den anderen Heiligen. Nur dass ich dann keine Axt und kein Bratrost bei mir trage, als Zeichen meines Martyriums. Stattdessen werde ich in einem Bett sitzen, mit dem Laken in der Hand!«

Raimund musste sich beherrschen, um nicht laut loszulachen. Arpins Spinnereien waren immer dafür gut, ihn aus den schlimmsten Grübeleien oder düstersten Stimmungen zu holen. Kopfschüttelnd streifte er sein Schlafgewand ab, ging zu seiner Waschschüssel und spritzte sich Wasser ins Gesicht. Dann warf er sich sein schwarzes Habit über und zog es mit seinem Ledergürtel über der Hüfte zusammen. Weil es so kalt war, warf er noch sein Skapulier über, eine Art Mantel, der vor und hinter seinem Körper bis zum Boden reichte.

»Du siehst fast aus wie ein fertiger Priester«, sagte Arpin. »Man könnte fast meinen, du hättest letzte Woche deine Weihe erhalten, Kaplan Raimund.«

»Mach darüber keine Witze. Ich habe es mir vorher gut überlegt. Meine Zukunft liegt in der Kirche. Nur als Priester habe ich in jeder Bibliothek des Christentums Zugang, vor allem in Rom.«

»Schon wieder Rom«, stöhnte Arpin. »Wenn der Alte genauso genervt davon ist, den Namen Roms von dir zu hören, wie ich es bin, wird er dich noch hinschicken, nur um dich loszuwerden. Und dann muss ich auch nach Rom, weil du dort alleine ja kaum klarkommen wirst. All die Bischöfe, Kardinäle und Äbte würden dich bei lebendigem Leibe fressen. Aber ich will nicht nach Rom.«

»In Rom sind eben die meisten Bücher«, beharrte Raimund geduldig.

»Und du weißt, was mir das bedeutet. Aber genug jetzt. Lass uns gehen.«

Die rußende Talgkerze in Händen ging Arpin voraus. Auf dem Weg vom Novizengebäude durch den Kreuzgang und die Abtei spürten beide die schärfer werdende Kälte der Herbstluft. Der nahenden Winter kündigte sich an. Auch fühlten sie noch immer die Müdigkeit der ungewohnten Frühe. Schweigend versanken beide in ihren eigenen Gedanken.

Als sie die Wohnräume des Abtes erreichten, klopfte Arpin einmal kurz und öffnete die Eingangstür, ohne eine Antwort abzuwarten. Sie durchquerten einen Vorraum, in dem auf einem niedrigen Tisch eine aus Holz geschnitzte Statue der Maria Magdalena stand, wie sie vor dem Kreuz Jesu kniete. Dahinter gelangten sie in einen kurzen Korridor, von dem die Schlafräume und das Arbeitszimmer des Abtes abzweigten. Sie betraten den

Raum, der das Herz der Abtei darstellte. Im Gegensatz zu seiner Bedeutung war das Zimmer ebenso spärlich eingerichtet wie der Rest der Wohnräume der Abtei. Erhellte wurde er durch weitere rußende Kerzen. Unter der Decke hing dichter Qualm.

Abt Artaud erwartete sie bereits. Er saß im Kerzenlicht an seinem Schreibtisch und studierte konzentriert eine Schriftrolle, die er vor sich auf dem Holztisch ausgebreitet hatte.

»Arpin, sei so gut und tu etwas gegen den Qualm. Meine alten Augen sehen auch so schon schlecht genug«, sagte der alte Mann, ohne von dem Pergament aufzusehen.

Arpin sah kurz zu Raimund, dann stellte er seine eigene Kerze ab. Aus einem Holzregal an der Wand holte er eine einfache Schere aus Metall, mit der er die Dochte der Talgkerzen einen Fingerbreit über dem Wachs abschnitt. Sofort wurden sie heller und brannten wieder ohne Ruß. Dann ging er an das Fenster zum Abteihof und schob den Leinenvorhang zur Seite, damit der Qualm abziehen konnte.

Mit einem Seufzen blickte Abt Artaud von seiner Schriftrolle auf. Er rieb sich mit Daumen und Zeigefinger die zusammengekniffenen Augen und blinzelte erschöpft.

»Raimund. Guten Morgen.«

»Guten Morgen hochwürdigster Vater Abt.«

Der Abt lächelte und winkte mit einer Hand ab.

»Du musst nicht immer so förmlich sein, mein Sohn, das weißt du doch. Vater Artaud reicht völlig«, sagte er. Dann wurde er wieder ernst.

»Ich nehme an, du wunderst dich über diese Audienz. Wir haben einiges zu besprechen. Ich selbst habe mir schon die Nacht um die Ohren geschlagen.«

Er wandte sich an Arpin.

»Danke, Bruder. Du kannst gehen und dich für das Morgengebet bereit machen.«

»Vater Artaud.«

Mit einem letzten, nachdenklichen Blick zu Raimund verließ Arpin das Arbeitszimmer.

»Dir ist sicher nicht entgangen, dass wir gestern Abend hohen Besuch hatten. Aber setz dich erst mal.«

Der Abt wartete, bis Raimund sich einen Hocker beigezogen hatte und saß, dann fuhr er fort.

»Der Bote, der gestern ankam, ist von niemand Geringerem als unserem Heiligen Vater geschickt worden. Urban der Zweite hat ihn die letzten Wochen von Rom aus in dutzende Provinzen und Klöster entsandt.«

Er hielt die Schriftrolle hoch, die vor ihm lag.

»Im Gepäck hatte er diese Einladung in die ehrwürdige Abtei zu Clermont, die der Papst höchstselbst nächsten Monat besuchen will. Er hat alles, was in der Kirche und unter den weltlichen Fürsten Rang und Namen hat, zu einem allgemeinen Konzil eingeladen.«

»Verzeiht mir die Neugier, Vater Artaud«, unterbrach ihn Raimund.

»Aber steht in dem Brief, warum er dieses Treffen einberuft?«

Artaud seufzte und lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

»Nein. Aber ich kann es mir denken. Urban ist ein Nacheiferer seines geistigen Vaters, Papst Gregors, Gott habe ihn selig. Gregor war immer davon überzeugt, dass die Kirche mehr Macht über die christlichen Fürsten und Könige braucht. Wenn es nach ihm gegangen wäre, gäbe es nur einen Staat. Einen christlichen Staat Gottes.«

Raimund wunderte sich über den ironischen Tonfall seines Abtes. Unwohl rutschte er auf seinem Hocker herum.

»Aber Vater Artaud. Wäre es nicht in unserem Sinne als Männer der Kirche, wenn dem so wäre? Verzeiht meine Unwissenheit.«

Artaud seufzte abermals.

»Raimund, wenn du erst einmal mein Alter erreicht hast, wirst du lernen zu unterscheiden, was wichtig ist und was nicht. Wen kümmert es, wer über wem steht an den Spitzen der Macht? Solange es Christen sind, ist es doch gleich. Irgendwann ist es nur noch Geltungssucht der Mächtigen, die

darüber entscheidet, wer wem etwas befiehlt. Der Heilige Stuhl in Rom wird so oder so immer die Macht behalten, den Gläubigen ins Gewissen zu reden und über ihr Seelenheil zu bestimmen. Egal ob es nun Kaiser, Könige, Barone oder Bauern sind. Weltliche Macht ist vergänglich. Mich interessiert das Heil der Seelen unserer Gemeinden und der Christenheit. Nicht, wer darüber entscheiden kann, wie viel Land uns und wie viel den Fürsten gehört. Aber ich fürchte, unser Papst denkt da anders. Und ihm müssen wir uns fügen.«

Raimund musste schwer schlucken. Mit Dingen wie diesen hatte er sich in seiner kleinen Welt, die aus Schriften und dem täglichen Leben eines Benediktiners bestand, nie beschäftigt. Gleichzeitig spürte er, wie seine angeborene Neugier erwachte. Schon mit seinem Eintritt in das Kloster damals hatte er das Gefühl gehabt, über seinen Tellerrand zu blicken. Die Worte des Abtes ließen ihn jetzt erahnen, dass es auch für einen wie ihn die Möglichkeit gab, die ganze Speisetafel zu sehen.

Der Abt nahm einen Schluck aus einem Becher mit Wein, dann sprach er weiter.

»Aber das Wohl und Wehe der Welt und der Kirche wollte ich mit dir eigentlich nicht besprechen, davon wirst du noch früh genug erfahren. Ich wollte dich darum bitten, mich auf dem Weg nach Clermont zu begleiten. Ich benötige einen Schreiber, der das, was gesprochen und beschlossen wird für mich und das Kloster aufzeichnet. So ein allgemeines Konzil ist ungewöhnlich und ich denke, es werden dort bedeutende Entscheidungen getroffen werden. Folgeschwer für die Zukunft. Vielleicht sogar für die ganze Christenheit. Ich will meinen besten Schreiber, um alles niederzuschreiben. Wärest du dazu bereit? Ich möchte es nur ungern befehlen. Ich weiß, dass einige unserer Brüder das zurückgezogene Leben hier in der Abtei schätzen. Ich weiß aber nicht, ob du zu denjenigen gehörst.«

»Vater Artaud ... Natürlich könnte ich euch eine solche Bitte nie abschlagen. Aber selbst ohne sie würde ich darum ersuchen, euch zu begleiten. Wann hat ein einfacher Kaplan wie ich sonst die Möglichkeit, den Nachfolger Petri und Gottes Stellvertreter auf Erden zu sehen?«

Artaud schnaubte.

»Spiele nicht den Heiligen, Raimund. Ich weiß, dass du gerne einmal nach Rom reisen würdest. Es genügt mir aber zu wissen, dass du bereit bist, mich nach Clermont zu begleiten. Wir brechen in einer Woche auf. Triff deine Vorbereitungen. Du hast deine Pflichten in der Schrifthalle. Such dir jemanden, der dich für die Zeit deiner Abwesenheit vertritt. Und jetzt auf zum Morgengebet. Ich habe hier noch zu tun und komme nach.«

Mit einer winkenden Handbewegung bedeutete Abt Artaud ihm, zu gehen. Raimund stand auf und warf einen letzten Blick auf den alten Mann. Der war schon wieder über die Schriftrolle gebeugt. Tiefe Falten durchzogen seine Stirn.



## KAPITEL 4

*Vézelay, Burgund, November 1095.*

Die nächsten Tage verbrachte Raimund in stiller Routine, abgesehen von einigen Vorbereitungen. Ein Vertreter für seine Pflichten war schnell gefunden. Die Abschriften, die er noch anzufertigen gedachte, würden auf ihn warten. An eigenem Hab und Gut besaß er so gut wie nichts, das sich zu packen gelohnt hätte.

Als der Tag der Abreise kam, gesellte er sich zu den anderen altgedienten Mönchen des Klosters, die den Abt ebenfalls begleiten würden. Es war noch sehr früh am Morgen und Nebel hing in der kalten Luft. Die Männer traten zitternd auf der Stelle, um sich aufzuwärmen. Raimund wartete ungeduldig auf das Eintreffen Abt Artauds. Bei sich trug er nicht mehr als ein Bündel mit Kleidung und eine schwere Tasche mit seinen Schreibutensilien. Außerdem waren darin ein paar Blätter kostbaren Pergaments, die er in Tuch eingewickelt hatte, um sie vor Feuchtigkeit zu schützen.

Wenig später traf auch der Abt ein und zu Fuß begab sich die kleine Gruppe auf ihre beschwerliche Reise. Nur der altersschwache Abt ritt auf einem Esel, was Raimund ein Lächeln entlockte. Aufgrund seines hohen Ansehens hätte niemand ein Wort darüber verloren, wenn der Abt ein eigenes Pferd oder sogar einen Wagen als Reisemittel gewählt hätte. Da der alte Mann aber zeit seines Lebens die Genügsamkeit und Armut der Apostel gepredigt hatte, blieb auch die Wahl seines Reittieres entsprechend bescheiden.

Aber auch einige der anderen Mönche waren schon in hohem Alter und hatten Mühe mit den steinigen Wegen und unbefestigten Straßen. Trotzdem

wollte keiner von ihnen den Werten des Abtes widersprechen und so verzichteten sie ebenfalls auf jede Bequemlichkeit.

Die zunehmende Kälte des Herbstes half auch nicht dabei, die Reise angenehmer zu machen. Sie kamen nur langsam voran. Die Nächte, die sie auf freiem Feld zubringen mussten, waren unbequem und wenig erholsam. Immerhin wurde ihnen als Männern Gottes in den meisten Dörfern bereitwillig Unterkunft und Nahrung zur Verfügung gestellt.

Je näher sie Clermont kamen, desto mehr Reisende trafen sie auf den Straßen. Als am Vormittag des siebzehnten Novembers dann schließlich die ersten Bauernhöfe von Clermont in Sicht kamen, waren sie umringt von anderen Reisegruppen.

\* \* \*

Als die Abtei über den sanften Hügeln vor Clermont auftauchte, war Raimund aufs Neue beeindruckt. Dahinter war die Stadt selbst zu sehen, welche die hinteren Gebäude des Klosters auf drei Seiten einschloss. Mit Staunen sah er ein dichtes Zeltlager, das man auf den Feldern vor Clermont aufgebaut hatte. Einige der Zelte standen in Gruppen zusammen und waren mit bunten Fähnchen und Wappen in Form von stilisierten Kreuzen versehen. Die Zelte bestanden aus Leinen, gefärbt in allen möglichen Farbtönen. Manche waren einfach und schäbig, andere dafür groß wie Häuser und prachtvoll.

Am Wegesrand hatten fahrende Händler ihr Lager und ihre Stände aufgebaut. Wenn sie nicht den Vorbeiziehenden ihre Waren anpriesen, versuchten sie die Bettler zu verjagen, die zwischen ihnen Almosen von den Reisenden erbettelten.

Noch nie hatte Raimund so viele exotische Waren gesehen. Er entdeckte einen Stand mit Schnitzereien, welche wohl Fabelwesen darstellen sollten. Woanders fanden sich bunte Stoffe aus Seide und Samt, Geschirr und Kochwaren aus den verschiedensten Materialien und von fremdartiger Form. Vor den Ständen liefen Adelige und Geistliche auf und ab. Sie begutachteten die Auslage oder feilschten mit den Händlern. Raimund war

auch überrascht von den vielen Frauen darunter. Händlerinnen und Edelfrauen handelten dort ebenso aufgebracht miteinander wie ihre Männer.

In den Lücken zwischen den Zelten war gleichsam geschäftiges Treiben zu beobachten. Bedienstete verrichteten die täglichen Arbeiten für ihre Herren. Sie trugen Möbel und Körbe mit Essen umher, kochten oder wuschen Kleidung in einem Bach hinter dem Zeltlager. Gruppen von Adligen, Mönchen und Priestern wanderten von Zelt zu Zelt, vertieft in Gespräche. An zahlreichen Feuern wurde gegessen und getrunken. Hier und da vertrieben sich die Gefolgsleute der Adligen mit Würfelspielen die Zeit.

Die allgemeine Stimmung war gelassen, aber mehr als einmal sah Raimund, wie Adelige und Kleriker wild gestikulierten und sich offensichtlich stritten. Dies wunderte ihn wiederum wenig. Er hatte oft genug von den Zuständen im Land gehört, wo wechselnde Treue unter Vasallen und Lehnsherren an der Tagesordnung war. Auch Auseinandersetzungen mit Waffengewalt hatten sich in den letzten Jahren gehäuft. Sogar einige Klöster und Kirchenbesitzungen waren in Mitleidenschaft gezogen worden. Es war gut möglich, dass verfeindete Parteien hier gemeinsam dem Aufruf des Papstes gefolgt waren. Trotzdem schien auf dem Konzil Friede zu herrschen. Das war wohl einzig der Autorität des Papstes zu verdanken und damit in sich selbst beeindruckend.

Raimunds Gruppe erreichte schließlich die eigentliche Abtei. Dort herrschte die gleiche Betriebsamkeit wie im Zeltlager. Raimund selbst wurde ein Gefühl der Enge nicht los. Noch nie hatte er so viele Menschen auf einem Haufen gesehen, nicht einmal am Markttag in Vézelay. Genausowenig hatte er vorher schon so viele Vertreter des Adels an einem Ort versammelt erlebt. Deren bunte, aus feinen, gewebten Stoffen gefertigte Kleidung, stand im harschen Kontrast zu der einfacheren Gewandung der Geistlichen. Diese waren nicht annähernd so prachtvoll, bevölkerten das Kloster dafür aber in Überzahl. Der Schmuck und die Zierwaffen der Adligen sorgten nur noch mehr dafür, dass sie wie farbige Flecken aus dem Grau, Braun und Schwarz der Mönche herausstachen. Raimund beschlich das Gefühl, wirklich besseren Menschen

gegenüberzustehen. Vor allem die erstaunlich zahlreichen Frauen waren in den fantastischsten Farben gewandet.

Unwillkürlich musste er an sein Heimatdorf zurückdenken. Die Welt, die er hier sah, war so weit vom Schlamm und den Holzhütten seiner Kindheit entfernt, wie es nur möglich sein konnte. Schlagartig wurde ihm klar, dass alles was er bisher gekannt hatte, das genaue Gegenteil vom privilegierten Leben dieser Menschen war. Durch seine Studien war ihm das schon theoretisch bewusst geworden, aber diesen Unterschied so deutlich und mit eigenen Augen zu sehen, war etwas völlig anderes.

Ein älterer Novize von Clermont kam ihnen entgegen, nahm sie in seine Obhut und führte sie in den Hof der Abtei. Als Gefolge des geladenen Abtes eines befreundeten Klosters hatten sie das Privileg, einen eigenen Raum beanspruchen zu dürfen. Dieser entpuppte sich allerdings als nicht mehr als ein hergerichteter Stall mit Strohballen als Schlafgelegenheiten. Einige der älteren Mönche murrten über diese Art der Unterbringung, akzeptierten sie aber. Nachdem sie sich leidlich eingerichtet hatten, nahmen sie ein Mittagmahl zu sich. Der Novize versorgte sie dafür mit einem Topf Getreidebrei, dazu Brot und Bier.

Nach dem Essen beschloss Abt Artaud, den restlichen Tag für Andacht und Liturgie zu nutzen. Nach dem Abendmahl würden sie dann freie Zeit genießen können. Der Beginn des eigentlichen Konzils war erst für den Mittag des folgenden Tages angesetzt, wie ihnen der Novize mitteilte.

Unwillig nahm Raimund an den Psalmgesängen und Gebeten teil. Seine Neugier hatte ihn schon kurz nach Ankunft gedrängt, auf eigene Faust das Lager und das Kloster zu erkunden. Vielleicht konnte er sogar Einlass in die hiesige Schreiberei erhalten. Er tadelte sich aber für seine Ungeduld und gab sich gewissenhaft Mühe, mitzusingen. Nach einer Weile unterbrach der Abt die Liturgie für das Abendmahl, welches wieder aus Suppe, Brot und Bier bestand. Danach hielt er noch einen improvisierten Gottesdienst in ihrem Stall. Spontan gesellten sich umherziehende Seelen zu ihnen, meist Bedienstete und Gefolgsleute mit Freigang, aber auch Mönchsbrüder.

Abt Artaud gemahnte alle, sich sittlich und gottesfürchtig zu benehmen und dem für Morgen angekündigten heiligen Vater und seinem Gefolge den gebührenden Respekt zu erweisen. Dazu rezitierte er aus dem Gedächtnis

die Stelle des Lukas Evangeliums, in der Jesus zu Besuch bei den Pharisäern zu Tisch saß und diese für ihre Aufmüpfigkeit tadelte. Er mahnte die Lehre daraus an, am morgigen Tag und während des Konzils sich nicht zu sehr nach vorne zu drängen, oder über den eigenen Stand hinaus zu sprechen. Niemand sollte anderen durch Vordrängen die Teilnahme am Konzil erschweren.

Während der Abt im Kerzenlicht sprach, wanderten Raimunds Gedanken auf eigenen Wegen. Ihm fielen Passagen über vergangene Konzile und Synoden ein, die er in seinen geliebten Schriften gelesen hatte. Die Namen alter Kirchenfürsten, Päpste und Bischöfe kamen ihm in den Sinn. Er versuchte, sich an die Namen der römischen und fränkischen Kaiser zu erinnern, die diese Konzile einberufen hatten. Jahrhunderte der Kirchengeschichte flossen an seinem geistigen Auge vorbei.

Als er merkte, dass plötzlich Stille in den Stall einkehrte, schreckte Raimund aus seinen Gedanken und sah sich um. Die Männer um ihn hatten ihre Köpfe gesenkt. Anscheinend hatte Abt Artaud einen Moment der Andacht ausgerufen. Raimund konzentrierte sich betreten wieder auf das Hier und Jetzt und tat es ihnen gleich. Nach einer Minute hob der alte Abt wieder an zu sprechen und Raimund sah auf. Sein Blick fiel durch die geöffnete Tür nach draußen. Zwischen den dort Versammelten konnte er das Kreuz auf der Basilika der Abtei erkennen. Es wurde vom Licht unzähliger Feuer und Fackeln erleuchtet, die in der hereingebrochenen Dämmerung entzündet worden waren. Aus dem Hintergrund nahm er die sanfte, tiefe Stimme des Abtes wahr. Dann wurde Raimund fast von einem Anflug von Schwindel übermannt. Er war hier. An Ort und Stelle eines neuen Abschnittes der Geschichte. Was auch immer auf diesem Konzil besprochen oder beschlossen wurde, es würde niedergeschrieben werden. Es würde Einzug halten in die Bibliotheken der Macht und der Mächtigen.

Aber es war mehr als dass. Zum ersten Mal würde nicht er der Leser sein, der versuchte, etwas vor langer Zeit Geschehenes nachzuvollziehen. Er würde der Schreiber sein. Raimund versuchte sich zu erinnern, was er damals in Cluny über das erste Konzil von Nicäa gelesen hatte. Der große Kaiser Konstantin hatte eine Konferenz hunderter christlicher Bischöfe einberufen. Vor über siebenhundert Jahren hatte man dort das

Glaubensbekenntnis festgelegt, das heute noch in fast derselben Form in jedem Gottesdienst gebetet wurde. Wer auch immer einst mitgeschrieben hatte, dessen Stimme hallte durch die Jahrhunderte.

Die Vorstellung, dass jemand, der Jahrhunderte später Bibliotheken durchforstete, seine Worte lesen könnte, erschien Raimund beinahe absurd.

Er hatte schon früh in seiner Ausbildung als Schreiber festgestellt, dass die Arbeit meistens nur aus dem Abschreiben von Texten bestand. Wenn er überhaupt etwas Neues schrieb, so höchstens die langweiligen Annalen der Abtei. Auch Abschriften von Verträgen zwischen den Lehnsherren der umliegenden Gebiete waren nicht wirklich aufregend. Meist wurden dafür bereits bestehende Texte nur geringfügig geändert. Geschichte war für ihn etwas, das in der Vergangenheit geschehen war. Die Schreiber sah er als mythische Giganten, die sich ihrer Wirkung auf die Zukunft sehr bewusst waren. Zumindest hatte er das immer gedacht.

Ihm dämmerte langsam, um was für eine Aufgabe Abt Artaud ihn gebeten hatte. Plötzlich erschien sie ihm fast untragbar schwer. Die Verantwortung, die er jetzt spürte, drohte ihn zu ersticken. Sein Name würde in diese Aufzeichnungen eingehen. Er sollte einer von diesen Schreibern werden. Es erschien Raimund in diesem Moment als eine kleine Form der Unsterblichkeit.

\* \* \*

Der Abt beendete seine Predigt und wünschte allen Anwesenden eine gute Nacht. Er gestattete seinem Gefolge noch eine oder zwei Stunden zur freien Verfügung, um Abtei oder Zeltlager zu besuchen, erbat sich allerdings Ruhe beim Zubettgehen, damit alle am morgigen Tag ausgeschlafen der Ankunft des Papstes beiwohnen konnten. Den ersten Tag des Konzils sollten alle wach und aufmerksam verfolgen.

Raimund, dem es schwerfiel seine wirren Gedanken zu ordnen, verspürte das Bedürfnis nach frischer Luft. Etwas Wein oder Bier zur Beruhigung würden sicher auch helfen, dachte er bei sich. Er verließ den Stall und wanderte in Gedanken versunken zur Basilika der Abtei. Er hatte gehofft,

dort Ruhe zum Nachsinnen zu finden. Aber als er das Gebäude betrat, empfing ihn das Flüstern einer Vielzahl von Menschen. In jeder Ecke standen Gruppen aus Geistlichen und Laien und diskutierten mit gedämpfter Stimme oder saßen auf den Bänken, vertieft in ihre privaten Gebete. Unwillig sich zu ihnen zu gesellen, bekreuzigte sich Raimund nur kurz, sprach im Stillen ein Vater-Unser und verließ die Kirche wieder.

Im Hof der Abtei war es nicht anders, nur dass sich die Leute dort weniger leise unterhielten. Vereinzelt war sogar Lachen zu hören. Von draußen klang immer wieder der eine oder andere laute Ruf. Hier und dort diskutierten die Menschen, mal im Einklang, mal hitzig in Streitgespräche vertieft. Raimund wählte den Weg aus dem Klosterhof. Zielloss schlenderte er in Richtung des Zeltlagers. Vorher hatte er sich noch einen Krug mit Wein an einem der Tische geholt, die dafür im Hof der Abtei aufgestellt worden waren. Inzwischen war die Sonne vollends untergegangen. Im Licht von Fackeln und Lagerfeuern irrte Raimund über den Zeltplatz. Da er kein Bedürfnis auf Unterhaltung mit anderen verspürte, hielt er sich zumeist im Schatten der Zelte. Sein schwarzer Habit und sein Mantel halfen dabei, keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Alle paar Schritte nahm er einen kräftigen Schluck aus seinem Krug. Nachdem er schon fast das Ende des Zeltplatzes erreicht hatte, spürte er bereits die beruhigende Wirkung des Weines. Er hing noch eine Weile seinen Gedanken nach und erst, als er merkte, wie sein Krug zur Neige ging, machte er sich auf den Rückweg zur Abtei. Die Aufregung von vorhin war ihm jetzt peinlich, auch wenn sie niemand anderes bemerkt haben konnte. Er war mittlerweile überzeugt davon, dass er der Verantwortung schon gewachsen sein würde. Er hatte genug Jahre in der Schreibstube Vézelay's verbracht, um sich jetzt nicht einschüchtern zu lassen!

Ohne sich mit irgendwem zu unterhalten, brachte Raimund den Krug zurück und begab sich schwankend zu seiner Schlafstätte im Stall.

Bevor er sich endgültig schlafen legte, prüfte er im letzten Licht der herunterbrennenden Kerze noch einmal seine Schreibutensilien. Sie hatten die Reise gut überstanden. Zufrieden rollte er sich in seinen Mantel und schlief erschöpft ein.

## KAPITEL 5

*Clermont, Auvergne, November 1095.*

Am nächsten Morgen wurde Raimund durch Lärm im Hof der Abtei geweckt. Anscheinend war man bereits mit Vorbereitungen für das Eintreffen des Papstes beschäftigt.

Er raffte sich auf. Es kostete ihn einige Mühe, seine Augen zu öffnen. Verärgert stellte er fest, dass der Wein vom Vorabend sich heute offenbar rächte. Er stöhnte, stand auf und schlurfte aus dem Stall.

Im Abteihof hatte sich vor einigen Waschubern eine lange Menschenschlange gebildet. Er reihte sich ein, um sich kurze Zeit später kühles Wasser ins Gesicht zu spritzen. Es half ein wenig, seine dumpfen Kopfschmerzen zu vertreiben. Erfrischt ging er zurück in ihren Stall.

Dort hatte irgendjemand bereits Brot und Käse aufgetrieben und Raimund aß eilig seinen Anteil. Dann hielt der Abt ihr Morgengebet. Wieder gesellten sich Menschen aus dem Zeltlager zu ihnen. Raimund wäre bei den ruhigen Worten seines Abtes beinahe noch einmal eingeschlafen. Er schaffte es gerade noch, sich wach zu halten.

Nachdem der Abt geendet hatte, folgten ihm seine Brüder nach draußen. Abt Artaud wollte sich nach befreundeten Geistlichen umsehen. Sie drängten sich durch die versammelte Menge und Raimund war nicht überrascht darüber, wie viele Lehnsherren und hohe Geistliche zu ihnen traten und seinem Herrn die Hand reichten. Er wusste, dass der Abt in seinem langen Leben zahlreiche Bekanntschaften geschlossen hatte. Viele wollten Worte mit ihm wechseln oder ihn nach seiner Meinung zu allem Möglichen befragen.

Raimund versuchte, sich die Namen für seinen Bericht zu merken, aber bis auf wenige entglitten sie ihm sofort wieder. Sein Kopf war einfach noch



nicht bereit dazu. Nachdem sie einige Zeit auf dem Hof verbracht hatten, machte die Gruppe aus Vézelay sich auf den Weg zur Frühmesse in die Basilika. Dort hatten sich ebenfalls schon Hunderte versammelt und Raimund fühlte sich wieder, als erdrückte ihn die Menge durch ihre bloße Anwesenheit. So viele Menschen auf einem Haufen zu sehen, war immer noch ungewohnt und unangenehm.

Trotz der Größe der Basilika Clermonts passten nicht annähernd alle hinein, die auch hinein wollten. Manche drängelten sich unter lautstarken Protesten nach vorne, andere waren froh darüber, draußen an der frischeren Luft bleiben zu können. Die Ansprache des Abtes von Clermont oder den Gottesdienst zu verpassen, schien sie nicht zu kümmern. Nach der Predigt wurden Körbe mit Oblaten und Krüge von Wein herumgereicht. Raimund staunte über die Vorbereitung, die dahinter stecken musste, so viele Gäste angemessen zu bewirten. Er fragte sich, wo Clermont genug Wein und Brot für alle aufgetrieben hatte. Dankbar für die Erfrischung nahm er einen tiefen Schluck aus dem Krug, den man ihm reichte.

Das Gedränge blieb unangenehm. Raimund war froh, als der Gottesdienst zu Ende war und er selbst wieder unverbrauchte Luft atmen konnte. Wenigstens hatte sein Kopf mittlerweile aufgehört zu dröhnen. Jetzt fühlte er sich nur noch müde und erschöpft.

\* \* \*

Noch währen die Menschen aus der Basilika strömten, ertönten plötzlich alle Glocken der Abtei. Kurz darauf hörte Raimund etwas, dass er bisher nur aus Beschreibungen kannte. Sofort wurde ihm klar, dass es sich um Fanfaren und Posaunen handeln musste. Der Papst hatte Clermont erreicht.

Ein Ruck ging durch die Menge. Dutzende zwängten sich jubelnd aus dem Hoftor der Abtei. Raimund und seine Brüder wurden mitgerissen und hatten sofort alle Hände voll damit zu tun, ihren greisen Abt vor Verletzungen zu bewahren.

Nach einer Weile verstummten die Glocken, während die Fanfaren sich weiter näherten. Die Gruppe aus Vézelay hatte es noch nicht geschafft den

Hof zu verlassen, als sich vor ihnen eine Gasse bildete. Die Leute drängten zur Seite und der Blick wurde frei auf den Tross des Papstes, der sich langsam einen Weg zum Tor bahnte. Vorneweg lief ein junger Novize, der stolz einen hölzernen Stab trug. An dessen Ende befand sich ein aus getriebenem Gold gefertigtes Kreuz, das hoch über dem Kopf seines Trägers thronte. Gemessenen Schrittes ging der Junge voran. Hinter ihm folgten einige gerüstete Edelleute zu Pferd, gekleidet in Kettenhemden und spitz zulaufende Helme, tropfenförmige Schilde auf der einen und lange Speere auf der anderen Seite ihrer Sättel. Das muss die Leibwache des Heiligen Vaters sein, dachte Raimund bei sich.

Ihnen folgten einige Männer, bei denen es sich nur um Kardinäle handeln konnte, ebenfalls zu Pferd. Raimund bewunderte ihre prächtigen schwarzen und roten Mäntel.

Die Leute im Hof verteilten sich an den Wänden, um für die Prozession Platz zu schaffen. Der Kreuzträger blieb vor der Abtei stehen, während die Berittenen zu beiden Seiten abstiegen und ihre Pferde an Novizen von Clermont übergaben.

Dann kam der Papst selbst in Sicht. Vor ihm gingen weitere Novizen in weißen Gewändern. Jeder von ihnen trug Palmwedel in der Hand, mit denen sie begeistert winkten und dann auf den Weg des Papstes warfen. Raimund war fasziniert vom Auftritt Urbans des Zweiten. Er erkannte aber auch die unfreiwillige Komik des Augenblicks. Die Palmwedel waren schon vergilbt und nicht grün, wie auf den Bildern in seinen Büchern. Der Papst ritt wie Abt Artaud auf einem Esel, was wohl an Jesus Einzug in Jerusalem erinnern und die Bescheidenheit des Heiligen Vaters zur Schau stellen sollte.

Dieser erste demütige Eindruck wurde aber sofort wieder durch seine Kleidung zunichte gemacht. Auf seinem Kopf trug Urban eine hohe und bauchige, weiße Tiara. An deren Spitze prangte ein kleines, goldenes Kreuz. Der untere Rand war zu einer gezackten, goldenen Krone geformt. Jeder Zacken selbst war wiederum ein winziges Kreuz. Um seinen Hals hatte er ein weißes Band geschlungen, verziert mit weiteren Kreuzen, diese in Schwarz. Der Rest seiner kostbaren Gewänder war ebenso im Zwiespalt wie der ganze Auftritt. Zum einen sollte das Weiß der Seide wohl Unschuld und

Bescheidenheit ausdrücken, zum anderen hatte man sie mit reichen, goldenen und purpurnen Borten versehen, die jedem unmissverständlich den Reichtum der Kirche zeigten.

Der Papst war, soweit Raimund wusste, schon über sein sechzigstes Lebensjahr hinaus. Bis auf einige Falten und Flecken in seinem Gesicht machte er aber trotzdem eine Ehrfurcht gebietende Figur.

Es fiel Raimund schwer, seinen Blick abzuwenden. Urban blieb in der Mitte des Hofes stehen und lies sich von zwei Novizen beim Absteigen helfen. Danach bekreuzigte er sich in alle vier Himmelsrichtungen. Die Umstehenden waren inzwischen verstummt und beobachteten ihn aufmerksam.

In nächsten Moment trat der Abt von Clermont vor den Papst, flankiert von zwei Bischöfen mit Hirtenstäben. Der Novize neben Urban reichte ihm den Kreuzstab. Abt und Bischöfe verbeugten sich, was der Papst mit einem Nicken zur Kenntnis nahm. Dann folgte er den Dreien in die Basilika. Raimund wunderte sich, dass Urban noch kein einziges Wort an die Versammelten gerichtet hatte.

Der Rest des Trosses, bestehend aus einigen Erzbischöfen, Bischöfen, vereinzelt Kardinälen und einer Unzahl Bediensteter, tröpfelte jetzt ebenfalls durch das Tor. Sofort eilten Mönche von Clermont zu ihnen und führten sie zu den noch freien Gemächern in der Abtei. Die Verteilung der Räumlichkeiten sorgte für Unruhe. Jeder wollte am nächsten zum Heiligen Vater untergebracht werden.

Raimund fühlte sich abermals fehl am Platze. Ihr eigener Abt hatte selbst nie etwas von dieser kirchlichen Pracht und Glorie gezeigt. Er wusste, dass Abt Artaud gleichgestellt war, in Stand und Ansehen, mit vielen der hier anwesenden Bischöfe. Aber zu Hause in Vézelay ließ er die Mönche das nie spüren. Er aß und betete mit ihnen und kümmerte sich um die Verwaltung des Klosters und seiner Ländereien, wie ein Familienoberhaupt das tun würde. Er war nie um Rat verlegen oder unzugänglich für Fragen, selbst für frische Novizen nicht.

Hilfesuchend richteten Raimund und seine Brüder ihre Blicke deswegen jetzt auf ihn. Abt Artaud seufzte.

»Also dann«, sagte er. »Wir sollten uns wohl, solange noch Platz ist, mit in die Kirche begeben. Ich würde gern hören, was der Papst zur Begrüßung zu sagen hat. Ich hatte auch noch nicht die Ehre, ihn persönlich kennenzulernen.«

Damit ging er voran und überließ es seinen Brüdern, ob sie ihm folgten oder nicht. Für Raimund war das keine Frage. Schließlich wollte er so viel wie möglich von dem aufschreiben, was auf dem Konzil gesagt und beschlossen werden würde.

\* \* \*

Gemeinsam betraten sie die im Halbdunkel liegende Kirche. Raimund erkämpfte sich einen Platz auf dem Sockel einer Säule. Von dort hatte er gute Sicht auf den Papst, der mittlerweile vor dem Altar kniete.

Urban war eine Weile in stilles Gebet vertieft, dann erhob er sich und drehte sich zu den Versammelten. Seinen Stab hatte er immer noch fest in Händen. Er breitete die Arme aus und begann zu sprechen.

»Geliebte Brüder. Ich, Urban, im Wohlwollen Gottes höchster Bischof und Prälät über die Welt, habe euch hier notwendigerweise zusammengerufen. Euch, den Dienern Gottes, will ich eine göttliche Mahnung überbringen. Ich hoffe, euch treu und eifrig in den Diensten am allmächtigen vorzufinden. Aber ich weiß, dass zwischen euch auch Kleinlichkeit herrscht. Ja, sogar Vergehen gegen Gottes Gesetz kamen mir zu Ohren! Mit seiner Hilfe werde ich deswegen versuchen, dies zu berichtigen. Gott hat euch zu Verwaltern seiner Familie ernannt. Ihr sollt ihr dienen. Glückliche werdet ihr nur werden, wenn er in eurer Verwaltung eure Treue zu sich sieht. Ihr nennt euch Schäfer, also benehmt euch nicht wie Söldner!«

Er ließ seinen Blick mit ernster Miene durch den Raum schweifen. Raimund bemerkte das betretene Schweigen um sich. Viele Gesichter liefen in Schamröte an oder blickten betroffen zu Boden. Der Papst fuhr fort.

»Also werdet ehrliche Hirten. Haltet euren Schäferstab in der Hand. Geht nicht schlafen, sondern bewahrt die euch anvertraute Herde vor allen

Gefahren. Tut dies, oder lauft selbst Gefahr, dass ein Wolf eines eurer Schafe davonträgt und ihr euch um die Belohnung durch Gott bringt. Wollt ihr von bitterer Reue heimgesucht werden? Euch in der Hölle wiederfinden? Das Evangelium sagt, ihr seid das Salz der Erde. Wenn ihr aber eurer Pflicht nicht nachkommt, könnte man dann nicht fragen, wie dann die Erde gesalzen werden soll? Und unsere Erde hier braucht Salz. Dringend und gerade in diesen Zeiten. Es ist nötig, dass besonders ihr, geliebte Brüder, mit dem Salz der Weisheit die Missstände in unseren Ländern bereinigt. Die Narren, die hier nur nach weltlichen Freuden suchen, müssen von Weisheit belehrt werden. Sonst wird Gott, wenn er zu ihnen sprechen will, nur Korruption und Sünde vorfinden.«

Wieder unterbrach Urban seine Rede, um seine tadelnden Worte einwirken zu lassen.

»Wenn ihr eure Pflichten vernachlässigt, werden die Würmer der Sünde in euren Untergebenen einen nahrhaften Boden finden. Und wenn Gott dies sieht, wird er nicht nur sie verdammen, sondern sicherlich auch euch, die ihr es nicht vermögen werdet, diesen Verlust vor ihm auszugleichen. Aber wer die fruchtbare Erde salzen will, muss selbst tugendhaft sein. Mit Voraussicht agieren, friedlich, aufmerksam, gerecht, fromm und gelehrt sein.«

Erneut folgte eine kurze Pause. Die letzten Worte hatte er mit Leidenschaft gesprochen. Jetzt wurde seine Stimme wieder leiser.

»Wie aber kann jemand Frieden stiften, der den Frieden hasst? Wie kann jemand mit verschmutzten Händen den Schmutz anderer abwaschen? Es steht geschrieben, dass wenn der Blinde den Blinden leitet, beide in ein Loch fallen werden. Also müsst zuerst ihr euch bessern, bevor ihr dann, sobald ihr ohne Tadel seid, diejenigen in eurer Obhut von Sünde befreien könnt. Wenn ihr also wirklich die Freunde Gottes sein wollt, tut jenes mit Großzügigkeit, von dem ihr denkt, das es ihm gefallen würde. Seht also auch zu, dass die Dinge, die die heilige Kirche betreffen, rechtens behandelt werden. Simonistische Ketzerei soll in keinem Falle Wurzeln unter euch schlagen. Seht davon ab, mit den heiligen Ämtern zu handeln, oder die Peitsche Gottes wird euch vor sich hertreiben und in Verwirrung stürzen! Haltet die Kirche frei von der weltlichen Macht. Gebt freiwillig das Zehnte

der Früchte eurer Länder, verkauft es nicht oder behaltet es nicht für euch. Beschützt die Gesandten Gottes. Wer immer mit Gewalt Hand an einen Bischof lege, gelte fortan als exkommuniziert! Wer auch immer Mönche, Priester, Nonnen oder deren Bedienstete entführt oder ihnen Gewalt antut, der soll verflucht sein! Gebt, wie Gregor schon vor mir sprach, Almosen und stehlt nicht von anderen. Selbst der Reiche wird nur bestraft, wenn er mit dem ihm gegebenen nicht gottgefällig umgeht.«

Urban ließ sich von einem Novizen einen Becher reichen, aus dem er einen tiefen Schluck nahm. Wieder blickte Raimund umher. Betretenes Schweigen hatte sich in grimmige Entschlossenheit verwandelt. Die Ermahnung des Papstes hatte viele getroffen. Gleichzeitig gab er ihnen jetzt Hoffnung, dass noch nicht alles verloren war.

Die Unterdrückung Schwacher durch die Starken hatte sich in den Ländern der Franken zu etwas Alltäglichem entwickelt. Es war ein Spiel der Gewalt unter den Adeligen. Alle beharrten darauf, dass sie es hassten, aber keiner wollte als erster Schwäche zeigen und nicht mehr mitspielen. Der Papst zeigte ihnen jetzt vielleicht einen Ausweg.

»Ihr alle habt die fehlende Ordnung und den Unfrieden in dieser Welt gesehen. In einigen eurer Provinzen traut man sich kaum noch, zwischen den Orten zu reisen. Man muss sich davor ängstigen, entführt oder beraubt zu werden. Sogar zu Hause ist manch einer nicht sicher. Stolz und Gier haben dafür gesorgt, dass ihr euch untereinander bekämpft und dabei eure Schafe vernachlässigt. Also will ich euch als ersten Akt dieses Konzils dazu aufrufen, etwas zu schaffen, was schon unsere Vorväter sich wünschten! Vor allem ihr, Söhne der Franken, solltet mit Reue auf das blicken, was eure Vorfahren für die heilige Mutter Kirche getan haben! Euer König Clovis war vor sechshundert Jahren der Erste, der unseren katholischen Glauben annahm und mit Gottes Hilfe schuf er ein Weltreich. Gottes Sonne hat schon immer auf euch geschienen. Deswegen schafft Frieden untereinander, heiligen Frieden! Lasst die Waffen ruhen und diejenigen, die diesen Waffenstillstand brechen, Untertan sein zur Autorität Gottes und von den Beschlüssen dieses Konzils sanktioniert werden! Darum bitte ich euch, mit aller Inbrunst! Und deshalb eröffne ich dieses Konzil jetzt und heute! Amen!«

Die ganze Zeit hatte Urban seinen Stab von sich gestreckt gehalten. Nun senkte er ihn mit zitternder Hand. Sein Blick ging zu Boden und er bekreuzigte sich.

Stürmischer Beifall hob an. Raimund musste sich die Ohren zuhalten, in dem Getöse von Applaus und Zurufen. Dutzende schrien »Amen!« und »So sei es!«

Der Lärm hielt für einige Minuten an, bevor er langsam verebbte. Raimund sah die vordersten Reihen vor dem Papst auf die Knie fallen und kurz darauf folgte jeder in der Kirche ihrem Beispiel. Raimund stieg von seiner Säule und ging ebenfalls auf ein Knie und bekreuzigte sich. Seine Gedanken wanderten aber bereits zu seinem Pergament im Stall. Er brannte darauf, seine Notizen zu schreiben, solange die Worte des Papstes noch frisch in seinem Gedächtnis hingen.

Die Redegewalt des Papstes hatte ihn beeindruckt. Natürlich musste der Heilige Vater seine Ansprache einstudiert haben, dachte er. Trotzdem hatte es so geklungen, als würde der Heilige Vater mit Leidenschaft und Überzeugung aus dem Stegreif sprechen.

Nach und nach verließen jetzt die Leute die Kirche. Jeder war in seinen eigenen Gedanken versunken. Raimund und seine Brüder führten ihren Abt zurück zu ihrer Unterkunft.

Dort angekommen kramte Raimund seine Utensilien aus seiner Tasche hervor. Er mischte sich Tinte an und suchte sich ein Brett als Schreibunterlage. Dann setzte er sich auf den Boden und schrieb seine Notizen mit Federkiel auf ein Stück Pergament. Er hatte Mühe sich zu konzentrieren, so sehr hatte ihn die Ankunft des Papstes beeindruckt. Er war aber fest entschlossen, alles so wahrheitsgetreu aufzuzeichnen, wie es ihm seine Erinnerung erlaubte.

## KAPITEL 6

*Clermont, Auvergne, November 1095.*

Eine Stunde nach Ende der Eröffnungsrede des Papstes gab es Mittagessen. Der Rest des Tages war von betriebsamer Geschäftigkeit geprägt. Aus dem Quartier des Heiligen Vaters gingen ständig Boten, Geistliche und Adelige ein und aus. Nach einiger Zeit erschien einer der Boten auch im Stall, der Abt Artaud darum bat, ihn zu einer Audienz beim Papst zu begleiten.

\* \* \*

»Raimund, komm zu mir herüber.«

Raimund sah von seinen Notizen auf. Abt Artaud stand im Eingang des Stalls. Scheinbar war er eben vom Papst zurückgekehrt. Der alte Mann humpelte zu seinem Schlafplatz und ließ sich stöhnend auf das Stroh sinken. Vorsichtig legte Raimund seine Utensilien beiseite und setzte sich vor seinen Abt auf den kalten Steinboden.

»Vater Artaud?«

Der Abt sah sich besorgt um, bevor er sprach.

»Ich mache mir Sorgen, Raimund«, sagte er. Seine Stimme war beinahe ein Flüstern.

»Ich habe mich den Tag umgesehen und mit alten Freunden und Bekannten und dem Papst selbst gesprochen. Erinnerst du dich, was ich Zuhause zu dir gesagt habe, als ich dich darum bat, mich hierher zu begleiten?«

Raimund nickte besorgt.



»Dieses Konzil ist noch ungewöhnlicher als ich dachte. Es war außergewöhnlich genug, dass der Papst uns so scheinbar ohne gegebenen Anlass alle eingeladen hat. Damit meine ich jetzt die Äbte und Bischöfe, die hier anwesend sind. Aber das auch noch so viele und so mächtige der weltlichen Fürsten hier sind ... Raimund ... es liegt Seltsames in der Luft. Zufall ist es sicher nicht. Und die Worte seiner Rede ... Ein Aufruf nach Frieden ist schön und gut. Aber dazu hätte es keines Konzils bedurft. Nein. Ich denke, der Heilige Vater will uns noch etwas völlig anderes eröffnen. Wir brauchen keine Grafen, um über Fragen des Glaubens zu sprechen.«

»Vater Artaud ... was meint ihr?«

Der Abt seufzte und zuckte mit den Schultern.

»Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, wohin das alles hier führen soll.«

»Soll ich ... soll ich versuchen, es für euch herauszufinden?«

Abt Artaud schüttelte den Kopf.

»Nein Raimund. Das ist meine Aufgabe. Oder besser, dass erfahren wir wohl ohnehin früh genug. Was ich will ist, dass du dich umhörst. Ich will jetzt erst recht, dass alles genau festgehalten wird. Ersuche um Audienzen bei den wichtigsten Personen hier und halte ihre Meinung fest. Was auch immer der Papst vorhat, für die Nachwelt könnten deine Aufzeichnungen sehr bedeutend werden. Und auch für uns, um im Nachhinein zu verstehen, was hier geschieht. Wenn nötig, nutze meinen Namen, um Audienzen zu ermöglichen. Ich glaube, oder hoffe zumindest, dass er noch genug Gewicht hat in dieser Welt, die sich um mich so zu verändern scheint.«

Raimund glaubte, eine Spur von Traurigkeit in diesen letzten Worten seines Abtes zu hören.

»Ich werde tun, was ihr sagt, Vater. Ich höre mich bei den Novizen hier um. Der eine oder andere hat neben seinen Arbeiten für das Konzil sicher noch Zeit für zusätzliche Aufgaben. Ihr wisst, wie Novizen sind. Schlimmer wie die Waschweiber, was Gerüchte angeht.«

Abt Artaud lächelte und zog eine Augenbraue hoch.

»Ach? Kaum hast du deine Priesterweihe, schon willst du deinen alten Stand verraten? Mir soll es recht sein.«

Raimund errötete leicht.

»Entschuldigt, Vater. So war es nicht gemeint. Ich tue, was ihr sagt. Ich begeben mich gleich auf die Suche.«

Abt Artaud nickte und entließ ihn. Raimund machte sich sofort auf den Weg. Bereitwillige Novizen waren schnell gefunden. Gegen das Versprechen von Hilfe und Rat bei ihren Schreibübungen, ließen sich drei von ihnen als seine Boten verpflichten.

Danach schrieb Raimund bis zum Abend an seinen Notizen. Zu seinem Stolz schaffte er es, die gesamte Rede des Papstes auf Pergament zu bannen. Er nahm noch am Abendmahl und Abendgebet teil, dann legte er sich erschöpft auf seine Strohmattatze, wo er innerhalb weniger Minuten einschlief.

\* \* \*

Am nächsten Morgen erwachte Raimund sehr früh. Er konnte es kaum erwarten, mit der Arbeit des Tages zu beginnen.

Ungeduldig schlang er sein Frühstück hinunter und auch die obligatorischen Morgengebete strapazierten seine Geduld. Kaum hatten sie geendet, entschuldigte er sich bei Abt Artaud und eilte nach draußen, auf der Suche nach seinen rekrutierten Boten. Zu seinem Ärger stellte er fest, dass sich das bis dahin noch milde Wetter über Nacht gewandelt hatte. Der Himmel war grau und die Wolken hingen tief. Leichter Regen hatte eingesetzt. Der Boden in der Abtei war im Begriff sich in Schlamm zu verwandeln und nur die gepflasterten Wege blieben begehbar.

Raimund war froh statt seiner üblichen Sandalen ein Paar Lederschuhe zu tragen. Arpin hatte sie ihm zur Feier seiner Priesterweihe geschenkt. Wenigstens würde es etwas dauern, bis diese völlig durchnässt waren und seine Füße die nasse Kälte zu spüren bekamen.

Auf dem Hof entdeckte er einen seiner Rekruten beim Wasserholen. Er bat den Jungen, sich den höchsten Adeligen im Zeltlager zu suchen, den er finden konnte und diesen dann um eine Audienz für Raimund zu bitten.

Der aufgeweckte Junge nickte eifrig. Er versprach sich gleich auf den Weg zu machen, sobald er mit seiner Arbeit fertig war.

Raimund fand auch seine beiden anderen Botennovizen, die er ebenfalls auf die Suche nach hohen Herren schickte. Danach kehrte er an seine Schreibstätte zurück und beschäftigte sich ungeduldig damit, seine Notizen zu überarbeiten, bis sie zurückkehrten.

\* \* \*

Es dauerte keine Stunde, bis der erste Junge mit stolzgeschwellter Brust den Stall betrat. Raimund blickte von seiner Arbeit auf und konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Offensichtlich brannte der Novize darauf, ihm von Erfolg zu berichten.

»Also?«

»Kaplan Raimund, nachdem ihr mich darum gebeten hattet, nach hohen Herren Ausschau zu halten, hatte ich mir überlegt, wie ich das am besten anstellen könne. Daraufhin habe ich meinen Novizenvater befragt und der hat mich an einen Herold im Zeltlager verwiesen!«

Raimund musste lächeln. Der Junge war offensichtlich übermäßig Stolz auf seine Idee.

»Und weiter?«

»Den habe ich dann nach etwas Suchen gefunden und der hat mich dann weitergeschickt. Vater Raimund, ich soll euch ausrichten, dass niemand Geringeres als der Graf von Toulouse und Sankt Gilles, Herzog von Narbonne und Markgraf der Provence, Graf Raimund der Vierte, es euch erlaubt hat, ihn nach dem Mittagessen aufzusuchen. Er will dann ein Gespräch mit euch führen!«

Atemlos hatte der Junge die Titel des Grafen heruntergerasselt. Raimund war beeindruckt, dass er sich alle hatte merken können. Aber noch mehr davon, dass es dem Jungen gelungen war, gleich einen, wenn nicht sogar den höchsten Anwesenden zu erwischen.

Raimund hatte schon von seinem Namensvetter gehört. Durch Erbe war der Graf an viel Land im Westen gekommen und zählte seit Jahrzehnten zu den reichsten Fürsten der Franken. Der Graf regierte sein eigenes Land wie ein Königreich. Er war reich genug, ohne Eid auf die französische Krone zu herrschen. Sehr viele Adelige konnten sich das nicht leisten.

»Er hat dir wirklich zugesagt, dass ich mit ihm sprechen kann?«, fragte Raimund.

»Ja, Herr. Allerdings nicht gleich. Ich musste etwas betteln, aber als ich ihm erzählt habe, dass ihr Schreiber seid, wurde er neugierig. Aber er hat mir noch eine Bedingung gestellt.«

Jetzt blickte der Novize verlegen. Raimund zog eine Augenbraue nach oben.

»Was für eine Bedingung?«

»Ich habe ihm erzählt, dass ich euch dabei gesehen habe, wie ihr euch hier Notizen gemacht habt. Er wollte, dass ich ihm bringe, was ihr über den gestrigen Tag aufgeschrieben habt.«

Raimund war etwas verwundert, aber nicht sonderlich überrascht. Wer wusste schon, was in den Köpfen von Adelligen vor sich ging? Diese Menschen waren so weit vom einfachen Volk entfernt, dass er sich nicht mal vorstellen konnte, was für Sorgen und Gedanken sie umtrieben. Ein wenig aufgeregt war er trotzdem. Er hatte nicht gedacht, dass der erste Leser seiner Worte so eine hohe Persönlichkeit sein würde.

Raimund rollte das Pergament mit der Rede Urbans sorgfältig zusammen und band ein Stück Schnur darum. Dann überreichte er es dem Jungen mit der Bitte, es ohne Umwege abzuliefern. Mit seinem Dank und dem Versprechen, ihm am späten Nachmittag bei seinen Studien zu helfen, schickte Raimund den Novizen los. Vorher ließ er sich aber von ihm noch eine Wegbeschreibung zu den Zelten des Grafen geben.

Der restliche Vormittag und das Mittagessen gingen für Raimund wieder viel zu langsam vorüber. Von den anderen beiden Boten war keine Spur. Er vertrieb sich deshalb weiter die Zeit mit der Überarbeitung seiner Notizen. Ab und an hielt er vorbeieilende Mönche und Novizen auf und befragte sie

über Besucher beim Papst. Er versuchte, so eine Liste von den wichtigsten Anwesenden zu erstellen.

Nach dem Mittagessen beschloss er, dass genug Zeit vergangen war. Er machte sich auf die Suche nach dem Lager des Grafen.

\* \* \*

Der Herrscher von Toulouse war scheinbar mit einigem Gefolge in Clermont eingezogen. Raimund fand seine Zelte am Rande des Lagers, kurz vor der Stadt. In der Mitte stand ein riesiges Zelt, größer als die Hütte, in der Raimund aufgewachsen war. Es war in leuchtendes Rot gefärbt und auf dem höchsten Punkt wehte eine Fahne mit einem gelben, verzierten Kreuz darauf. Im Kreis darum standen etwa ein dutzend anderer Zelte, allesamt kleiner, aber jedes für sich immer noch geräumig. Auf dem Platz dazwischen waren mehrere Feuer entfacht worden, an denen Bedienstete kochten und Soldaten des Grafen aßen und tranken. Eine Gruppe fein gekleideter Edelleute stand abseits der Feuer und unterhielt sich. Der einsetzende Nieselregen schien ihnen wenig auszumachen. Immerhin riss die Wolkendecke hier und da wieder auf und die Herbstsonne blinzelte durch die Lücken.

Als Raimund auf das große Zelt zugehen wollte, löste sich einer aus dem Gespräch und trat zu ihm.

»Gott zum Gruß. Ihr müsst der Kaplan sein, der um eine Audienz bei meinem Herren gebeten hat. Mein Name ist Gilbert von Muret, meines Zeichens bin ich der Herold seiner Erlaucht. Es freut mich, euch kennenzulernen.«

Raimund hielt verblüfft inne. Mit so förmlicher Anrede hatte er wenig Erfahrung.

»Freut mich auch, hoher Herr. Kann ich zum Grafen?«

Der Herold lächelte.

»Wartet hier im Eingang. Ich werde sehen, ob er euch schon empfangen kann.«

Raimund nickte und Gilbert drehte sich um und ging in das große rote Zelt. Raimund folgte ihm in eine Art Vorzimmer und wartete dort wie geheißen. Das Zelt war hoch genug, um bequem aufrecht zu stehen. Auf dem Boden lag zu Raimunds Erstaunen sogar ein Wollteppich, dessen rote Farbe allerdings nur am Rande zu erkennen war, da er in der Mitte schon das allgegenwärtige Braun von Schlamm angenommen hatte.

Nach einer Minute kam der Herold zurück und bedeutete Raimund, das Hauptzelt zu betreten.

Er staunte nicht schlecht, als er durch den Stoffvorhang trat. Es war nicht sonderlich hell im Zelt und alles war in ein sanftes, rotes Licht getaucht. Nur zwei in den Stoff geschnittene Fenster ließen schummriges Tageslicht ins Innere. Der Boden war mit bunten Teppichen ausgelegt. In den vier Ecken des Zeltes standen Kohlebecken, die den Innenraum mit wohliger Wärme füllten. Raimunds durchnässte Kleidung und seine Haut fingen sofort an, zu dampfen. Von der Decke hingen Kerzenhalter an feinen Ketten, die für mehr Helligkeit sorgten als das schwache Tageslicht. In der Mitte des Raumes stand ein schwerer Tisch aus dunklem Holz und darauf ein weiterer Kerzenleuchter, diesmal aus Silber. Um den Tisch hatte man Stühle aus demselben Holz platziert. Die Wände wurden verdeckt von Regalen, die mit Kleidung, Waffen, Geschirr und Weinkrügen beladen waren. Raimund, der nur die karge Einrichtung seines Zuhauses und der Abtei gewöhnt war, fühlte sich sofort eingeschüchtert angesichts solcher prächtigen Möbel. Er staunte über den Aufwand, den es gekostet haben musste, alles hierher zu schleppen. Ebenso wunderte er sich über die scheinbar unnützen Dinge wie Bilder und Fahnen, die an den Wänden hingen. Auch zwei aus Gold gefertigte Kreuze standen unter den Fenstern, auf niedrigen Hockern. Zum ersten Mal wurde Raimund bewusst, wie Prunk und Reichtum wirklich aussahen, außerhalb vom Altar einer Basilika. Von so etwas hatte er bisher nur gelesen. Dass nur einem Mann so viel gehören konnte, war beeindruckend.

Während er sich noch mit weit offenen Augen in dem Raum umsah, ertönte von Gegenüber ein leises Lachen. Raimund fuhr herum. Durch einen zweiten Eingang in der gegenüberliegenden Seite des Zeltes hatte der

Graf den Raum betreten. Hinter ihm erhaschte Raimund einen Blick auf einen weiteren Raum, offensichtlich sein Schlafgemach.

»Du bist der Kaplan, der nach mir gefragt hatte?«

Raimund nickte und verbeugte sich.

»Lass dich nicht von Glanz und Gloria hier täuschen«, sagte der Graf.

Mit einem Seufzen ließ er sich in einen der Stühle fallen. Dann deutete er mit einer ausladenden Handbewegung durch den Raum.

»Das hier dient alles nur der Politik. Je mehr man sein Gegenüber einschüchtern und beeindrucken kann, desto mehr ist er sicher auch geneigt, den eigenen Forderungen nachzugeben. Setze dich.«

Raimund verbeugte sich nochmal kurz und trat weiter in den Raum. Als er sich dem Grafen näherte, konnte er sein Gesicht und seine Gestalt im Kerzenlicht besser erkennen. Der Mann war groß gewachsen, fast einen halben Kopf größer als der so schon nicht kleine Raimund. Die Falten am Rande seiner Augen ließen vermuten, dass der Graf wohl schon um die fünfzig Jahre gesehen haben musste. Sonst waren wenig Anzeichen für sein Alter erkennbar. Muskeln zeichneten sich deutlich unter seiner feinen, kurzärmeligen Tunika ab. Der Graf sprach mit sanfter Autorität. Er hatte eine Stimme ähnlich der von Abt Artaud, an Befehle gewöhnt und mit festem Tonfall. Unwillkürlich zuckte Raimund zusammen, als er sich hinsetzte und dem Grafen ins Gesicht sah. Ein einziges Auge musterte ihn eindringlich. Über das andere verlief von Stirn bis auf die Wange eine breite Narbe. Das Auge dazwischen war trübe und weiß. Als er Raimunds Starren bemerkte, lächelte der Graf von Toulouse und Sankt Gilles wieder.

»Ich sehe, du bewunderst mein Andenken hier.«

Er deutete auf das blinde Auge.

»Das ist das Einzige, was ich aus dem Heiligen Land vor ein paar Jahrzehnten mitgenommen habe.«

Raimund staunte.

»Ihr wart im Heiligen Land? Wo? In Jerusalem?«

Der Graf verzog das Gesicht.

»Das war unser Ziel, damals. Wir waren jung und fromm und hatten es uns in den Kopf gesetzt, dem heiligen Grab unseres Erlösers unsere Aufwartung zu machen. Wir sind nie so weit gekommen. Auf dem Weg vom Meer wurden wir von einer bewaffneten Gruppe heidnischer Banditen überfallen. Zum Glück hatten sie uns wohl für Händler gehalten. Als wir uns wehrten, sind sie nach kurzem Kampf geflüchtet. Aber nicht, ohne vorher noch ein paar Andenken zu hinterlassen, wie mein Auge hier. Leider wurden ein paar meiner Begleiter so schwer verletzt, dass wir die Heimreise antreten mussten. Fluch auf die Heiden. Ich bereue es bis heute. Einmal am heiligen Grab stehen zu können, wird wohl ein Traum für mich bleiben. Meine Ländereien und meine Pflicht halten mich zurück. Heute bin ich schon froh darüber, meinem Land wenigstens für kurze Zeit entfliehen zu können. Allerdings bedarf es dafür mittlerweile der Einladung eines Papstes.«

Der alte Graf lachte freudlos.

Raimund wusste nicht, was er jetzt sagen sollte. Die Erzählung von Banditen und Jerusalem hatten Bilder in seinem Kopf entstehen lassen, wie es sonst nur geschah, wenn er über seinen Texten brütete. Als er merkte, dass von dem jungen Kaplan keine Antwort kam, fuhr der Graf fort.

»Aber du bist nicht wegen meiner Geschichten hier, oder?«

»Nein, euer Erlaucht.«

»Nenn mich Graf Raimund. Oder einfach nur Graf. Wie ist dein Name?«

»Uhm ... Raimund, Herr.«

Erstaunt zog der Graf seine heil gebliebene Augenbraue nach oben.

»Wirklich? Dann sind wir ja Namensvettern! Großartig! Aber nun. Warum bist du hier?«

»Ich wollte eure Sicht der Dinge erfahren über das, was der Heilige Vater gestern gesagt hat.«

»Ach ja ... Das erinnert mich an etwas. Einen Moment, Kaplan.«

Er stand auf und bedeutete Raimund, sitzen zu bleiben, als dieser ebenfalls aufspringen wollte. Dann verschwand er in seinem Schlafgemach. Kurz darauf kehrte er zurück, mit Raimunds Pergamentrolle in der Hand.



Er legte sie behutsam vor sich auf den Tisch. Dann setzte er sich wieder, stützte sich auf seine Ellenbogen und faltete die Hände unter seinem Kinn. Sein gesundes Auge verharnte auf der Schriftrolle zwischen ihnen.

»Was du hier geschrieben hast, hat mich beeindruckt. Ich muss zugeben, dass ich nur leidlich lesen und noch schlechter schreiben kann. Meine Zeit wird täglich von so viel anderem beansprucht, dass ich für derlei Dinge kaum Zeit habe. Außer Berichten, Briefen und ewigen Listen lese ich nicht viel. Dafür habe ich meine Schreiber. Was ich mir aber immer wieder gönne, wenn ein ruhiger Abend es mir erlaubt, ist es, in der Heiligen Schrift zu lesen.«

Er blickte unvermittelt auf und sah Raimund in die Augen.

»Was du schreibst, ist anders. In meiner Jugend hatte ich mehr Zeit zum Lesen, wenn mein Vater mich und meinen Bruder nicht zu Waffenübungen drängte. Ich las Geschichten über römische Kaiser und Heilige aus vergangenen Zeiten. Das hat mich immer beeindruckt und ich hatte gewünscht, diese großen Männer sprechen zu hören. Dies hier,« er deutete auf die Schriftrolle, »ist wie eine dieser Geschichten. Mit dem Unterschied, dass ich die Worte selbst schon gehört habe! Ich gebe zu, dass mich der Gedanke verführt, einmal selbst Teil einer Erzählung zu sein. Dafür möchte ich dir danken, Kaplan. Und ich bitte dich, mir eine Abschrift anzufertigen. Für mich persönlich. Wenn es möglich ist, erwähne darin auch meinen Namen.«

Er lehnte sich zurück und hielt beide Hände abweisend von sich.

»Aber denke nicht das Falsche. Nicht aus Eitelkeit, nein. Ich will nur ein Zeugnis, das ich meinen Nachkommen vererben kann. Darüber, dass ich hier und heute dabei war. Eine verewigte Erinnerung, wenn man so möchte.«

Damit hatte Raimund nicht gerechnet. Es war nicht üblich, dass der Adel in einfachen Geschichten und Berichten genannt werden wollte. Bis auf Urkunden über Hochzeiten und Verträge hatte er so etwas noch nicht gehört.

»Ich fertige euch eine Abschrift mit Erwähnung eures Namens an, Herr, das verspreche ich.«

Die Miene des Grafen hellte sich sichtlich auf, sein Auge begann zu leuchten.

»Wunderbar, Kaplan! Ich werde mich angemessen bedanken. Mein Herold wird noch heute mit der Aufgabe betraut, deinem Kloster eine Spende in meinem Namen zukommen zu lassen. Wie lautet dein voller Name und der Name deiner Abtei?«

»Raimund aus Aguilers, mein Herr. Und ich nenne Kloster Vézelay meine Heimat.«

Der Graf von Toulouse stutzte.

»Bist du adeligen Ursprungs?«

»Nein, Aguilers ist nur mein Heimatdorf. Ich führe es nur zur leichteren Unterscheidung im Namen. In meiner Abtei gibt es noch andere schreibende Raimunds.«

»Wie dem auch sei. Zurück zum eigentlichen Grund deines Besuchs. Ich kann dir berichten, dass ich und die anderen Edlen die hier sind, den Worten des Papstes gestern aufmerksam zugehört haben. Ich stimme ihm in vielem bei. Toulouse hat angesichts seiner militärischen Macht nichts zu befürchten, aber ich sehe auf die Uneinigkeit unserer Nachbarn mit wenig Wohlwollen. Und selbst meine große Armee nützt wenig gegen marodierende Raubritter, die schneller verschwinden können, als sie auftauchen. Wenn mehr Adelige sich darauf besinnen würden, was es heißt gute Christen zu sein und in Gemeinschaft zusammenzuleben, ginge es den Ländern der Franken besser. Selbst mir ist es auf meiner Reise hierher nicht entgangen, in was für einem Elend die Menschen mancherorts leben. Unter Christen, die wir doch alle sind, gehört sich so etwas nicht! Ich habe schon gestern mit einigen gesprochen und habe vor, den Rest meiner Zeit hier damit zu verbringen, mich als Vermittler anzubieten, um den von Papst Urban geforderten heiligen Frieden umzusetzen.«

Der Graf war aufgestanden und lief mit verschränkten Armen hinter dem Tisch auf und ab. Raimund imponierte die fromme Leidenschaft, mit welcher der Graf sprach. Er zweifelte nicht daran, dass dessen Autorität genügen würde, um viele zum Verhandeln zu bewegen. Der Graf blieb stehen und sah Raimund wieder eindringlich an.

»Ich sehe die Bitte des Heiligen Vaters als meine Pflicht. Christus hat uns mit seinem Opfer erlöst. Der heilige Petrus hat seine Kirche gebaut. Das scheinen manche vergessen zu haben. Einige der Höchsten unter uns, wie der vorgebliche »Kaiser« Heinrich und sein falscher Papst oder Philipp, unser sogenannter König, treiben solch ein Schindluder mit den Gesetzen Gottes, dass es eine Schande ist. Dass sie sich so schamlos gegen den Papst stellen, eine noch viel größere. Er ist der Stellvertreter Gottes unter uns Menschen. Es heißt nicht umsonst »durch die Gnade Gottes« in allen Urkunden. Das Land und wir selbst gehören dem Herrn, wir sind sein Eigentum! Wen wundert es da, dass die Untertanen dieser Herrscher auf die heiligen Gesetze spucken und morden und rauben? Aber das muss aufhören. Und ich glaube fest daran, dass Urban das schaffen kann, was Gregor nicht vermochte, wenn sich nur genug treue und echte Christen an seine Seite stellen. Ich für meinen Teil werde das tun und auch versuchen, andere zu überzeugen. Reicht das für dich?«

Raimund war vor der hitzigen Leidenschaft des Grafen zurückgewichen und hatte sich in seinen Stuhl gepresst. Jetzt sprang er auf und verbeugte sich.

»Ja, mein Herr. Voll und ganz. Ich werde das, was ihr gesagt habt, so gut es mein schwaches Gedächtnis vermag, ebenfalls niederschreiben. Wenn ihr mich entschuldigen mögt, beginne ich gleich mit meiner Arbeit. Wenn ich das so sagen darf, ihr habt mich sehr beeindruckt und es gibt mir Hoffnung, dass nicht nur wir Männer der Kirche die Dinge so sehen und zu unserem Papst halten. Ich danke Gott dafür, dass er mich zu einem so frommen, hohen Herrn geführt hat.«

Die Zornesröte im Gesicht des Grafen wich einem Lächeln.

»Du bist entschuldigt, guter Kaplan Namensvetter. Ich muss mich auch wieder meinen Aufgaben widmen. Aber es würde mich freuen, wenn wir den einen oder anderen Abend noch ausgiebiger ein paar Worte wechseln und Wein und Brot teilen könnten. Du gefällt mir. Und nicht nur wegen deines schönen Namens.«

Der Graf lachte und Raimund lächelte verlegen. Mit Dank nahm er das Angebot an und versprach, nach dem Abendgebet den Wein des Grafen mit

ihm zu teilen. Dann verabschiedete er sich mit noch mehr Verbeugungen und verließ das Zelt.

Nachdenklich und mit schwirrendem Kopf machte er sich auf den Weg zurück in die Abtei. Dass er einmal mit einem Grafen reden würde, geschweige denn dessen Wein teilen, hatte er sich in seinem stillen Leben im Kloster nicht träumen lassen. Er versuchte, den aufkeimenden Stolz über die Worte des Grafen zu seiner Schrift zu unterdrücken. Es gelang ihm nicht wirklich.

Raimund suchte und fand anschließend den Novizen, der ihm die Botschaft überbracht hatte und löste sein Versprechen ein. Dann machte er sich zurück auf den Weg zu seiner Unterkunft.

Der Stall war inzwischen von allen seinen Mönchsbrüdern verlassen worden. Er holte sich noch einen Krug Bier im Hof, dann setzte er sich wieder an seine Arbeit und begann zu schreiben.

\* \* \*

Die nächsten Tage waren anstrengend, aber lohnend für Raimund. Neben der täglichen Liturgie, Essen und Gebeten, nahm er als Beobachter an vielen Runden teil, welche auch sein Abtvater besuchte. Dazwischen arbeitete er an seinen Notizen. Am meisten freute er sich aber jeden Tag auf den Sonnenuntergang. Er war am ersten Abend nach seiner Audienz der Einladung des Grafen von Sankt Gilles gefolgt und der hatte offensichtlich Gefallen an der Unterhaltung mit ihm gefunden. Es wurde Raimunds abendliches Ritual, das Zelt des Grafen nach dem Abendgebet aufzusuchen. Bei Wein und Kerzenlicht sprachen sie bis spät in die Nacht über die Kirche und Gott. Manchmal glitten ihre Diskussionen ins Träumerische ab und zum Wunsch des Grafen, doch noch irgendwann das heilige Grab mit eigenen Augen sehen zu können. Raimund kannte die Sehnsucht nach fremden Ländern nur zu gut.

Oft war bei diesen Gesprächen auch Gilbert von Muret anwesend. Der am Anfang so förmliche Herold und Haushofmeister des Grafen entpuppte sich als intelligenter, lebhafter Geselle. An Abenden, an denen der Graf

noch anderweitig beschäftigt war, geschah es oft, dass Raimund mit Gilbert das Zeltlager verließ. Auf langen Spaziergängen durch die schöne, herbstliche Gegend diskutierten sie über alles Mögliche. Die einzige Frage, auf die Raimund immer nur mit Ausflüchten antwortete, war die nach seiner Herkunft. Die Eindrücke des Konzils hatten ihn bisher erfolgreich von seinen Schuldgefühlen abgelenkt und er hatte kein Interesse, daran erinnert zu werden. Er bat noch immer in jedem Gebet Vater Bernard um Verzeihung. Das war Erinnerung genug.

Die selbst gegebene Aufgabe des Grafen trug zwischenzeitlich Früchte. Dank seiner Autorität und hohen Stellung gelang es ihm oft, Streithähne zu Kompromissen zu bewegen. Dennoch drückte er Raimund gegenüber sein Bedauern darüber aus, dass ihm täglich mehr bewusst wurde, dass es nur ein Tropfen auf dem heißen Stein war. Nur ein geringer Teil des untereinander zerstrittenen Adels war überhaupt in Clermont anwesend.

Er hoffte, dass der Papst im Laufe des Konzils zu einer angemessenen Lösung kommen würde, um das christliche Land der Franken mit sich selbst und seinen Nachbarn zu versöhnen.

In diesen Gesprächen entwickelte sich aber auch ein gegenseitiger Respekt zwischen dem Grafen und Raimund. Der junge Kaplan kam nicht umhin sich vorzustellen, dass so wohl auch eine gesunde Beziehung von einem Vater zu seinem Sohn aussehen würde. Es freute und schmerzte ihn zugleich.

\* \* \*

Am sechsten Tag des Konzils berief Papst Urban eine weitere allgemeine Versammlung ein, diesmal auf einem Feld vor der Stadt. Man hatte die Lehre aus dem Gedränge in Hof und Basilika der Abtei gezogen. Die Brüder von Clermont hatten den Tag über schon eine kleine Empore aus Holz errichtet.

Der Papst bestieg diese nach dem Mittagessen. Wieder trug er dabei seinen Kreuzstab und die Papstkrone. Ansonsten bestand seine Kleidung diesmal nur aus einer einfachen weißen Robe.

Raimund hatte sich einen Platz am Rande der Empore ergattert und saß auf einem Leinentuch. Sein Schreibbrett mit einem Stück Pergament hatte er auf dem Schoß und mit seiner Feder in der Hand wartete er gespannt auf die zweite Rede des Papstes.

»Geliebte Brüder der Kirche, Brüder unter den Edlen. Mit Freuden vernahm ich im Verlauf der letzten Tage Wort um Wort darüber, wie ihr alle euch als gute Christen beweist. Wie ihr in Brüderlichkeit, wie unser Heiland sie gefordert hat, Brot und Wein teilt und Streitigkeiten beilegt.

Es ist mir aber auch bewusst, dass andere, vor allem unter denen, die hier nicht anwesend sind, diesen Geist von Einigkeit der Christen im Frankenlande noch nicht verspüren. Deswegen ist es meine traurige Pflicht, diese aus der Ferne zu rügen und zu ermahnen, wie ich es hier mit euch vor wenigen Tagen schon getan habe.

Dabei geht es mir vor allem um eine bestimmte, wichtige Person, stellt sie doch den obersten Hirten von so vielen Christen dar. Durch die Missachtung von Gottes Gesetz gefährdet sie das Heil so vieler, dass ich es als nötig empfinde, Einfluss zu nehmen. Im Oktober des vorigen Jahres, auf einer Synode von Bischöfen, einberufen vom guten Erzbischof Hugo von Lyon, beschlossen diese Bischöfe über jene Person, namentlich König Philipp, den Ersten seines Namens von Frankreich, die Exkommunikation auszusprechen. Ich persönlich hatte, getrieben von meiner Pflicht als oberster Hirte der Christenheit, schon vorher versucht, Philipp von seinem unwürdigen Tun abzubringen. Vergebens. Auch nach dieser Exkommunikation durch Hugo hat er von seinem sündigen Verhalten nicht abgelassen. Ebenso blieben weitere Versuche von mir, ihn zum Einsehen zu ermutigen, umsonst. Philipp hat sich vor vier Jahren, im bedauernswerten Unwissen desselben, vom königstreuen Bischof von Senlis trauen lassen. Der Name seines unseligen Weibes ist Bertrada, Tochter Simons des Ersten von Montfort l'Amaury. Zu unserem Bestürzen mussten wir damals erfahren, dass jene Bertrada schon verheiratet war, mit Fulko dem Vierten, Graf von Anjou. Ebenso ist auch Philipp vor den Augen der Kirche bereits rechtens getraut, mit Bertha von Holland, Tochter des Florens, Graf von Holland.

Seitdem leben diese Bertrada und Philipp in Sünde und sind auch nicht gewillt, dies im Angesicht der Strafe Gottes zu unterlassen!

Deswegen ist es, wie schon erwähnt, meine traurige Pflicht die Exkommunikation dieses bisher so großen Mannes zu bestätigen und zu erneuern. Bis er seine Verfehlung einsieht, untersage ich damit ausdrücklich jedem treuen Mann der Kirche, Philipp den Lehnseid auszusprechen oder auch nur, ihm eines der heiligen Sakramente zuteilwerden zu lassen. Mit Bedauern muss ich dabei an sein Volk denken, welches unter der Verfehlung ihres obersten Schöpfers so zu leiden hat.

Die hier Anwesenden sollten dies aber auch zum Gedenken daran nehmen, was es nun wirklich bedeutet, die Strafe Gottes im Hier und Jetzt, nicht erst im ewigen Leben nach dem Tod, zu spüren! Gedenkt eurer Sünden und tut Buße!«

Damit ließ er abermals seine Hände sinken. Mit einem Ausdruck tiefer Trauer in den Augen verließ er die Empore wieder.

Die Schwere der Worte verfehlte ihre Wirkung nicht. Raimund hatte natürlich schon von Exkommunikationen oder gar der Bannung ganzer Ländereien gehört, aber war noch nie selbst Zeuge geworden. Er konnte es sich in seinem frommen Leben nicht vorstellen, dass jemand freiwillig das Risiko einer solchen Strafe auf sich nehmen würde. Damit war dem König von Frankreich nicht nur die tägliche Praxis eines Christen verwehrt, auch sein Eintritt in das ewige Leben nach dem Tod war in Gefahr. In den Gesichtern der Umstehenden konnte er Bestürzung lesen, aber manche der grimmigen Mienen ließen auch stumme Zustimmung erahnen.

\* \* \*

Das abendliche Gespräch mit dem Grafen war überschattet von der Rede Urbans am Nachmittag. Eine ernüchterte Stimmung hatte sich den Rest des Tages über dem Konzil ausgebreitet. Viele waren in sich gekehrt, um über eigene Sünden und deren Folgen nachzudenken.

»Ich hatte auch schon meine Not mit den Kirchenfürsten in meinem Land, vor einigen Jahren.«

Einen Weinbecher in der Hand, starrte der Graf in eines der Kohlebecken im Zelt. Sein Blick schien in die Ferne entrückt. Raimund und Gilbert lauschten gespannt auf das, was ihnen der Graf erzählen wollte.

»Vor etwas mehr als dreißig Jahren, vor euer beider Geburt und bevor ich mein halbes Augenlicht verlor, dachte ich, ich wäre auf dem Höhepunkt meines Lebens angekommen. Ich war noch nicht einmal so alt wie ihr heute, als erst mein Vater starb und ich das Land um Sankt Gilles erbte und Graf wurde. Nur vier Jahre später starb dann auch noch meine geliebte Cousine Bertha. Ich erbte auch ihre Ländereien und wurde damit der Herzog von Narbonne. Deswegen dachte ich in meiner jugendlichen Ungeduld und dank schlechtem Rat von meinen genauso jungen und dummen Freunden, ich müsste schnellstens heiraten. Am besten noch die Nächste, die mir über den Weg lief. Versteht mich nicht falsch. Auf meine Art habe ich Dulcia geliebt. Sie war nicht unansehnlich. Und nachdem sie mir nach nur einem Jahr meinen geliebten Sohn Bertrand schenkte, war ich mehr als zufrieden ... Im Gegensatz zu meinen Bischöfen. Einige Jahre später, weiß der liebe Gott, wo, fanden sie alte Familienaufzeichnungen. Danach kamen sie fast täglich zu mir und bettelten darum, ich möge meine Ehe mit Dulcia auflösen. Sie sei über die Linie meiner Mutter zu nah mit mir verwandt, so dass meine Ehe mit ihr in manchen Augen als sündig angesehen werden konnte. Versteht mich auch hier nicht falsch. Was Philipp treibt, ist in keinem Maße zu vergleichen. Aber gewiss kann ich nachvollziehen, dass er der Liebe willen den Zorn der Kirche riskiert. Die Frauen stellen Seltsames mit uns an.«

Er schnaubte ein kurzes Lachen.

»Allerdings hätte er es auch weniger offensichtlich tun können. Scheinbar ist er blind vor Liebe. Könnt ihr euch das vorstellen? Er hat dem Papst doch tatsächlich geschrieben, seine Bertha sei ihm über die Jahre zu fett, unansehnlich und im Charakter zu unverträglich geworden, wurde mir berichtet. Als würden solche Worte einen Papst überzeugen. Statt einen halbwegs legitimen Grund zur Scheidung zu finden, heiratet er die Nächste! Aber als König denkt er wohl in anderen Maßstäben als ich.«



Er nahm einen Schluck Wein und seine Miene wurde wieder ernst, bevor er fortfuhr.

»Jedenfalls dauerte es noch ein paar Jahre, bis Entfremdung zu Dulcia und das ewige Nagen der Bischöfe mich dazu brachten, mich von ihr zu trennen.«

Der Graf machte eine kurze, nachdenkliche Pause und Raimund nahm die Gelegenheit wahr, um eine Frage einzuwerfen.

»Was meint ihr mit Entfremdung, Graf Raimund?«

Der Graf seufzte.

»Wir wurden älter, Namensvetter. Ganz einfach. Die Jugend verging, andere Dinge wurden wichtig. Das werdet ihr auch noch lernen müssen. Da ist es mit Frauen wie mit manchen Freunden. Irgendwann war es dann so weit. Die bloße Anwesenheit des anderen störte uns, so traurig das klingen mag. Aber dies allein hätte natürlich nicht gereicht, um die Ehe vor der Kirche und vor Gott zu lösen. Da kam es mir nur recht, dass sie angeblich zu nah mit mir verwandt war. Wir ließen uns scheiden und gingen getrennter Wege. Im Nachhinein bin ich sogar fast sicher, dass es Gottes Wille war. Danach schrieben wir noch ein, zwei Mal im Jahr Briefe und wir verstanden uns ab dann wie alte Weggefährten. Bertrand blieb bei mir und das war das.«

Diesmal schaltete sich Gilbert ein. Wie Raimund zwischenzeitlich erfahren hatte, war der Haushofmeister nicht viel älter als er selbst und erst seit einem Jahr im Dienste des Grafen.

»Herr, ich hatte schon gehört, dass ihr danach noch einmal verheiratet wart, mit der Tochter des Grafen von Sizilien. Wenn ihr mir die unverschämte Frage erlaubt, was geschah, damit auch diese Ehe zu Ende ging?«

Der Graf warf Gilbert einen Seitenblick zu, bevor sein gutes Auge wieder in die Ferne glitt. Er seufzte abermals.

»Neugier ist eine Untugend, Gilbert von Muret. Aber ich will es dir verzeihen, ob deiner Jugend und deinen treuen Diensten an meinem Haus. Außerdem war ich selbst einmal jung und neugierig. Und wenn du aus meinen Fehlern lernen kannst, umso erfreulicher. Meine zweite Ehe war mit

Mathilde. Mathilde von Hauteville, Tochter des reichen Grafen Roger des Ersten von Sizilien. Vier Jahre nach Trennung von Dulcia hatte ich die Einsamkeit satt. Ich sah mich nach einer neuen Partie um. Dieses Mal war ich besser beraten. Mathilde war schlau und aus gutem Hause. Die Politik war damals meine erste Pflicht meinen Untertanen gegenüber. Die Ehe erschien zweckmäßig. Mathilde stellte sich aber zu unser beider Leidwesen als unfruchtbar heraus. Sie grämte das sogar mehr als mich. Sie mochte Bertrand nicht sonderlich und wollte einen legitimen Sohn von mir als Erben. Als ihr das aber über die Jahre nicht gelang, zog sie sich immer mehr vor mir zurück und wurde bitter. Schlussendlich bat sie mich selbst, die Ehe zu lösen, damit sie in ihre geliebte Heimat zurückkehren konnte. Ich willigte ein. Die Beziehungen nach Sizilien hatten ohnehin nicht das von mir gewünschte Ergebnis. Sie waren aufgrund verschiedener Umstände über die Jahre abgekühlt, so dass nicht mal mehr politischer Gewinn zu erwarten war. Meinem Ehrgefühl versetzte das aber einen weiteren Schlag. Ich halte den Eheschwur für genauso bindend wie jeden anderen Eid. Es ziemt sich nicht für einen Edelmann, Eide zu brechen, nur weil er sich für unangreifbar hält. Vor Gott sind wir alle schutzlos, nur vergessen das einige meiner Standesgenossen zu gern.«

Der Graf nahm einen weiteren Schluck aus seinem Weinbecher. Anschließend setzte er seine Erzählung aber nicht fort, sondern versank in Gedanken, als hätte er die Anwesenheit seiner Begleiter vergessen. Gilbert bemerkte dies offensichtlich nicht und führte die Geschichte seinerseits eifrig fort.

»Und letztes Jahr, kurz bevor ich in eure Dienste trat, habt ihr dann die zauberhafte Elvira von Kastilien geheiratet! Wie kam es dazu, wenn ich auch das fragen darf?«

Der Graf schreckte aus seinen Gedanken auf und blickte etwas unwirsch. Er runzelte die Stirn.

»Elvira ... Ihr voller Name ist Elvira von Kastilien und sie ist die Tochter meines alten Freundes, Alphons des Sechsten von Kastilien. Vor etwa zwanzig Jahren bat er seine benachbarten christlichen Herrscher um Hilfe bei der Rückeroberung der iberischen Halbinsel. Die Mauren hatten das Land vor etwa dreihundert Jahren überrannt. Damals gingen viele Gebiete

verloren, die von Erbe und Rechts wegen ihm gehörten. Er kämpft wie seine Vorfahren darum, sie wiederzuerlangen. Außerdem sind die Mauren dekadente Heiden, die in ihren schwarzen Riten den Dämon Muhmad anbeten. Grund genug für gute Christen, gegen sie zu streiten. Also machten wir uns auf, die lange geschändeten Kirchen Iberias zu befreien, was uns auch mit einigem Erfolg gelang. Vor zehn Jahren haben wir erst Toledo, eine der größten und glanzvollsten Städte des Landes, zurückerobert. Danach hatte Alphons auch Pech im Krieg, aber sein Reich hat heute fast wieder die Ausdehnung wie zu den Zeiten seiner Vorväter. Ah. Der Kampf schafft Freunde. Wir waren im gleichen Alter, als wir im sonnigen Iberien gemeinsam in die Schlacht zogen. So etwas kann mehr verbrüdern, als manche Blutsbande es vermag.«

Der Graf lachte wieder.

»So groß er auch als König sein mag. Als Mann wurde Alphons schon immer mehr von seiner menschlichen, als von seiner göttlichen Seite geleitet. Er hat eine Schwäche für die dunklen Frauen seines Landes. Er ist mittlerweile das dritte Mal verheiratet und wie ich ihn kenne, wird es nicht das letzte Mal bleiben. Der Papst sieht aber gerne über Alphons menschliche Schwächen hinweg. Sein Land ist eine Bastion gegen die Mauren und ständig im Kampf. Außerdem ist Alphons immer um jede politische Stärkung seines Königreiches bedacht. Aber eine Frau, mit der er nicht verheiratet war, hatte es ihm vor allen anderen angetan. Ich habe seine Geliebte Jimena selbst nur ein einziges Mal kennengelernt, aber ich kann euch sagen, dass sie wirklich etwas Besonderes ist. Mit ihr hat er mehrere illegitime Kinder, die er sehr liebt, zum Ärger seiner legitimen Ehefrau. Deren Nachwuchs wird aber eines Tages das Königreich erben, insofern hat es Alphons immer gut verstanden, alle um sich zu beschwichtigen. Außerdem ist er ein Bär von einem Mann, aber von sanftem Gemüt. Man will und kann ihm nicht lange böse sein.«

Abermals lächelte der Graf versonnen.

»Jimena war wirklich etwas Besonderes. Und Alphons Tochter von ihr, meine geliebte Elvira, ist es ebenso. Als sie geboren wurde, hat er sie sofort als seine leibliche Tochter anerkannt. Trotzdem lebte sie bei ihrer Mutter in einfachem Hause, nicht bei ihm am Hof. Ihre Schwester Theresia ist

Alphons Lieblingstochter, das ist für jeden sichtbar, der ihn kennt. Sie wuchs gut behütet an seinem Hof auf. Sie ist zwar genauso ansehnlich wie Elvira, aber sehr viel naiver. Sie hat auch erst vor drei Jahren geheiratet und ihr Vater musste ihrem Ehemann, einem jüngeren Sohn derer von Burgund, eine ganze Grafschaft dafür versprechen! Sonst hätte der Kerl niemals eine Aussicht auf eigene Ländereien gehabt, obwohl er sogar ein entfernter Vetter von König Philipp ist. Alphons hat erst vor Kurzem die Gegend namens Portucale von den Mauren zurückerobert und hat sie dann dem Emporkömmling letztes Jahr zähneknirschend als Mitgift abgetreten. Immerhin ist Theresia damit gut versorgt und ein treuer Ritter war dieser Heinrich von Burgund wenigstens auch. Jedenfalls blieb da immer noch Elvira, die er ebenso versorgt wissen wollte. Ich hatte das aufgeweckte Mädchen schon früh ins Herz geschlossen, also hat er an meine Freundschaft appelliert. Selbst wenn ich gewollt hätte, ich hätte nicht Nein sagen können. Aber um ehrlich zu sein, wollte ich das auch nicht. Zwischen mir und ihr liegen viele Jahre, aber sie hat eine so erfrischende Art und ist in keiner Weise naiv oder kindlich. Kurz, sie erfreut mein altes Kämpferherz. Sie sorgt dafür, dass ich mich jung fühle und an meine Jugend zurückerinnere. Deswegen werde ich Alphons auch immer dankbar sein.«

Der Graf lachte jetzt offen. Raimund und Gilbert stimmten mit ein, angesteckt von der Freude des Edelmannes.

»Ich kann euch nur voll und ganz beipflichten, Herr. Elvira mag noch jung sein, aber für ihre siebzehn Jahre hat sie genug Erfahrung gesammelt, um bei den besten mithalten zu können«, sagte Gilbert.

»Ihre Streiche mit den »Hofzwitscherern«, wie sie die anderen feinen Damen an eurem Hof nennt, sind berühmt. Und reden kann sie manchmal, als wäre sie schon fünfzig Jahre auf Gottes Erde. Wirklich eine gesegnete junge Frau, in jeder Hinsicht hinreißend.«

»Vorsicht, junger Hofmeister«, lachte der Graf. »Sonst muss ich auf meine alten Tage noch eifersüchtig werden, auf junge Wilde wie dich.«

Das sorgte für noch mehr Heiterkeit und der Wein tat sein Übriges. Die Schwermut vom Tage war danach vergessen.

Später verabschiedeten die Drei sich herzlich voneinander. Die Erinnerungen des Grafen hatten die Abendstunden für Raimunds Geschmack viel zu schnell verstreichen lassen. Während er ihnen zuhörte, hatten die Worte des Adligen wieder Bilder in seinem Kopf heraufbeschworen. Es wurde deutlich, dass ein einfacher Mann wie er selbst eine ganz andere Kreatur war als Edle wie der Graf oder der Papst. Sogar dann, wenn diese Kreatur eine Ausbildung in der Kirche genossen hatte. Raimund hätte es sich nie zugetraut, vor so vielen Menschen so bestimmt zu sprechen, wie der Papst es getan hatte. Noch hätte er jemals wie der Graf so beiläufig über die Geschichte so hoch adeliger Personen gesprochen. Die Vorstellung, Freundschaften mit Grafen und Königen zu pflegen, war für ihn kaum denkbar. Für einen wie den Grafen von Sankt Gilles war es dagegen selbstverständlich. Dieser sah sich auf einem Stand mit solchen Menschen, während jemand wie Raimund nur bewundernd aufschauen konnte.

Aber wenigstens hörte er jetzt aus dem Leben dieser hohen Herren. Er fühlte sich geehrt und gesegnet, weil der Graf, den er erst seit so kurzer Zeit kannte, schon so vertraut mit ihm umging.

\* \* \*

Das Konzil neigte sich langsam aber stetig seinem Ende zu. Raimund konnte den ewigen Zwiesgesprächen zwischen den Adligen kaum noch aufmerksam folgen. Auch die langatmigen Auseinandersetzungen über die Feinheiten dieser und jener Glaubensfrage fanden wenig Halt in seinem Gedächtnis. Trotzdem schrieb er gewissenhaft mit, auch wenn es ihn Mühe kostete. Die Abende hielten so viel Interessanteres bereit. Das Band aus Freundschaft und Respekt zwischen ihm, dem Grafen und Gilbert schien sogar noch stärker geworden zu sein. Der eine Abend unstandesgemäßer Vertrautheit hatte die drei Männer verbunden. Sie versprachen sich, nach dem Konzil in Briefkontakt zu bleiben. Der Graf wiederholte auch noch einmal sein Versprechen, Vézelay mit einer großzügigen Spende zu bedenken.

Im Gegenzug nahm er dem Kaplan das Gelöbniß ab, seinen Abt um die Erlaubnis für einen Besuch von Toulouse zu bitten. Die reiche alte Stadt hatte eine lange christliche Tradition und das sollte er als Vorwand aufwenden, empfahl ihm der Graf verschwörerisch. Raimund nahm den Rat dankend an.

\* \* \*

Schließlich brach der letzte Tag des Konzils an. Es war merklich kühler geworden und der Regen wurde noch einmal stärker. Man hatte am Vorabend dieses siebenundzwanzigsten Novembers bereits beschlossen, dass der Vormittag die letzte Gelegenheit für Besprechungen sein würde. Am Nachmittag wollte der Papst abschließende Worte an die Teilnehmer des Konzils richten.

Als gegen Mittag doch noch einmal die Sonne zwischen den Wolken hervortrat, wurden erste Stimmen laut, die von Gottes Wohlwollen über die Arbeit des Konzils sprachen.

Viele, gerade unter dem Adel, hatten sich auf die Bedeutung des Heils ihrer unsterblichen Seelen besonnen, wie sie beteuerten. Sie waren gespannt, welchen Weg der Papst ihnen weisen würde. Der Klerus machte sich unterdessen schon bereit, die Botschaften Urbans im gesamten Reich der Franken zu verbreiten. Raimund konnte seine Rückkehr nach Vézelay kaum noch erwarten. Er freute sich darauf, seine Notizen auszuführen und seine erste eigene Schrift anzufertigen.

Nachdem die Sonne den Schlamm auf den Feldern einigermaßen getrocknet hatte, begann man die Empore wieder herzurichten, welche schon vor einigen Tagen als Bühne gedient hatte. Nach dem Mittagessen versammelten sich die Ersten und harrten der Ankunft des Heiligen Vaters.

Erst als sich fast alle Teilnehmer bereits eingefunden hatten, begannen die Glocken der Abtei zu läuten. Neugierig blickte die Menge zum Eingang des Hofes. Wie schon bei seinem Einzug in Clermont hielt der Papst eine Prozession auf dem Weg zu seinem Podium. Umringt von seinen Kardinälen und in frisches Weiß gekleideten Novizen, betrat er die

Plattform aus Brettern. Er stellte sich an den vordersten Rand der Bühne und ließ seinen Blick über die Menge schweifen. Dann reckte er seine Hände wie zum Dank erhoben zum Himmel, seinen Kreuzstab weit von sich gestreckt. In dieser Pose verharrend, begann er zu sprechen.

»Oh Söhne Gottes! In den vergangenen Tagen habt ihr sehr zu seiner und durch ihn meiner Freude versprochen, Frieden zu wahren in eurer Mitte, mehr als je zuvor. Ihr habt gelobt, treu die Rechte der heiligen Kirche zu achten und zu verteidigen. Aber viele von euch werden sich fragen, wie sie jetzt, gesegnet von göttlicher Besserung, mit gutem Willen weiter ihren Pflichten gegenüber Gott nachkommen können.«

Diese Anrede ließ er einen Moment einsinken. Raimund suchte indessen wieder nach der Reaktion der Anwesenden und stellte fest, dass der Papst wohl genau das Richtige gesagt hatte. Viele waren sich noch unsicher, wie sie weiter an der Rettung ihrer Seele arbeiten könnten. Bei dem Gedanken lief es Raimund plötzlich eiskalt den Rücken herunter. Bei all dem Eifer zu beobachten und aufzuschreiben, hatte er völlig die Bedeutung der Worte des Papstes für ihn selbst vergessen. Seine eigene Seele war in seinen Augen ja selbst noch am meisten gefährdet. Dass dieses Konzil unter Umständen auch ihm eine Lösung bieten konnte, daran hatte er noch gar nicht gedacht. Er hörte den Worten des Papstes mit neuer Aufmerksamkeit zu.

Urban fuhr fort.

»Lasst mich, durch Gottes Gnade, euch die Nachricht von schrecklicher Kunde aus dem Osten bringen. Und euch damit gleichzeitig eine Arbeit auferlegen, die für gute Christen zur dringend nötigen Aufgabe geworden ist.

Unsere Brüder und Schwestern im Osten haben mir letztes Jahr die Nachricht über einen Ruf nach Hilfe des Kaisers Alexios in Konstantinopel zukommen lassen. Mit Erschrecken musste ich davon hören, wie das persische Volk sie angriff! Es ist schon so weit in römisches Gebiet vorgedrungen, dass sie bereits den Teil des Mittelmeeres erreicht haben, den man den Arm des heiligen Georg nennt. Damit stehen sie vor den Toren des großen Konstantinopel höchstselbst! Indem sie mehr und mehr Land der Christenheit dort an sich rissen, besiegten sie die christlichen Heere oft in Kämpfen, töteten viele, zerstörten die Kirchen und

verwüsteten das Königreich Gottes! Und wenn euch nicht das Leid eurer christlichen Brüder dort zu bewegen vermag, dann vielleicht die Schändung der heiligen Orte, die von den heidnischen Wilden dort entweiht und vernichtet werden.«

Ein Raunen ging durch die Menge, während Urban die unerwarteten Neuigkeiten erzählte. Er ließ sich davon aber nicht beirren, sondern bemühte sich bloß, lauter zu sprechen.

»Priester wurden grausam hingerichtet. Geplündert und geraubt die Schätze der Kirchen. Die Gebeine der Heiligen verbrannt zu Asche! Von dem Leid der einfachen Christen wage ich kaum zu sprechen. Von Vertreibung, oder noch schlimmer, Mord und Schändung an Frauen und Kindern! Hunde paaren sich in den geschändeten Häusern Gottes und ihre dämonischen Götzen stehen auf den Altären!«

Diese beunruhigende Beschreibung ließ Urban erneut für einen Moment einsinken. Raimund sah echte Bestürzung und Angst in den Gesichtern um ihn.

»Das Wehklagen, welches aus dem Osten endlich an unser Ohr gedrungen ist, lässt nur eine einzige Möglichkeit der Antwort für gute Christen zu! Lasst die Waffen gegeneinander ruhen und erhebt sie stattdessen gemeinsam gegen die Heiden! Vertreibt die Gotteslästerer von Gottes fruchtbaren Äckern und zeigt die größte Form von Nächstenliebe. Als die Starken, die die Schwachen unter euren Brüdern dort schützen! Mit ernstem Gebet wende ich – Nein, wendet sich vielmehr Gott an euch. Geht als Herolde Christi von diesem Konzil und tragt seine Bitte weiter! Treibt ehrliche Menschen jedweden Standes an, sich euch anzuschließen. Brecht auf, um die Schmach, welche die Heiden über unsere Brüder gebracht haben, zu tilgen. Egal, ob Ritter oder Fußsoldat, reich oder arm, jeder sollte zu diesem guten Werk aufbrechen und diese abscheuliche Rasse vernichten, die es gewagt hat, sich gegen Gottes Willen aufzulehnen! Und mehr noch! Durch die Macht, welche mir verliehen wurde als Gottes Sprachrohr auf Erden, verspreche ich allen, die diese Aufgaben annehmen und auf dieser Reise ihr Leben verlieren sollten, egal ob zu Wasser oder zu Land, durch die Strapazen des Weges oder das Schwert der Ungläubigen, denen sollen alle Sünden vergeben sein! Diese Pilgerfahrt und ihr Ziel soll die Buße sein, die



jede noch so große Sünde davor auslöscht! Mehr noch! Den Kämpfern im Namen Christi soll ewiges Leben im Reich Gottes zuteilwerden!«

Das Raunen wurde zu aufgeregtem Flüstern. Raimund fühlte Schwindel in sich aufsteigen. Der Papst wartete, bis sich die Menschen wieder beruhigt hatten, bevor er fortfuhr.

»Groß soll die Belohnung derjenigen sein, die in Christi Nachfolge sein Kreuz tragen werden! Ihr werdet viele Opfer bringen müssen, um diese Prüfung Gottes zu bestehen. Gott spricht zu uns in seinen Evangelien: »Jeder, der Mutter oder Vater vor mir liebt, ist meiner nicht würdig!«

Deswegen lasst euch nicht zurückhalten, von Liebe zu Familie oder weltlichen Dingen! Gebt euer Haus und eure Familien für Gott auf und ihr werdet mit dem Hundertfachen und dem ewigen Leben belohnt werden! Die von Gott mit Reichtum gesegneten unter euch sollen diesen aufwenden, um euren armen Brüdern den Weg zu ermöglichen! Geht den Weg in den Fußspuren Christi, helft den Brüdern und Schwestern, die sich nicht alleine gegen die Heiden verteidigen können und Gott wird an eurer Seite und in euch selbst kämpfen. Euch Männern der Kirche, die ihr hier vor mir versammelt seid, trage ich die Aufgabe an, diese Kunde Gottes bis in den letzten Winkel unserer christlichen Länder zu verkünden. Auf das alle, die sich dazu bekennen das Reich Gottes zu verteidigen, sich ein Kreuz auf die Schulter nähen oder auf die Stirn malen sollen. Auf dass ein jeder gute Christ ihnen den Weg so einfach wie möglich mache. Euch Franken im Besonderen aber sage ich nochmals: Gedenkt den Taten eurer Vorväter zum Wohle der Kirche des Heilands. In ihrem Vorbild schickt euch an, die Christenheit zu rächen und zeigt den Heiden ihre Irrwege auf! Amen!«

Den letzten Satz hatte Urban fast herausgeschrien. Jetzt, da er geendet hatte, wurden Stimmen in der Menge laut. Aufgeregt sprachen alle durcheinander. Irgendwer begann zu rufen: »Gott will es!«

Der Ruf wurde erst von Umstehenden, dann von allen aufgenommen. Bis die ganze Menge im Chor »Gott will es! Gott will es!« schrien. Selbst der sonst so ruhige Raimund konnte nicht anders als einzustimmen. Gleichzeitig erschreckten ihn aber die wütenden Fratzen um ihn. Eine Weile ebte das Geschrei kaum ab. Die Menge beruhigte sich erst wieder, als sich eine groß gewachsene Gestalt einen Weg zur Tribüne bahnte. Raimund sah,

dass es sich um den stattlichen Adhemar, den Bischof von Puy handelte, der jetzt vor den Papst trat.

Er hörte, wie Adhemar Urban darum bat, sprechen zu dürfen. Der Papst bedeutete ihm, auf die Empore vor die Menge zu treten. Adhemar tat dies und mit einer Geste bat er die Menschen, sich zu beruhigen.

»Geliebte Brüder in Gott!«, setzte der Bär von einem Bischof dann an.

»Heute hat sich gezeigt, was uns Gott schon in seinen Evangelien gesagt hat: »Wo zwei oder drei in meinem Namen sich versammeln, dort werde ich in ihrer Mitte sein.« Wenn Gott nicht unter uns wäre, wie käme es dann, dass ihr gerade seinen Willen herausgeschrien habt? Der Ruf kam aus vielen Kehlen, aber er hatte einen Ursprung. Gott hat ihn euch in die Brust gepflanzt und dann heraufbeschworen! Lasst dies den Ruf sein, den wir die Heiden zu fürchten lehren! Gott will es! Gott will es!«

Nach diesen Worten drehte sich Adhemar zum Papst und sank vor ihm auf die Knie. Er senkte seinen Kopf und spreizte die Arme.

»Heiliger Vater, lasst mich durch Gottes Gnade der erste Diener sein, der Jesu Kreuz auf sich nimmt und den Weg nach Osten antritt. Segnet mich und erlaubt mir, dies zu tun!«

Urban lächelte ihn wohlwollend an. Seine Antwort richtete er halb an die Menge, während er seine Hand auf Adhemars Kopf legte.

»Jeder hier kennt euch, Adhemar von Puy, als einen der fleißigsten und treuesten Diener der Kirche. Ein Prälat von ungewöhnlicher Energie und Betriebsamkeit. Habt meinen Segen und hört diese, meine Worte, ihr alle! Ich erlaube euch, nicht nur als Erster den Weg anzutreten, Bischof Adhemar, mehr noch, ich gebe euch hiermit als mein päpstlicher Legat die Aufgabe, die Armeen der Christenheit in meinem Namen anzuführen! Jeder soll auf euren Befehl hin handeln als käme er von mir selbst, wenn er wünscht, das Kreuz zu tragen und sich in Richtung Osten zu wenden.«

Auf diese Worte brandete erneuter Jubel auf und die Menschen schrien durcheinander. Raimund war überrascht von dieser Wendung, im Gegensatz zu seinem Abt Artaud, der den Ereignissen mit gerunzelter Stirn zusah. Der Abt schien gänzlich unbeeindruckt von den Gefühlen, die die Menge bewegten. Während andere Adelige und Kleriker den Papst und Adhemar

bestürmten, bedeutete Artaud Raimund und seinen Brüdern ihm aufzuhelfen und zurück in den Hof der Abtei zu folgen. Der junge Kaplan konnte auf dem Weg nur noch an eines denken. Der Papst hatte von der Möglichkeit gesprochen, sich von allen Sünden reinzuwaschen.

\* \* \*

»Vater Artaud«, sagte Raimund, als sich seine erste Aufregung gelegt hatte.

»Ihr seht nicht sonderlich erfreut aus, über die Rede des Papstes.«

»Bin ich auch nicht«, antwortete der alte Abt. »Du bist noch zu jung und hast zu wenig gesehen, um das zu begreifen. Aber in meinen Augen hat dies hier nichts mehr mit Nächstenliebe oder der Aufgabe eines guten Schäfers zu tun. Verteidigt der gute Hirte seine Schafe, oder ruft er andere Schäfer dazu auf, mit ihm in den Wald zu gehen und Wölfe zu jagen? Wohl wissend das viele nicht zurückkehren werden? Nein, Raimund. Ich sehe nur viel Blut und Unglück in der Zukunft und meine Machtlosigkeit, dies abzuwenden. Meine Vorahnungen haben sich aufs Schlimmste bestätigt. Und gedenke auch dem fünften Gebot, das Mose empfing. Du sollst nicht töten! Ich weiß, dass viele der Ritter da draußen eine Krise des Gewissens plagt, in ihrem Leben aus Krieg und Tod. Der Papst erlaubt ihnen jetzt, mit seinen Worten, dies in Gottes Dienst ungestraft zu tun. Ja, sogar noch dafür belohnt zu werden! Das ist nicht, was Christus wollte!«

Raimund war bestürzt.

»Ihr würdet euch gegen den Heiligen Vater stellen?«

»Urban ist, genau wie sein Ziehvater Gregor, eine politische Kreatur, junger Kaplan. Du wirst das nicht verstehen, aber Urban will nicht nur den Christen im Osten helfen. Er verspricht sich auch Macht über sie. Macht, die der Heilige Stuhl vor vierzig Jahren verloren hat, als der Patriarch von Konstantinopel sich von Rom lossagte. Nein. Ich werde nicht gegen den Papst sprechen. Aber ich schicke meine Schafe auch nicht in den Krieg in fernen Ländern. Ich sage dir dazu nur eines, Raimund. Hass und Gewalt

können nur mehr Hass erzeugen. Nur Liebe und gute Taten schaffen Platz für Gegenliebe. Aber jetzt lasse mich bitte alleine. Ich muss nachdenken.«

Raimund blieb stehen und sah dem Abt dabei zu, wie er im Stall verschwand. Er wusste nicht, was er dazu sagen sollte. Die Worte seines Abtes ergaben Sinn und er hatte immer viel auf die Weisheit und Erfahrung Artauds gegeben. Aber was der Papst gesagt hatte, klang ebenso überzeugend. Raimund konnte sich nicht vorstellen, dass der Heilige Vater mit dem Leben so vieler Christen nur politisches Spiel trieb, sondern von ehrlichem Mitgefühl mit der belagerten Christenheit im Osten geleitet wurde. Außerdem ... die Vergebung aller Sünden! Raimund hätte es nie für möglich gehalten, aber er hatte zum ersten Mal seit Jahren wieder Hoffnung, seine Schuld gegen Vater Bernard und Gott doch noch abtragen zu können. Als Diener Artauds musste Raimund den Weisungen seines Abtes folgen, ob er wollte, oder nicht. Er beschloss aber in diesem Moment, einen Weg zu finden, den Aufforderungen des Papstes trotzdem Folge zu leisten, wenn es nur irgendwie in seiner Macht stand.

Aber auch neben seinen eigenen Motiven überzeugte ihn noch etwas anderes von der Sache Urbans. Für Raimund gab es keinen Zweifel daran, dass ein guter Christ die Schwachen beschützen musste. Er erinnerte sich noch zu gut an die Zeit als er, seine Mutter und seine Schwestern selbst Schutz nötig hatten. Wenn dies noch dazu führte, den Streit von Christen untereinander zu schlichten, umso besser. Er stimmte Urban voll und ganz in seinen Worten zu. Die Christen sollten sich verbündet gegen Feinde von außen stellen, statt sich aus niederen Beweggründen wie Hass und Gier nach Land und Reichtum gegenseitig zu bekämpfen.

\* \* \*

Den Rest des Tages und des Abends fanden noch einmal aufgeregte Diskussionen unter den Teilnehmern des Konzils statt. Abt Artaud hielt sich und seine Brüder davon fern und beschloss, schon früh am nächsten Morgen nach Hause aufzubrechen. Der Graf ließ Raimund durch einen Boten mitteilen, dass ihn die gegebenen Umstände leider zwangen, die

abendliche Unterhaltung abzusagen. Er würde bis spät in die Nacht mit hohen Herren und Geistlichen zu Rate sitzen.

So geschah es dann auch. Am nächsten Morgen hatte Raimund dann nur kurz noch die Gelegenheit, sich bei Gilbert und dem Grafen zu verabschieden, bevor er dann mit seiner Gruppe wieder die beschwerliche Heimreise antrat.

## KAPITEL 7

*Vézelay, Burgund, Dezember 1095.*

Nach etwa zehn Tagen erreichte die kleine Gruppe ihr Kloster. Alle waren froh, ihre vertraute Heimat wiederzusehen.

Nur Raimund fiel es schwer, in den gewohnten Alltag zurückzukehren. Die gemütliche Routine des Klosters war für ihn nicht vergleichbar mit der bunten Welt des Konzils. Jeden Abend lag er stundenlang wach und konnte nicht einschlafen. In seiner Fantasie rüstete sich die gesamte Christenheit zum Marsch gegen wilde Heiden in fremden Ländern, während ihm die Teilnahme versagt blieb. Abt Artaud hatte strikte Anweisungen an seine Mönche gegeben. Vézelay würde sich heraushalten aus der Politik des Papstes. Raimund fühlte sich gefangen und verzweifelt.

Auch seine Freundschaft zu Arpin kühlte darüber merklich ab. Raimund hatte sich verändert. Es fiel ihm schwer, dass seinem alten Freund begreiflich zu machen. Arpin gab sich Mühe, konnte seine leidenschaftliche Aufregung aber nicht teilen. Er hatte Raimunds Schuldgefühle nie akzeptiert und verstand deshalb auch jetzt nicht seinen Drang, Vézelay zu verlassen und dem Papst zu folgen. Enttäuscht sprach Raimund nicht einmal von seiner Chronik des Konzils mit ihm. Für Raimund war es ein Meilenstein. Sein erstes, selbst geschaffenes Werk. Aber Arpin hatte das Schreiben ohnehin immer nur als lästige Pflicht gesehen.

Raimund flüchtete sich in seine Arbeit. Jede freie Minute zog er sich zurück und führte seine Notizen auf frischem Pergament aus. Er genoss die Freiheit, die ihm seine eigenen Worte ließen. Es war ein himmelweiter Unterschied zu dem ewigen Anfertigen von Abschriften. Kunstvoll versah er die Ränder des Pergaments mit bunten Bildern, die den Papst und die Gäste des Konzils darstellen sollten. Er nannte die Namen von allen Adeligen, Erzbischöfen und Kardinälen, an die er sich erinnern konnte.

Nachdem eine Seite beschrieben war, bestreute er sie behutsam mit feinem Sand, um überschüssige Tinte aufzusaugen und lies das Ganze dann Stunden trocknen. Jede fertige Seite wurde dann ebenso vorsichtig an eine Schriftrolle angebunden, mit dünnem Leinengarn.

Die Arbeit war anstrengend und zeitraubend, aber Raimund ging völlig darin auf. Dazu bot sie ihm eine willkommene Ausrede, um sich nicht mit anderen Menschen unterhalten zu müssen. Er fühlte sich nicht nur von Arpin unverstanden. Auch Gespräche mit anderen Brüdern zerrten jetzt an seiner Geduld. Langsam glaubte er, niemand außer ihm könne die Bedeutung der Geschehnisse richtig bewerten. Wenn er versuchte, mit den anderen Mönchen darüber zu reden, erntete er meist nur Schulterzucken. Die Vorgänge im Rest der Welt interessierten sie nicht. Zum ersten Mal wurde ihm bewusst, dass viele im Kloster wohl genau deswegen hier waren. Im Vergleich zu weltoffeneren Abteien sah er Vézelay jetzt beinahe als Exil. Immer öfter beschäftigte ihn der Gedanke, den Abt eines Tages vielleicht doch zu bitten, ihm wenigstens die Reise nach Rom zu gestatten. Dort würde er vielleicht wenigstens einen kleinen Beitrag zum Kampf im Osten leisten können. Natürlich erst dann, wenn er seine Arbeit hier zu Ende gebracht hätte.

\* \* \*

»Raimund, Besuch für dich.«

Raimund sah von seinem Schreibpult auf. Verschwommen nahm er zwei Gestalten wahr. Er rieb sich die Augen. Im nächsten Moment spürte er eine sanfte Berührung auf seiner Schulter.

»Du schuffest zu viel, großer Bruder. Draußen ist es bereits stockfinster.«

Raimunds Sicht klarte auf und er erblickte das lächelnde Gesicht seiner kleinen Schwester.

»Claire! Was bringt dich hier her? Setz dich!«

Raimund bot ihr seinen Hocker an und sie nahm dankbar Platz. Er freute sich, Claire zu sehen. Das letzte Mal hatte er seine Familie Wochen vor seiner Abreise nach Clermont zu Gesicht bekommen. Mit einem Nicken bedankte er sich bei dem Mönch, der sie hereingeführt hatte.

»Raimund ...«

Seine Schwester stockte und Raimunds Lächeln verschwand, als er das Zögern in ihrer Stimme wahrnahm. Seit Claire und Anne geheiratet hatten, waren beide selten schlechter Laune. Jetzt sah er Sorgenfalten in ihrem Gesicht.

»Was ist? Ist etwas passiert? Geht es meinen Neffen gut?«

Sie hob die Hand, um seine Fragen abzuwehren.

»Denen geht es gut. Anne sendet ihre Grüße. Seit sie auf dem Hof ihres Mannes lebt, ist sie wirklich aufgeblüht. Wir lieben unsere Kinder und uns selbst geht es auch gut. Ich bin wegen etwas anderem hier. Raimund ... es geht um Mutter ...«

»Was ist passiert?«

»Raimund ... sie ... sie ist tot.«

Raimund fühlte sich, als hätte ihm jemand den Boden unter den Füßen weggezogen. Er taumelte und fiel auf die Knie.

»Was ... wie? Was ist geschehen?«

Entsetzt und unfähig Claires Worte zu verarbeiten, sah er zu ihr hoch.

Eine Träne lief über ihre Wange. Sie glitt von dem Hocker und nahm ihren Bruder in die Arme.

»Raimund, es tut mir so leid. Es ist passiert, als du fort warst. Sie ist bei der Arbeit auf Annes Hof gestürzt und brach sich ein Bein. Es war ein böser, offener Bruch.«

»Aber ... aber daran stirbt man doch nicht!«

»Zuerst dachten wir, alles würde gut werden. Annes Mann und seine Mutter kümmerten sich rührend um sie. Aber ... die Wunde wollte nicht heilen. Nach einer Woche begann sie zu faulen und dann ging alles so schnell.«



Sie wischte sich die Tränen aus dem Gesicht.

»Wir haben sie vor zwei Wochen begraben. Es tut mir leid, Raimund. Es gab nichts, was wir tun konnten.«

»Wundbrand? Oh Gott. Warum?«

Auch er weinte jetzt. Claire schüttelte den Kopf.

»Nach allem ... Sie war endlich glücklich. Sie hat ihre Enkel geliebt und die Arbeit auf dem Hof auch. Raimund, ihre letzten Worte galten dir.«

»Claire ... hat sie mir verziehen? Bitte ...«

Seine Schwester schüttelte den Kopf.

»Oh Bruder ... Sie hat dir nie wirklich die Schuld gegeben. Keine von uns hat das je getan. Am Ende hat sie uns gebeten, *dich* um Verzeihung zu bitten! Im Grunde ihres Herzens war sie dir genauso dankbar, wie Anne und ich es sind. Du hast uns befreit. Sie konnte das nur nie sagen. Raimund ... versteh bitte. Sie hat sich immer Vorwürfe gemacht. In ihren Augen hätte sie uns beschützen und fortbringen sollen, nicht du. Die Schuld, die sie spürte ... darüber konnte sie nicht mit dir reden.«

»Wir haben uns so oft gestritten ...«

»Sie hat dich geliebt. Uns alle. Und sie war glücklich, am Ende. Bitte ... du musst das mit ihr und Gott ausmachen. Aber ich bitte dich, verzeih ihr.«

Raimund schluchzte.

»Oh Claire. Natürlich! Ich habe sie nie beschuldigt! Warum hat sie mir das nie gesagt? Oh Gott.«

Seine Worte erstickten in Tränen. Er drückte seine Schwester fester an sich.

Es dauerte noch eine Weile, bis sie sich wieder einigermaßen gefangen hatten. Claire war von ihren Gefühlen und dem Weg ins Kloster erschöpft. Raimund führte sie zu den Gästegemächern und dankbar fiel sie auf das Gästebett.

Am nächsten Morgen erhielt er von Abt Artaud die Erlaubnis, den Tag in Trauer mit seiner Schwester zu verbringen. Sie erzählte ihm von seinen Neffen und davon, dass sie und ihr Mann jetzt ebenfalls zu Anne auf den

Hof zogen. Annes Mann hatte ihnen Arbeit angeboten und sie hatten angenommen. Raimund nahm diese Nachricht mit einem weinenden und einem lachenden Auge auf. Er freute sich über das gute Leben seiner Schwestern und war stolz darauf, es ermöglicht zu haben. Zum anderen wusste er aber auch, dass der Hof seiner Schwester einige Tagesreisen entfernt lag. Dank seiner Pflichten im Kloster würde er nur noch selten die Gelegenheit haben, seine Familie zu besuchen.

Von da an schloss er seine Mutter in jedes seiner Abendgebete mit ein, neben Vater Bernard. Eine weitere Schuld. Und ein Grund mehr, etwas zu unternehmen.

\* \* \*

Der Winter hielt wenig später endgültig Einzug in Vézelay. Über Nacht gefror das Wasser in den Fässern im Hof und morgens war weißer Raureif auf den Gräsern vor den Mauern der Abtei. Raimund zwang sich, seine innere Unruhe zu verbannen. Er sehnte sich nach seiner Familie, aber seine Pflichten hielten ihn fest. Vor dem nächsten Frühling würde er ohnehin keine Möglichkeit haben, das langsam in den Winterschlaf fallende Kloster für eine Reise zu verlassen. Die Feld- und Gartenarbeit der Mönche endete früh dieses Jahr. Den Sommer und Herbst über hatten sie Vorräte angelegt und jetzt brach die Zeit an, diese zu verbrauchen. Was ihm sonst als verdiente Belohnung für die Arbeit des Jahres erschienen war, langweilte Raimund nur noch. Selbst religiöse Feiertage wie die Geburt des Heilands wurden nur in stiller Andacht gefeiert. Zum ersten Mal dachte er neidisch an die Bewohner des Dorfes Vézelay, die das frohe Fest mit Gesang und Festmählern begingen. Nach gemeinsamem Gottesdienst trafen sie sich mit ihren Familien und Freunden bei gutem Essen und feierten das letzte Fest des Jahres. Raimund vermisste seine Schwestern und Neffen.

\* \* \*

»He Raimund! Lebst du noch?«

Raimund nahm Arpins Worte erst wahr, als dieser ihn anstieß. Verwirrt und mit gerunzelter Stirn schreckte Raimund von dem Schreibpult auf, an dem er arbeitete.

»Zur ... Arpin! Jetzt schau, was du angerichtet hast!«

Vor Schreck hatte Raimund mit der Feder über das Pergament gekratzt. Hektisch und verärgert versuchte er seine Worte zu retten, bevor die Tinte verlief.

»Ich sitze bereits seit zwei Stunden an diesem Blatt. Wehe dir, wenn du meine Arbeit zunichte gemacht hast!«

Arpin schaute traurig auf seinen Freund. Raimund hatte nicht mal aufgesehen, um ihn zu begrüßen.

»Ja ... deine Arbeit, ich weiß. Seit du aus Clermont zurück bist, schuftest du nur noch. Ich wüsste gerne, was die da mit dir gemacht haben. Du schaust nur noch grimmig und hast keine freie Minute mehr für Zerstreung. Ich habe lange nichts gesagt, aus Rücksicht wegen deiner Mutter. Aber soll das ewig so weitergehen? Und fang nicht wieder von deinen Sünden an. Du weißt, wie ich darüber denke.«

Seufzend gab Raimund seine Rettungsversuche auf. Er lehnte sich auf seinem Hocker zurück, rieb sich die Augen und lies dann hoffnungslos die Schultern sinken. Wie sollte er Arpin klar machen, dass er ihn für seine Sicht der Welt inzwischen bedauerte? Mit dem Tod seiner Mutter hatte das nichts zu tun. Er schämte sich fast, sie als Ausrede zu gebrauchen.

»Ja, ich weiß. Hab Geduld, aber bitte lass mir meine Ruhe. Jeder Mensch trauert auf seine Weise. Ich brauche nur Zeit, glaube ich.«

Arpin runzelte die Stirn, sagte aber nichts. Stattdessen zog er eine Schriftrolle unter seinem Mantel hervor und warf sie vor Raimund auf das Pult.

»Das soll ich dir vom Abt überbringen. Es ist heute mit einem Boten angekommen. Er hat dich als Empfänger genannt und für den Abt hatte er auch eine Nachricht. Ich weiß nicht, worum es geht. Vielleicht weckt dich das ja endlich aus deiner Trübsal. Mir fällt nichts mehr ein. Der Bote ist im

Gästegemach untergebracht und er sagt, er habe den ausdrücklichen Befehl, nicht ohne Antworten von dir oder dem Abt abzureisen.«

Damit drehte sich Arpin auf dem Fuß um und ging ohne ein weiteres Wort aus der Schreibstube. Raimund bemerkte es nicht einmal. Gebannt starrte er auf den roten Wachsleck, mit dem die Schriftrolle versiegelt war. Das Wappen des Grafen von Sankt Gilles und Toulouse war darin eingedrückt. Ungeduldig nahm er ein Messer und brach das Siegel auf. Dann wischte er die ruinierte Seite, an der er über eine Stunde gearbeitet hatte achtlos vom Tisch und breitete die Nachricht vor sich aus. Er begann zu lesen.

*Graf Raimund von Toulouse, Gott zum Gruß, in aller Freundschaft.*

*Vorweg bitte ich euch, werter Kaplan Raimund von Aguilers, die Schwerfälligkeit meiner Worte zu verzeihen. Wie ihr wisst, schreibe ich nicht oft. Aber ich wollte dies in eigener Hand verfassen, um meiner Bitte an euch Nachdruck zu verleihen.*

*Anbei dieser Nachricht auch eine an euren Abtvater, bitte stellt sicher, dass er sie erhalten hat. Aber dazu später mehr.*

*Ich schreibe diese Zeilen am zweiten Tage des Dezembers im Jahre unseres Herrn 1095. Meine Gefolgschaft und ich sind noch einige Tage in Clermont verblieben, um wichtige Geschäfte abzuschließen. Dies ließ mir, nach Abreise des Konzils, aber noch Zeit zum Nachdenken. Nach reiflicher Überlegung beschloss ich, unserem Papst Urban direkt die freudige Nachricht zu überbringen, dass ich gedenke, so bald wie möglich nach meiner Rückkehr nach Toulouse das Kreuz zu nehmen und seinem Aufruf zu folgen. Ich werde mein bescheidenes Vermögen, das mir der gute Gott in seiner Güte zuteil hat kommen lassen, aufwenden, um ein christliches Heer unter meiner Führung aufzustellen. Ich werde eine bewaffnete Pilgerfahrt ins Heilige Land beginnen, die zum Ziel hat, die vom Papst so eindringlich geforderte Befreiung unserer christlichen Brüder dort zu verwirklichen.*

*Nach Unterredung mit dem ebenfalls noch verbliebenen Bischof Adbemar von Puy willigte dieser ein, mich nach Toulouse zu begleiten. Er will bei der Aufstellung jenen Heeres beifällig sein, sowie für deren Seelenheil bürgen und beten.*

*Ich weiß nicht, wann euch diese Nachricht erreichen wird, aber ich gedenke sie auf den Weg zu schicken, sobald mir meine Getreuen versichern können, dass wir Vézelay am Nächsten sind. Sowie dies nabeliegt, werde ich diesen Brief fortsetzen.*

Es folgte eine kurze Unterbrechung im Schreibfluss des Grafen. Raimund musste schmunzeln. Der Graf hatte offensichtlich nicht bedacht, dass Raimund beide Teile des Briefes zur gleichen Zeit lesen würde.

*Der Graf Raimund von Toulouse, der zwölfte Tag des Dezembers, 1095,*

*Morgen werde ich diesen Brief einem Boten übergeben, zusammen mit der erwähnten Nachricht an euren guten Abt Artaud. Wir haben nach ein paar Tagen Rast und Gebeten hier in Le Puy, in Adhemars Kloster, jetzt beschlossen zurückzukehren nach Toulouse. Mit der Nachricht entsendete ich auch die bereits versprochene Spende an euer Kloster. Ebenso die Bitte, euer Abt möge einem besonderen Anliegen von mir stattgeben, sofern ihr demselben zustimmt, worauf ich hoffe.*

*Fast täglich erreicht mich jetzt die Kunde von anderen Fürsten, die ebenfalls begonnen haben Getreue um sich zu scharen. Ich bin der Überzeugung, dass der größte Teil der Christenheit, sofern nicht anderweitig mit guten Taten beschäftigt, sich auf den Weg machen wird, der Bitte des Papstes Folge zu leisten.*

*Dass diese Wanderung schon fast biblische Ausmaße haben wird, erwarten ich und der gute Bischof Adhemar fast ohne Zweifel. Er erweist sich als wacher Begleiter und gute Gesellschaft, fest in seinen Überzeugungen und besser in weltlichen Dingen bekannt, als ich es von einem solchen Mann der Kirche erwartet hätte. An unserem gemeinsamen Erfolg lässt mich also nichts zweifeln. Aber auch genau deswegen habe ich beschlossen, dass unser Unterfangen für die Nachwelt festgehalten werden muss.*

*Da ich weiß, wie sehr euch so etwas ebenso am Herzen liegt, fiel es mir nicht schwer, an euch zu denken, darum überbringe ich euch jetzt diese Bitte.*

*Ich möchte, dass ihr in meine Dienste als mein Hofkaplan und Schreiber tretet. Ihr sollt die sicher ebrenvolle Aufgabe übernehmen, mich und meine Getreuen bei unserer Fahrt ins Heilige Land zu begleiten. Ihr sollt gewissenhaft alles festhalten, was uns an Unbill, Strapazen, aber auch Gutes und Gottgefälliges auf dem Wege zustoßen möge.*

*Darum habe ich auch euren Abt gebeten, aber nur wenn ihr dem selbst auch zustimmt, was ich sehr hoffe, wie bereits gesagt. Solltet ihr euch dafür entscheiden, gebt bitte dem Boten eure Antwort. Er hat auf mein Geheiß hin die Mittel übergeben bekommen euch auszustatten, mit allem, was ihr für die Reise nach Toulouse benötigt. Ebenso wird er euer Wegbegleiter in meine Heimat sein. Gott zum Gruß.*

Mit geschwungenem Strich hatte der Graf dann noch seine Unterschrift unter den Brief gesetzt. Raimund musste die letzten Zeilen mehrmals lesen, bevor er ihren Sinn begriff. Der Graf hatte ausgerechnet ihn erwählt? Er hatte ihn darum gebeten, ihn in das Heilige Land zu begleiten? Bei all seiner eingebildeten Weltlichkeit fiel es Raimund jetzt dennoch schwer, sich das Ausmaß einer derartigen Reise vorzustellen. Wie viele Tagesreisen wären das? Einen solchen Weg mit so vielen Menschen zu gehen, musste unglaublichen Aufwand bedeuten. Raimund wurde fast schwindelig, als er über die Ausmaße der Bitte des Grafen nachdachte.

Auf einmal lachte er. Vor Wochen hatte er die Einladung seines Abtes noch für eine Lebensaufgabe gehalten! Einen Bericht über ein Konzil verfassen! Nach Clermont reisen und den Papst treffen! Mit Mühe hielt er seinen aufkeimenden Wahnsinn im Zaum, bevor ihn noch einer der anderen Brüder bemerkte. Er zwang sich, ruhig zu atmen.

Was der Graf von ihm verlangte, konnte Jahre seines Lebens in Anspruch nehmen. Vielleicht sogar das Ende für ihn bedeuten, wenn er irgendwo in fremden Ländern seinen Tod fand. Am Ende gar unter Heiden!

Dies wäre eine wahre Lebensaufgabe und dies würde seinen Namen, egal wie das Unterfangen ausging, für immer in die Geschichte der Welt einschreiben.

Dann durchfuhr es ihn wie ein Blitz. Das war seine Gelegenheit, sein Ziel zu erreichen! Erneut überfiel ihn Schwindel. Er taumelte von seinem Schreibhocker auf und stürmte, den Brief in Händen, aus der Schreibstube. Er achtete nicht auf die Kälte oder die Mönche, die er beinahe über den Haufen rannte. Er lief über den Hof des Klosters, hinaus auf die Felder. Dort brach er außer Sichtweite des Klosters im Abenddunkel zusammen. Er ging schluchzend auf die Knie und fing mit leiser, zitternder Stimme an,

zu beten. Er bat Gott darum ihm zu sagen, was er jetzt tun sollte. Würden ihm wirklich alle Sünden vergeben?

Schlagartig wurde ihm bewusst, warum Arpin und die anderen kein Interesse an der Welt hatten. Die Sicherheit und Geborgenheit in Vézelay war selbst für christliche Lande schon ungewöhnlich. Aber im Vergleich zur restlichen Welt? Und vor allem zu fremdem Feindesland im Osten?

Aber dann öffnete er die Augen. Er musste an sein letztes Gespräch mit Claire denken. So eine Reise würde ihn vielleicht für Jahre von seiner Familie trennen.

Aber sie waren in ihrem neuen Leben glücklich. Beide Schwestern hatten gute Männer gefunden und brauchten ihren großen Bruder nicht mehr. Mit seiner Mutter war alles gestorben, was ihn hier noch festhielt. Er war jetzt auf sich alleine gestellt und frei, die Buße für seine Sünden selbst in die Hand zu nehmen.

Vor ihm stach der letzte Glanz der untergehenden Sonne über den Horizont. Sein Atem beruhigte sich. Er blickte kurz zum Kloster und dann wieder in die Ferne.

Das war die Antwort, um die er gebetet hatte. Er würde aufhören, wie der Junge, der er einmal war, auf den Horizont und das Ende seiner Welt zu starren. Jetzt würde er ihn überschreiten. Mit Gottes Hilfe würde er den Mut aufbringen. Wie es der Papst gepredigt hatte, würde er sein Kreuz nehmen und Jesus nachfolgen.

Und was er schrieb, würde sein Zeugnis sein, für diese große Reise und Preis für den Ablass seiner Schuld an Bernard und seiner Mutter.

\* \* \*

Raimunds Entschluss stand fest. Er begab sich direkt auf den Weg zu Abt Artaud. Ohne sich anzukündigen, trat er in dessen Arbeitszimmer.

Der Abt saß wieder über einen Brief gebeugt an seinem Tisch. Anhand der Schrift und des gebrochenen Siegels sah Raimund, dass es sich um die zweite Nachricht des Grafen handelte. Für einen langen Moment herrschte

Schweigen. Raimund wusste nicht, wo er anfangen sollte, so viele Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Nach einer gefühlten Ewigkeit seufzte der alte Abt.

»Ich frage mich, ob es ein Fehler von mir oder Gottes Wille war, der mich dich nach Clermont hat mitnehmen lassen«, sagte er.

»Hochwürdiger Vater?«

Abt Artaud sah Raimund eindringlich an.

»Ich versuche zu entscheiden, ob Gott mir sagen will, dass ich deiner Bestimmung im Weg stehe. Oder ob ich in meiner Unachtsamkeit zugelassen habe, dass ein leicht zu beeindruckendes Gemüt Schaden nimmt.«

Abermals wusste Raimund nicht, was er antworten sollte und wartete. Der Abt senkte seinen Blick wieder auf den Brief.

»Dieser Graf hier scheint zu glauben, er könne dich abwerben wie einen Tagelöhner. Es widerstrebt mir, mit meinen frommen Brüdern zu handeln wie mit Vieh. Aber ich habe dich in den letzten Wochen beobachtet. Und auch andere haben mir erzählt, wie unwohl und entfremdet du dich benommen hast in den Tagen nach dem Konzil. Also frage ich dich. Ist es das, was du willst?«

Er wedelte mit dem Brief in der Luft und sah Raimund fragend an.

»Hochwürdiger Vater ... Ich habe darum gebetet, dass Gott mir eine Eingebung schickt. Dass er mir sagt, was ich tun soll. Und ich bin jetzt davon überzeugt, dass dies meine Lebensaufgabe sein wird.«

»Gott? Auf den werde ich wohl auch vertrauen müssen. Aber hör darauf, wenn ich dir sage, dass du noch zu jung bist, um überhaupt zu wissen, was das Wort Lebensaufgabe bedeutet!«

Die Stimme des Abtes nahm einen flehenden Ton an.

»Du weißt nicht, worauf du dich hier einlässt! Du hast noch nie gesehen, was Kampf und Tod bedeuten oder zu was für Schrecken der Mensch fähig ist.«

Artaud seufzte abermals.



»Aber deine Entscheidung ist offensichtlich getroffen. Ich kann und werde dir nicht im Weg stehen. Mir bleibt ja nichts anderes übrig als auf Gott zu vertrauen. Aber Raimund, bei allen Heiligen, erinnere dich immer an deine Studien. Die Menschen da draußen haben vergessen, was Nächstenliebe ist und was es heißt, die Schwachen zu beschützen. Diese grausame Welt von meinem Kloster fernzuhalten, ist *meine* Lebensaufgabe. Bei dir bin ich gescheitert. Aber ich hoffe, dass du nicht für meine Fehler bezahlen musst. Für meinen eigenen Frieden muss ich daran glauben, dass es Gottes Wille ist, der dich von hier fortschickt. Also geh. Aber sei vorsichtig und lasse dich nicht einlullen von denen, die Gott zu laut anrufen. Gedenke den Pharisäern. Es wird deinem Glauben nicht gut tun, zu sehen, was Männer in Gottes Namen alles bereit sind zu tun. Aber ich bete, dass du schlau genug bist, den richtigen Weg zu wählen, wenn die Zeit kommt. Bleibe dir treu. Mehr guten Rat kann ich dir nicht geben. Mir bleibt nur der Trost, dass dieser Graf von Sankt Gilles als ehrlicher, frommer und vernünftiger Mann bekannt ist. Aber auch er ist einer, der von den Umständen der Macht gezeichnet ist. Achte darauf und überlege dir genau, wem du vertrauen willst. Du wurdest hier vor solchen Menschen beschützt und ich kann dich nur noch einmal warnen.«

Raimund war verstört. Die letzten Worte des Abtes hatten einen fast flehenden Ton. Er spürte zum ersten Mal Verzweiflung bei seinem Meister.

»Danke, Vater Artaud. Für alles. Und ich hoffe, wir werden uns einmal wiedersehen. Ich mag noch jung sein, aber ich vertraue auf Gott und das, was ich bereits gelernt habe. Gleich Morgen breche ich mit dem Boten des Grafen auf. Gott sei mit euch.«

Er spürte Tränen aufsteigen als ihm bewusst wurde, dass er den Abt am morgigen Tag vielleicht zum letzten Mal sah. Er drehte sich abrupt um und verließ den alten Mann, bevor dieser seine Gefühle bemerkte. Er hatte Vater Artaud nie erzählt, wie sehr ihn seine Schuldgefühle wirklich plagten. Nicht nach Arpins Reaktion. Er hatte zu viel Angst, der Abt würde ebenfalls versuchen, sie ihm auszureden oder es einfach nicht verstehen. Er hatte den alten Mann über die Jahre auch zu lieb gewonnen, um ihn damit zu belasten. Für Abt Artaud musste es genügen zu glauben, dass Raimund rein aus Abenteuerlust auf diese Reise ging.

Zurück in der kalten Nachtluft drückte er sich in den Schatten einer Mauer. Er musste einen Moment warten, bis er sich beruhigt hatte. Er zitterte aber immer noch, als er sich auf die Suche nach dem Boten des Grafen machte. Den Brief hielt er in seiner rechten Hand umklammert.

\* \* \*

Die Verabschiedung von den anderen Brüdern war kurz, aber herzlich. Niemand war froh darüber, dass Raimund sie verlassen wollte. Aber sie machten es ihm auch nicht unnötig schwer. Arpin war am letzten Abend noch wütend gewesen, gab an diesem Morgen aber zu, dass er Raimund vermissen und dessen Gründe akzeptieren würde. Raimund fiel ein kleiner Stein vom Herzen. Er übergab Arpin dankbar einen Brief an seine Schwestern und umarmte seinen alten Freund innig.

Mit Tränen in den Augen verließ Raimund seine Heimat der letzten zehn Jahre. Im Gepäck hatte er nur einen Satz Kleidung zum Wechseln, Wegzehrung und seine Schreibmaterialien. Außer den Kleidern, die er am Leib trug und dem Holzkreuz um seinen Hals, besaß er nichts was er hätte mitnehmen wollen. Er versuchte, sich alles genau einzuprägen, damit er das Kloster nie vergessen würde. Er konnte das Gefühl nicht abschütteln, Vézelay vielleicht nie wieder zu sehen. Fast bereute er in dem Moment seinen überstürzten Aufbruch. Als Vézelay dann hinter den von Schnee bedeckten Hügeln verschwand, blickte er nur noch auf den Rücken des Pferdes vor sich. Er zwang sich daran zu denken, dass er jetzt ein neues Leben beginnen würde. An dessen Ende vielleicht doch noch der Himmel auf ihn wartete.

## KAPITEL 8

*Toulouse, Provence, Januar 1096.*

Raimund und sein Begleiter kamen nur langsam voran. Die Straßen waren kaum befestigt und der früh einsetzende Frost und das schlechte Wetter der letzten Wochen hatten alles in Schlamm verwandelt. An manchen Stellen war der Schnee bereits so tief, dass ihre Pferde sich nur schrittweise vorwärtsquälen konnten. Die Nächte verbrachten sie meist in Gasthäusern, nur selten auf freiem Feld. Sein Führer schien von Natur aus wortkarg und sie redeten nicht viel miteinander. Raimund wunderte sich über diese seltsame Eigenschaft an jemandem, der dem Beruf eines Boten nachging. Andererseits war er dankbar dafür. Seine eigenen Gedanken beschäftigten ihn so schon genug.

Je näher sie Toulouse kamen, desto mehr veränderte sich die Landschaft. Natürlich gab es auch hier Dörfer und Felder, aber die Häuser waren anders gebaut und die Büsche und Bäume am Wegesrand unterschieden sich auch subtil von denen, die Raimund gewohnt war. Dazu schien es auch wärmer als noch zu Beginn der Reise.

Ein paar Stunden bevor sie die Stadt erreichten, konnte Raimund weit vor ihnen die Ausläufer der Pyrenäen erkennen, wenn er seine Augen zusammenkniff. Und noch bevor sie Toulouse selbst erblickten, sah er schon aus der Ferne den Rauch zahlloser Kochfeuer und Feuerstellen. Als die Stadt selbst dann zum ersten Mal in Sicht kam, hielt er erschrocken inne.

Die Berge und die Natur hatten ihm bereits zu schaffen gemacht. Er hatte nie darüber nachgedacht, dass es an fernen Orten wahrhaftig so anders aussehen könnte als Zuhause. Clermont, Cluny und Vézelay ähnelten sich sehr. Er hatte immer gedacht, es wären große Städte, aber jetzt erkannte er seinen Irrtum.

Um den gewaltigen Stadtkern zog sich keine durchgehende Mauer, aber Raimund sah schon von Weitem, dass an einigen Stellen daran gearbeitet wurde. Davor sah es aus, als hätten sich dutzende kleine Dörfer zu einem riesigen vereinigt, welches sich an die Stadt schmiegte. Es wimmelte von Menschen, die in dieser Lehm- und Ziegelhüttenstadt umherliefen. Raimund rümpfte angewidert die Nase, als sie die ersten Ausläufer der Vorstadt erreichten. Sein Führer sah das und bemerkte nur lakonisch, er würde sich noch daran gewöhnen. Raimund hoffte es sehnlichst.

Unwillkürlich fühlte er sich an eine Szene erinnert, die er einmal im Wald beobachtet hatte. Ein Fuchs war auf einer Lichtung verendet und Ameisen aus einem Haufen in der Nähe hatten sich über den Kadaver hergemacht. Durch Löcher im Leib des toten Tieres strömten die Insekten in langen Kolonnen hinein und hinaus und es hatte schon von Weitem furchtbar nach Verwesung gestunken. Genauso sah es für ihn aus, als sie die Tore der Stadt erreichten. Menschenschlangen waren am ein- und ausgehen, alles unter den gelangweilten Blicken der Stadtwachen, die am Tor standen und sich auf Speere stützten. Sie trugen auf ihren Hemden das Wappen des Grafen, welches auch über dem Torbogen in Stein gemeißelt war.

Die Wachen erkannten seinen Begleiter. Mit zum Gruß erhobener Hand ließen sie die beiden unbehelligt passieren. In der Stadt selbst stank es noch widerlicher, nach menschlichen Ausdünstungen aller Art. Raimund musste ein paar Mal aufkommende Übelkeit herunterwürgen. Er zwang sich, ruhig zu atmen. Einige Male ging es nicht anders und er zog zur Erheiterung seines Begleiters seinen Habit über die Nase. Der Toulousianer begrüßte seine Heimat mit ein paar tiefen Atemzügen und einem Lachen.

Raimund kam es wie eine Ewigkeit vor, bis sie sich durch die Menschen, die engen, dunklen Häuserschluchten und den Gestank bis in bessere Gegend vorgekämpft hatten. Seine Gefühle schwankten zwischen Ekel und Unglauben ob der schieren Masse an Menschen um ihn. Auch verunsicherte ihn die Unzahl an Gebäuden, mehr als er je zuvor an einem Ort gesehen hatte. Ihm wurde bewusst, wie provinziell sein bisheriges Leben im Vergleich gewesen war. Mit Ausnahme von Cluny erschien ihm seine gewohnte Welt als unbedeutend und rückständig.

Sie kamen an einem Bauplatz vorbei, auf dem ein gewaltiges Gebäude entstand. Auf Nachfrage erfuhr er, dass es sich um die Basilika Sankt Sernin handelte, geweiht dem heiligen Saturninus. Der war vor Jahrhunderten Bischof von Toulouse gewesen und den Märtyrertod gestorben. Bereits seit zwanzig Jahren im Bau, war der gewaltige Umfang der Kathedrale schon deutlich, aber bis auf das riesige Hauptgebäude, konnte Raimund sich nicht vorstellen, wie sie einmal fertig aussehen würde. Er erfuhr außerdem, dass der Altar im nächsten Sommer von Papst Urban persönlich eingeweiht werden sollte.

Wohl eines der Geschäfte, von denen der Graf nach dem Konzil gesprochen hatte, dachte Raimund bei sich. Ihm fielen die Worte seines Abtes zu mächtigen Männern ein und es schauderte ihn. Er würde jetzt unter ebendiesen Herrschaften verkehren und in seiner Arbeit als Hofschreiber des Grafen viel von deren Politik miterleben. Er nahm sich vor, den Rat von Abt Artaud nicht zu vergessen und sein Vertrauen nicht leichtfertig zu verschenken.

Im Vorbeireiten versuchte Raimund, sich die fertige Kathedrale vorzustellen. Die Basilika von Cluny kam ihm in den Sinn. Das hier würde eine einzige, riesige Kirche werden. Nicht wie dort, eine Ansammlung von verwirrend vielen, kleinen Gebäuden, die sich um ein großes Hauptgebäude drängten. Er schüttelte den Kopf. Ihm schien, als glaubten die hohen Herren, dass wer die größte Kirche baut, am nächsten zu Gott wäre.

Im Gegensatz zu der monumentalen Baustelle, erschien der Palast des Grafen fast bescheiden, als sie ihn ein paar Minuten später endlich erreichten. Der Nachmittag war bereits dabei, in den Abend überzugehen. Die Pferde, auf denen sie den langen Weg geritten waren, wurden ihnen im Eingangshof abgenommen. Raimund hatte noch nie zuvor weite Strecken im Sattel zurückgelegt. Seine schmerzenden Knochen und Muskeln rieten ihm auch davon ab, dies in naher Zukunft zu wiederholen. Er nahm sich vor, ab jetzt nur noch auf einem Wagen oder zu Fuß zu reisen. Durch eine schwere, hölzerne Tür betraten er und sein Führer eine Art Vorzimmer. Sein Begleiter für die letzten zwei Wochen verabschiedete sich kurz angebunden und verschwand in einer Nebentür. Raimund starrte ihm einen Moment nach. Er wunderte sich kaum. Der Mann war auf der Reise nicht

besonders herzlich gewesen und zu seiner eigenen Belustigung musste Raimund sogar feststellen, dass er den Namen des Boten vergessen hatte. Noch in Vézelay hatten sie sich einander vorgestellt, aber ihre Namen in den zwei Wochen des Weges nicht mehr erwähnt, so wenig hatten sie gesprochen. Raimund erschien das irgendwie nicht richtig, aber er tat es mit einem Schulterzucken ab. Er hatte jetzt andere Dinge, die ihn beschäftigten.

\* \* \*

Nicht wissend, was jetzt von ihm erwartet wurde, blickte er sich unsicher in dem Raum um. Offensichtlich machte sich der Graf wirklich nicht viel aus Prunk. Erhellte wurde das Zimmer nur von zwei schmalen Fenstern, die wohl mehr als Schießscharten für Bögen gedacht waren als zur Beleuchtung. An den Wänden befanden sich zwei Halter für Fackeln, aber sie waren leer. Über der kleineren Tür gegenüber dem Eingang war, wie draußen, das Wappen des Grafen in den Stein gemeißelt.

Raimund wartete ein paar Minuten, bis er sich sicher war, dass ihn niemand in Empfang nehmen würde. Dann klopfte er zaghaft an die Tür. Als auch darauf keine Reaktion erfolgte, griff er zum Riegel, um die Tür einen Spalt weit zu öffnen. Doch bevor er das tun konnte, wurde die Tür energisch aufgerissen und ein Diener in rotem Wams trat hindurch. Er musterte Raimund mit einem abschätzigen Blick und eilte dann ohne die Tür hinter sich zu schließen nach draußen. Raimund sah ihm kurz verdutzt nach, dann schaute er durch den jetzt offenen Eingang ins Innere des Palastes.

Er sah eine hohe Eingangshalle. Sie war zwei Stockwerke hoch und direkt gegenüber sah er eine breite Treppe, die oben in einen Gang mündete. Mehrere Türen auf beiden Seiten des Erdgeschosses führten aus der Halle weg. Auch hier war die Einrichtung eher karg. Die einzige Verzierung waren hohe Wandteppiche aus rotem Stoff, die ebenfalls das Wappen des Grafen trugen. Ein paar der Türen standen offen und Menschen kamen und gingen. Bedienstete, Wachen, besser Gekleidete. Manche mit Geschirr in Händen, andere mit Wäsche. Einige schienen

Stadtbeamte zu sein, eilig unterwegs und mit Stapeln von Pergamenten bewaffnet.

Niemand schenkte Raimund Beachtung. Er blieb verunsichert in der Tür stehen und beobachtete die Vorbeieilenden noch eine Weile, bis er dann endlich ein ihm bekanntes Gesicht entdeckte. Durch eine Tür rechts in der Halle war der Haushofmeister des Grafen getreten. Gilbert von Muret redete gerade auf einen Bediensteten ein, der nickend neben ihm herlief. Als Gilbert kurz auf sah und Raimund erkannte, stutzte er. Dann wand er sich wieder an den Diener vor ihm, sagte kurz ein paar Worte und gab ihm dann per Handzeichen zu verstehen, dass er jetzt entlassen war. Mit ausgestreckten Armen lief er dann auf den erleichternd lächelnden Raimund zu und umarmte ihn herzlich wie einen alten Freund.

»Raimund! Es freut mich, dich zu sehen. Der Graf hat mir bereits gesagt, dass du irgendwann in diesen Tagen eintreffen würdest. Er hat mich darum gebeten, Gemächer für dich bereitzuhalten.«

Raimund war überrascht.

»Aber ... Ich kam doch gerade erst mit dem Boten zurück, über den er mich fragen ließ. Er konnte doch gar nicht wissen, ob ich zusage!«, sagte er.

Gilbert lächelte nur wissend.

»Das ist der Graf für dich. Manchmal glaube ich, er kennt die Menschen besser als sie sich selbst. Mich eingeschlossen. Ich denke er hat geahnt, dass du Ja sagen würdest. Hier entlang.«

Er deutete auf eine der Seitentüren und Raimund folgte ihm. Sie betraten einen langen Gang, der auf einer Seite offen war zu einem Hof mit Blumengarten, auf der anderen führten weitere Türen zurück in den Palast.

»Ich hoffe, es wird dir bei uns gefallen«, sagte Gilbert. »Wir haben öfters Geistliche zu Gast. Unser frommer Graf lebt recht bescheiden, insofern sind aber auch unsere Gästegemächer sehr spärlich eingerichtet.«

»Oh, ich bin nicht viel Bequemlichkeit gewöhnt«, antwortete Raimund. »Unser Abt legt auch viel Wert auf Bescheidenheit. Ich weiß, viele hohe Geistliche leben wie die Fürsten, aber ich bin nur einfacher Kaplan und ein Bett und ein Schreibpult reichen mir.«

Gilbert lachte.

»Mit ein bisschen mehr können wir schon aufwarten. Hier sind wir.«

Er blieb an der vorletzten Tür im Gang stehen und zückte einen Schlüssel. Nachdem er die Tür aufgeschlossen hatte, drückte er diesen Raimund in die Hand.

»Das ist deiner, verliere ihn nicht. Da hinten im Hof«, er deutete über den Garten, »ist ein Brunnen, wenn du Wasser brauchst. Wein, Bier und Essen gibt es in der Küche, die zeige ich dir später. Hinter dem Brunnen geht es in ein Gebäude, wo du einen Abort findest. Frag irgendeinen der Bediensteten, wenn du dich nicht zurechtfindest. Komm rein.«

Sie gingen durch die Tür in ein kleines, aber gemütlich eingerichtetes Zimmer. Ein Kamin mit Feuerstelle beherrschte die rückseitige Wand und daneben befanden sich einfache Holzregale. Ein schön gearbeiteter Tisch und zwei Stühle aus dunklem Holz standen rechts vom Eingang. Links führte ein Durchgang in das ebenso karge Schlafgemach, welches fast vollständig von einem großen Bett ausgefüllt wurde.

»Das ist dein Reich für die Zeit, die du hier bist«, sagte Gilbert. »Ich hoffe, es genügt. Ich wusste nicht, was du sonst noch benötigst. Du kannst mich aber um alles bitten. Ich kümmere mich persönlich darum, dass es dir gebracht wird. Deine Wäsche wird jede Woche von Dienern geholt und am nächsten Tag zurückgebracht. Leg sie einfach vor die Tür.«

Er deutete auf eine Kommode im Schlafräum.

»Da drinnen findest du Decken. Falls du andere Kleider benötigst, sag bitte Bescheid. Auch darum können wir uns kümmern. Bei der Kälte wirst du wohl kaum in deiner Mönchskleidung draußen herumlaufen wollen.«

Raimund blickte an sich herab. Seine Robe war wärmer als sie aussah. Er musste sich aber auch eingestehen, dass er auf der Reise nach Toulouse einige Nächte bitter gefroren hatte. Er nickte.

»Ein dickerer Mantel und wärmere Unterkleidung wären mir willkommen. Oh, und Schreibmaterialien. Ich habe leider wenig aus dem Kloster mitnehmen können. Falls das keine Umstände macht.«

Gilbert lachte.



»Natürlich. Deswegen bist du ja hier, oder? Sorge dich nicht. Der Graf ist einer der reichsten Fürsten des Landes, es wird dir an nichts mangeln. So. Weiter. Ich zeige dir noch die Küche. Dann muss ich mich um meine eigenen Angelegenheiten kümmern. Wenn du zwischendurch Hunger hast, sprich einen der Köche an. Mittags und Abends essen wir mit dem Grafen im Speisesaal.«

Gilbert führte ihn zurück in die Eingangshalle, durch eine andere Tür und sie betraten die Küche. Dort herrschte bereits rege Betriebsamkeit. Direkt neben dem Eingang hatte man einen langen Tisch mit Bänken an der Wand platziert, an dem Besucher zwischen den Hauptmahlzeiten etwas essen konnten. Es war angenehm warm und duftete nach gebratenem Fleisch und frischem Brot.

Nachdem er die Küche begutachtet und ein paar Worte mit einem der Köche gewechselt hatte, verabschiedete sich Gilbert. Er versprach einen Diener nach Raimund zu schicken, wenn es Zeit für das Abendessen war. Dort würde Raimund dann auch den Grafen treffen. Dann eilte er auch schon wieder davon und verschwand in einer Seitentür.

\* \* \*

Raimund schlenderte zurück zu seinen Gemächern und setzte sich auf sein Bett. Mit Staunen fühlte er die weiche Matratze. Er legte sich der Länge nach hin und starrte an die Decke über ihm. Wie auf dem Tisch im Wohnzimmer waren auch hier auf einem Nachttisch ein Kerzenhalter und mehrere frische Kerzen vorbereitet. Ansonsten hatte der Raum nur ein kleines Fenster, durch das Licht hineingelangen konnte. Jetzt in der Abenddämmerung war es aber auch im Freien schon dunkel und Raimund nahm eine der Kerzen in die Hand, ging nach draußen und zündete sie an einer der Fackeln an. Er schloss die Tür von innen ab und stellte die Kerze in den Halter. Dann legte er sich abermals aufs Bett und starrte wieder an die Decke. Es gelang ihm nur mühsam, die vielen Eindrücke des Tages zu verarbeiten. Sein Kopf schwirrte. Alles war so fremd. Seufzend beschloss er, erst einmal alles so zu nehmen, wie es kam. Viel mehr blieb ihm ohnehin

nicht übrig. Auf eigene Faust den Palast zu erkunden, erschien ihm ungehörig, aber so wusste er nicht, was er vor dem Abendessen anstellen sollte. Doch bevor er zu tief ins Grübeln geraten konnte, klopfte es schon an der Außentür.

»Mein Herr?«, rief eine piepsige Frauenstimme.

Raimund zuckte unwillkürlich zusammen.

»Ich soll euch zum Speisesaal geleiten.«

Raimund erhob sich und eilte zur Tür. Draußen stand ein junges Mädchen in der Kleidung der Diener des Grafen. Sie musterte seine Mönchsrobe mit nervösem Blick.

»Folgt mir.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte sie sich um und marschierte den Gang entlang. Er beeilte sich, ihr zu folgen. Zurück in der Eingangshalle ging sie durch eine Tür neben der Treppe, welche in einen weiteren Gang mündete. Auch dieser war nur von Fackeln beleuchtet und wenig verziert. Er knickte nach einigen Metern ab und endete in einer weiteren Tür. Sie entpuppte sich als Seitentür zum Speisesaal.

Dieser war mindestens doppelt so groß wie der in Raimunds Kloster und viel prächtiger eingerichtet, selbst im Vergleich zum restlichen Palast. Zwei Reihen aus je zehn Säulen stützten die hohe Decke, welche wiederum von riesigen Holzbalken getragen wurde. An den Wänden, die dem Haupteingang der Halle am nächsten waren, standen lange Tische. Auf diese hatte man Stühle mit hohen Lehnen gestapelt. An jeder der Säulen hingen zwei Fackeln und tauchten den Raum in ein gemütliches Licht. Die Seiten des Raumes lagen im Schatten. Am gegenüberliegenden Ende, zu Raimunds Rechten, befand sich eine kleine Empore, auf der eine Art Thron stand. Hier musste der Graf auch seine Bittsteller empfangen, dachte Raimund. Davor hatte man einen der großen Tische aufgestellt, an dem bereits etwa zwanzig Leute saßen und sich angeregt unterhielten. Raimund ging zögerlich darauf zu. Als er den Kaplan kommen sah, sprang der Graf erfreut auf, von seinem Platz am Kopfende der Tafel.

»Namensvetter! Hier herüber!«

Graf Raimund kam auf ihn zu und begrüßte ihn ebenso herzlich, wie es Gilbert getan hatte. Raimund, der solche überschäumenden Gefühlsausbrüche nicht gewöhnt war, spürte, wie er errötete. Er blickte verlegen zu Boden. Der Graf legte ihm einen Arm über die Schulter und wandte sich an die versammelten Gäste.

»Hört bitte alle her. Hier ist der junge Kaplan, von dem ich manchen schon erzählt habe. Er wird dafür sorgen, dass wir mit der geplanten abenteuerlichen Fahrt in die Geschichte eingehen werden!«

Er lachte erneut und deutete auf einen freien Stuhl an der Seite der Tafel, rechts von seinem eigenen.

»Setze dich! Da neben Gilbert. Der Förmlichkeit zuliebe, noch mal für alle: Dies hier ist Raimund von Aguilers, seines Zeichens Schreiber und Priester der Benediktiner zu Vézelay. Heißt ihn bitte alle herzlich willkommen.«

Wie geheißen begrüßten ihn die Anwesenden mit freundlichen Worten. Der Graf führte Raimund um das Kopfende des Tisches herum, seinen Arm immer noch über dessen Schulter. Er blieb kurz am Platz zu seiner Linken stehen, von wo sich jetzt eine junge Frau erhob. Ihre kunstvoll zum Zopf geflochtenen dunklen Haare hingen über ihre Schultern herab. Darüber trug sie eine rote Haube aus Samt, in die man feine goldene Fäden eingeflochten hatte. Sie lächelte ihn an, senkte dann die Augen und machte einen zierlichen Knicks. Dabei zog sie ihr langes rotes Kleid mit den Händen auseinander. Es war aus demselben Samt wie ihre Haube und ebenso mit goldenen Stickereien verziert.

»Das ist meine Elvira«, verkündete der Graf stolz. »Ich wünsche mir, dass ihr beide euch gut versteht. Wir werden die nächsten Jahre viel Zeit miteinander verbringen. Sie wird uns auf dem Weg nach Osten begleiten.«

Raimund hatte bisher wenig Erfahrungen mit dem sogenannten »schwächeren« Geschlecht gesammelt. Seine Mutter war dank seines Vaters immer sehr zurückhaltend geblieben und hatte nie viel gesprochen. Mit seinen Schwestern und den anderen Mädchen in seinem Dorf hatte er nur beim Spielen zu tun gehabt. Dabei waren sie genauso schmutzig wie die Jungen gewesen. Aber bevor er in ihnen mehr als Spielkameraden hätte

sehen können, vereinnahmte ihn seine Leidenschaft für das Lesen. Und dann war auch schon die unselige Geschichte mit seinem Vater und Pfarrer Bernard passiert. Im Kloster blieben seine Schwestern dadurch auch sein einziger Kontakt zu Frauen. Natürlich hatte er auf seinen Reisen manche zu Gesicht bekommen. Aber meist waren sie kaum von ihren Männern zu unterscheiden, sofern sie zu der einfachen Bevölkerung gehörten. Die dunkle und zweckmäßige Kleidung, die unter den Bauern und Leibeigenen vorherrschte, bot wenig Raum für Fantasie oder unlautere Gedanken. Natürlich gab es auch in den heiligen Schriften Frauen. Gerade Vézelay war sehr darum bemüht, ruhten dort doch immerhin die Gebeine der heiligen Maria Magdalena. Aber dies reichte alles nicht aus, um den Anblick zu verstehen, den die junge Gräfin ihm bot.

Erneut fühlte Raimund Schamröte in sein Gesicht steigen. Gräfin Elvira war klein und einigermaßen schlank, aber das Kleid tat nichts dazu, ihre trotzdem vorhandenen Kurven zu verbergen. Betreten blickte er zu Boden und murmelte ein »Hallo«.

Er benötigte einen Moment, bevor er sich abermals traute aufzuschauen. Er sah, wie das Lächeln der Gräfin breiter wurde. Ihr gefiel seine Verschüchterung, dachte er verärgert. Sie antwortete auf seine peinliche Röte.

»Es freut mich, euch kennenzulernen, Meister Raimund. Mein geliebter Graf hat mir schon von euch erzählt und ich bin sicher, dass wir uns verstehen werden.«

Dann blickte sie erst über die Speisetafel, dann hoch zum Grafen.

»Aber lasst uns jetzt essen. Der Kaplan muss von seiner langen Reise bei diesem furchtbaren Wetter halb verhungert sein.«

Sie winkte Raimund zu seinem Stuhl und setzte sich wieder. Der Graf, der den Austausch amüsiert verfolgt hatte, lachte kurz und tat es ihr gleich.

Raimund ließ sich auf den freien Platz neben Gilbert fallen, und nachdem der Graf ein Tischgebet gesprochen hatte, begannen alle zu essen.

Auf dem Tisch war ein einfaches, aber üppiges Mahl bereitet. Außer Tellern mit dampfendem Rindfleisch und Kohl, gab es frisches Brot und Krüge mit gutem Wein, von denen sich jeder selbst bedienen konnte. Auch

Huhn und eine gute Zwiebelsuppe hatte man vorbereitet. Raimund fand es nicht übertrieben, aber er bemerkte den Unterschied zur Klosterkost. Die bestand normalerweise aus mehr Gemüse und Obst. So viel Fleisch, wie hier aufgetischt war, hatte er selten gesehen.

Während sie aßen, erklärte ihm Gilbert flüsternd, wer die anderen Personen am Tisch waren. Einige Barone, Vasallen des Grafen, hatten sich hier versammelt. Die vielen Namen und Titel, die Gilbert auf ihn einflüsterte, machten es Raimund schwer, sich einen davon zu merken. Seine Aufmerksamkeit schwankte ständig zwischen der Gräfin und dem Haushofmeister. Natürlich saßen auch einige der Barone und Vizegrafen mit ihren Ehefrauen zu Tisch. Alle bis auf Elvira waren aber schon fortgeschrittenen Alters und um Längen nicht so ansehnlich. Raimund versuchte, sich zu konzentrieren. Er wurde hellhörig, als Gilbert ihm die Personen vorstellte, die dem Grafen am nächsten saßen.

»Da zu seiner linken, das ist Bertrand, der erste Sohn des Grafen.«

Er nickte zu einem Mann um die dreißig hinüber. Der hatte dunkle Haare und in seinem Gesicht konnte Raimund eine deutliche Ähnlichkeit zum Grafen erkennen.

»Das links neben Bertrand ist Wilhelm von Cerdange, Freund und Sachwalter des Grafen. Alle wichtigen Geschäfte der Grafschaft laufen unter seinen Augen ab. Er hat auch an der Seite des Grafen in Iberia gegen die Mauren gekämpft und ist ein erfahrener Befehlshaber.«

Den Rest des Abends versuchte Raimund tapfer, Gilberts Ausführungen zu lauschen. Er zwang sich dazu, Elvira nicht mehr so anzustarren wie zu Beginn des Mahls.

Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er sich, als hätte er unreine Gedanken. Es verunsicherte ihn zutiefst. Er wusste, dass er nichts Böses gedacht hatte. Er hatte ja nicht mehr als Scham beim Anblick der Gräfin gespürt. Trotzdem ließ ihn das Gefühl nicht los, einen Fehler begangen zu haben. Diese Überlegungen verwirrten ihn nicht nur weiter, sondern verärgerten ihn obendrein.

Nach dem Abendessen verabschiedete sich der Graf bei allen Anwesenden. Bevor alle den Tisch verlassen konnten, nahm er Raimund

zur Seite und entschuldigte sich dafür, dass er ihn nicht direkt empfangen hatte, versprach ihm aber, ihn am nächsten Vormittag holen zu lassen. Dann wünschte er ihm eine gute Nacht und zog sich mit seinen Baronen zurück.

Raimund war das nur Recht. Nach dem üppigen Mahl war er so müde, dass er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Er bedankte sich ebenfalls und verabschiedete sich nur noch von Gilbert. Dann begab er sich auf den Weg in seine Zimmer, fiel auf das Bett und war sofort eingeschlafen.

\* \* \*

Es war der vierzehnte Januar, als Raimund zum ersten Mal in seiner neuen Behausung erwachte. Durch das kleine Fenster im Hauptraum drang wieder nur schwaches Licht. Er hatte Mühe, aufzustehen, denn die Strapazen der langen Reise forderten scheinbar immer noch ihren Tribut. Er ging zur Eingangstür. Die Dämmerung war schon angebrochen, aber der Palast schien noch zu schlafen. Auf dem Gang war niemand zu sehen. Er überlegte kurz, was er nun tun sollte und weil ihm wieder nichts einfiel, setzte er sich an seinen Tisch im Kaminzimmer. Über diesem war an der Wand ein kleines Holzkreuz befestigt, das er jetzt erst bemerkte. Er beschloss, seine Pflichten als Kaplan nicht länger zu vernachlässigen und begann mit einem Morgengebet. Als er damit geendet hatte, machte er sich auf den Weg zur Küche.

Er holte sich bei einem der freundlichen Köche etwas Brot, Käse und Bier, setzte sich an eine der langen Bänke und frühstückte.

Dann begab er sich zurück zu seinem Zimmer, wo schon die junge Dienerin vom Vorabend auf ihn wartete. Diesmal führte sie ihn die Treppe im Eingang des Palastes hinauf. Sie gingen die Stufen nach oben und bogen rechts in einen Gang, der in einer großen Doppeltür endete. Ohne anzuklopfen, öffnete die Dienerin eine davon und winkte Raimund hinein. Sie selbst blieb stehen und schloss die Tür hinter ihm wieder. Raimund sah sich um. Durch mehrere Fenster konnte er auf die Dächer der

Nebengebäude des Palastes sehen. Die Sonne war gerade über den Rand der Stadt gestiegen und schien von Osten in den breiten Raum. Offensichtlich handelte es sich um das Arbeitszimmer des Grafen. An den Wänden standen mehrere Tische und Stühle, ebenso Regale mit einigen Büchern und einer Menge Pergamentrollen. Darunter befanden sich auch ein paar große Karten, die zusammengerollt in einem Fass steckten.

Eine Karte war auf einem hüfthohen Tisch in der Mitte des Raumes ausgerollt. Darüber beugten sich der Graf und zwei der Barone vom gestrigen Abend. Der Graf bemerkte Raimund und winkte ihn an den Tisch.

»Kaplan Raimund. Guten Morgen. Komm her und sieh dir das an.«

Er deutete auf die Karte vor sich. Raimund konnte die Umrisse einer Stadt darauf erkennen. Die Schrift daneben identifizierte es als eine Ansicht von Toulouse und Umland.

»Siehst du das hier?«

Der Graf zeigte auf ein paar bunte Stückchen Holz, die um die Stadt verteilt auf der Karte lagen.

»Wir sind noch nicht einmal losgezogen und müssen bereits so denken als wären wir im Krieg! Das hier sind die Armeen meiner Vasallen und die der Stadt selbst, sowie alle anderen unserer Nachbarn, die sich uns mittlerweile freiwillig angeschlossen haben. Und das ist nicht mal die Hälfte aller Kämpfer, die noch eintreffen wollen! Dabei sind noch nicht einmal die Zelte und Wagen der Zivilisten zu sehen, welche den Armeen folgen. Wir haben alle Hände voll damit zu tun, jeden hier durchzufüttern und zu verhindern, dass sie Stadt und Land plündern. Ein Wahnsinn! Bischof Adhemar von Le Puy ist auch schon seit einer Woche mit seinem Gefolge hier und versucht, sich um das Seelenheil der Menschen zu kümmern und bei der Organisation zu helfen. Die Worte des Papstes haben einen wahren Sturm entfesselt! Die Heiden werden zittern, wenn sie uns kommen sehen!«, lachte er.

Einer der Barone verzog das Gesicht. Raimund erinnerte sich daran, dass Gilbert ihn als Hugo von Rodez vorgestellt hatte, einen Landesherrn und Vasallen des Grafen, aus einer nördlichen Provinz von Toulouse.

»Verzeiht, Herr, aber ich fürchte, die Heiden werden eher die Köpfe schütteln, wenn nicht sogar lachen. Einige sind mit ihren Familien hier und haben gleich ihren ganzen Hausrat eingepackt. Wenn wir losziehen, werden wir eher wie ein wanderndes Volk aussehen als wie eine disziplinierte Armeel«

Der Graf runzelte die Stirn.

»Das bereitet mir allerdings auch Sorgen. Der Papst lässt überall predigen. Er hat jeden seiner Bischöfe dazu angehalten. Man sagt, alle, die ins Heilige Land ziehen wollen im Namen des Herrn, sollen Haus und Hof verkaufen und sich deren Segen holen. Ich hörte sogar, dass einige Klöster und Prediger damit begonnen haben, nach ihren Predigten Schwerter zu verteilen! Könnt ihr euch das vorstellen? Natürlich ist nicht jeder bereit, sein Leben zurückzulassen. Aber an uns bleibt es hängen, alle ins Heilige Land zu führen und trotzdem schlagkräftig genug zu sein, die Heiden zu besiegen.«

Er schwieg einen Moment, dann fügte er düster hinzu:

»So einfach, wie sich das manche vorstellen, wird das sicher nicht. Einige glauben, dass die Heiden alles nur tollkühne Wilde sind. Aber ich habe gegen die Mauren gekämpft. Sie haben ihre Adeligen und Ritter wie wir auch. Und manchmal eine unerhörte Disziplin. Leicht wird es bestimmt nicht. Aber mit Gott auf unserer Seite können wir sie vertreiben.«

Baron Hugo nickte.

»Da habt ihr sicher Recht, Herr. So eine Streitmacht wird die Welt noch nie gesehen haben. Wenn man dem Glauben schenken darf, was uns täglich an Nachrichten erreicht, macht sich bald die halbe Christenheit auf den Weg nach Osten. Zumindest aber die Franken. In Sizilien, Tarent und der Normandie sammeln sich aber auch die Normannen unter Bohemund von Tarent und seinem Neffen Tancred und unter Robert von der Normandie, wie wir von Boten des Papstes erfahren haben. Gottfried von Boullion stellt eine Armee in Niederlothringen und dem nördlichen Frankenreich auf, Graf Robert ruft seine Vasallen in Flandern zusammen.«

Der Graf hieb mit der flachen Hand auf den Tisch. Raimund zuckte zusammen.



»Wenn nur der vermaledeite Heinrich sich nicht quer stellen würde. Will sich zum Kaiser unter Gottes Gnaden ausrufen, aber wenn Gott durch unseren Papst nach *ihm* ruft, stellt er sich taub.«

Der Graf beruhigte sich wieder und amüsierte sich über seinen eigenen Gefühlsausbruch.

»Nun ja. Wir werden auch ohne Heinrich Armeen aufstellen, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Aber eine sorgenvolle Nachricht beschäftigt mich. Laut einem Boten aus Paris sammelt sich im Norden und weiter im Osten armes Volk unter der Führung von ein paar fanatischen Predigern. Sogar aus Gebieten, die Heinrich beansprucht, kommen sie. Wir haben von einem gewissen Peter aus Amiens erfahren, der behauptet, das Ende der Welt läge nahe und das Jüngste Gericht würde noch zu unseren Lebzeiten stattfinden! Und jetzt folgen ihm alle Verbrecher, Diebe, Wegelagerer und auch Arme und Bauern, Invalide und sogar niederer, armer Adel. Alle wollen sie ihre Sünden tilgen. Ich muss zu meiner Schande gestehen, dass ich froh bin, dass wir uns nicht auch noch um diese Leute kümmern müssen. Die wären mehr Hindernis als Hilfe. Aber wenn die auf eigene Faust aufbrechen, wird das ein böses Ende nehmen.«

Graf Raimund seufzte.

»Der Papst wollte, dass wir alle im August des nächsten Jahres geschlossen losmarschieren, unter der Führung von Adhemar und der Grafen und Herzöge.«

Er ging zum Fenster und blickte hinaus.

»Diese armen Kerle werden wohl kaum auf uns warten. Als Christ hoffe ich, dass ihnen nichts zustößt. Aber wir werden es auch kaum verhindern können, wenn doch.«

Seine Stimme wurde wieder weicher.

»Aber Schluss mit düsteren Gedanken. Was sich hier anbahnt, ist noch nie geschehen. Unsere Erfolge in Iberien, selbst die Rückeroberung von Toledo vor einigen Jahren, werden verblassen gegen das, was hier passiert. Hört gut zu, Kaplan Raimund, es wird eure Aufgabe sein, diese Geschichte zu schreiben.«

Seine Augen schienen in die Ferne zu entrücken.

»Wenn ihr nur hört, wer alles sein Schwert nimmt, um in Gottes Sache zu kämpfen! Robert, Sohn von Wilhelm dem Eroberer, hat die gesamte Normandie an seinen Bruder, den König von England verpfändet. Man sagt, für zehntausend Goldmark, nur um eine Armee bezahlen zu können. Gottfried von Bouillon und seine Brüder Eustace und Balduin von Boulogne werden ein großes Heer nach Süden führen. Von Gottfried heißt es, er hätte seinen ganzen Besitz verkauft, um sich das zu leisten. Obendrein stand er bisher aufseiten Heinrichs gegen den Papst und setzt jetzt seinen ganzen Besitz aufs Spiel! Bohemund und sein Neffe Tankred sind Nachfahren der starken normannischen Krieger, die vor so vielen Jahren mit viel Geschick ihre Reiche eroberten und dann auch hielten! Ich glaube, sogar König Philipp würde trotz seiner Exkommunikation gerne mit uns ziehen. An seiner Statt wird sein Bruder, der Graf Hugo von Valois und Vermandois, mit einem fränkischen Heer marschieren. Sie nennen ihn Hugo den Großen. Man sagt, keiner kann es mit ihm im Lanzenritt oder Schwertkampf aufnehmen. Und da ist dann noch Graf Stephan von Blois, der Schwager von Robert von der Normandie. Und zuguterletzt noch Robert von Flandern. Reich, im besten Alter und mit vielen Rittern an seiner Seite. Egal wie viele Heiden sich uns entgegenstellen, wir können gar nicht versagen, solange Gott uns hilft.«

Raimund war mehr als beeindruckt von dieser Aufzählung. Von allen hatte er zumindest schon einmal gehört. Von den meisten wusste er, dass sie, wie Graf Raimund, zu den reichsten Männern ihrer Zeit zählten. Bisher hatte er noch Unsicherheit über das geplante Unterfangen verspürt. Zum ersten Mal ergriff ihn wahrer Glaube. Jetzt meinte er zu wissen, woher der Graf seine Inbrunst nahm. Jeder einzelne dieser Männer musste für sich allein imstande sein, die Aufgabe anzugehen. Zusammen konnte man sie für nichts anderes als unbesiegbar halten.

Der Graf hatte sich derweil wieder dem Kartentisch zugewandt, wo seine Vasallen schweigend auf weitere Ausführungen warteten. Graf Raimund rollte die Karte von Toulouse zusammen und lehnte sie behutsam an den Tisch. Darunter kam eine Neue zum Vorschein. Sie zeigte das ganze Gebiet unter der Herrschaft der Franken.

»Da seht ihr es«, sagte der Graf und deutete auf die verschiedenen Grafschaften und Herzogtümer, die dort eingezeichnet waren.

»Zusammen können wir es an Ländereien und Männern sogar mit dem selbst ernannten Kaiser Heinrich aufnehmen. Und ich gebe zu, dass mir das Kopfzerbrechen bereitet. Wir haben uns auf die Seite von Papst Urban gestellt. Es wird einiges diplomatisches Geschick erfordern, Heinrich den Vierten davon zu überzeugen, dass wir es nicht auf sein Land abgesehen haben. Mehr noch. Wir werden seine Unterstützung in Sachen Nahrung und freiem Geleit benötigen, wenn wir die erste Etappe unserer Reise erfolgreich abschließen wollen. Ich habe bereits schon jetzt Boten zu ihm entsandt.«

Er deutete auf den unteren, rechten Rand der Karte.

»Etwa hier liegt Konstantinopel. Die anderen Anführer und ich haben beschlossen, dass wir, wie vom Papst vorgegeben, im kommenden Sommer losziehen. Ende des Jahres, oder Anfang des übernächsten, werden wir unsere Pilgerzüge in der alten Kaiserstadt vereinigen. Im Frühjahr 1097 werden wir dann, so Gott will, damit beginnen, die christlichen Gebiete im Osten zurückzuerobern. Und ich glaube fest daran, dass Gott das will.«

Baron Hugo sah von der Karte auf.

»Verzeiht mir die Frage, Herr Baron, aber mich würde interessieren, wo genau das Ziel unserer Reise liegt. Ihr sagtet, der Papst habe uns aufgefordert, in Jesu Spuren zu folgen. Aber mir scheint, als verrichteten wir nur die Arbeit des Kaisers von Byzanz.«

Raimund horchte auf. Das hatte ihn auch schon beschäftigt. Der Graf richtete sich auf, seufzte und ging zurück ans Fenster. Er sah wieder ein paar Minuten schweigend hinaus, bevor er antwortete.

»Mein lieber Hugo. Diese Frage habe ich mir in stillen Nächten ebenso gestellt und sie hat mich schon um einigen Schlaf gebracht. Tatsache ist, dass wohl keiner meiner Mitstreiter wirklich aus reiner Nächstenliebe mit auf diesen Zug geht. Das war dem Papst auch bewusst, denke ich. Er sagte: Geht auf den Spuren Jesu. Er sprach an, dass wir uns bisher untereinander um Länder und Reichtum geschlagen haben. Und ich gebe zu, dass auch mich die Aussicht lockt, vielleicht mehr aus diesem Unternehmen

herauszuholen, als nur den reinen Dienst an Gottes Kindern im Osten. Gott hat seinen Untertanen ein Land versprochen, wo Milch und Honig fließen. Sofern sie ihm treu ergeben sind und seinen Willen ausführen. Was ich euch jetzt sage, das behandelt so vertraulich als würde es um euer eigenes Leben gehen. Ich beabsichtige nicht, an den alten Grenzen von Byzanz haltzumachen. Ich habe auch nicht vor, jemals nach Toulouse zurückzukehren. Ich werde meinen geliebten Sohn Bertrand als meinen Nachfolger in Toulouse einsetzen, bevor wir uns auf diese Reise begeben. Und dann werden wir, so Gott will, eine neue Heimat in diesem Land schaffen, wo Milch und Honig fließen!«

Die Augen des Grafen leuchteten, während er sprach. Sie blickten nicht nur länger in eine unbekannte Ferne, sondern zeugten von einer Inbrunst, die Raimund erschauern lies. Zum ersten Mal sah er, wie so etwas einen einzelnen Mann vereinnahmen konnte.

»Stellt euch das nur einmal vor. Wir werden nicht nur die Kirche und ihre Lämmer im Osten von heidnischer Knechtschaft und Besudelung befreien«, fuhr der Graf fort. »Nein, wir werden selbst ins Heilige Land einziehen und es zu unserer Heimat machen. So wie Gott es seinen Kindern unter Moses vor tausenden Jahren versprochen hat! Ein Teil des Gelobten Landes wird uns gehören und wir werden wahrlich in die Fußstapfen der Heiligen treten, die vor so langer Zeit dort wandelten. Es schmerzte mich, dass diejenigen, die an ihre falschen Götter glauben und dämonischen Predigern folgen, unsere Länder im Süden eroberten. Aber noch mehr tut es weh, das Heilige Land in ihren Klauen zu wissen. Und wir werden es ihnen entreißen.«

Raimund war geschockt. Nie wieder zurückkehren? Das war für ihn unvorstellbar. Dann würde er seine Familie vielleicht nie mehr wiedersehen. Aber gleichzeitig musste er sich selbst eingestehen, dass ein Leben im Heiligen Land einen beinahe magischen Klang hatte, auch für ihn. Er stellte sich vor, wie er im Tempel Jerusalems saß und Schriften und Weisheiten studierte, die jahrhundertlang kein Christ mehr zu Gesicht bekommen hatte. Seit die Römer aus Jerusalem vertrieben wurden, war so vieles verloren gegangen. Sicher hatte er schon von Pilgern und Reisenden gehört, die ins Heilige Land aufbrachen, um die heiligen Stätten dort zu besuchen. Aber die meisten dieser Geschichten endeten wie die des Grafen. Pilger

fanden sich stets den Heiden ausgeliefert, solange diese die Herren der Heiligtümer blieben. Die letzte Weisheit wurde ihnen verwehrt, weil sie immer nur geduldet, aber nie willkommen waren. Wenn es den fränkischen Kriegern gelang, die Kontrolle über diese heiligen Orte zu erkämpfen, würde ihnen das dort bewahrte Wissen frei zur Verfügung stehen! Und mehr noch. Alle, die nach ihnen pilgerten, könnten dies in relativer Sicherheit tun.

Er musste an seine Heimat in Vézelay denken. Jedes Jahr pilgerten tausende Gläubige dorthin, um das Heil ihrer Seelen von den Gebeinen der heiligen Maria Magdalena segnen zu lassen. Wenn er sich nun vorstellte, wie viele mehr dann wohl ins Heilige Land reisen würden, schwindelte es ihn.

Den Rest des Vormittags wandten sich der Graf und seine Vasallen dann organisatorischen Dingen zu. Raimund versuchte aufmerksam zuzuhören, es fiel ihm aber zunehmend schwerer. Ihn faszinierte lediglich die Menge der Probleme, an die er nie vorher gedacht hätte. Er beneidete den Grafen nicht darum, sich damit auseinandersetzen zu müssen. Sie sprachen über Dinge wie die Anzahl an Handwerkern und Schmieden, die benötigt wurden. Wie viele Wagen, wie viele Tiere, wie viel Werkzeug, Essen, Holz, Kleidung, Waffen, ja sogar wie viele Nägel und Eimer? Raimund verlor irgendwann den Überblick und war dankbar als sie die Besprechung unterbrachen und sich zum Mittagessen zurückzogen. Aber direkt danach ging es zurück ins Arbeitszimmer des Grafen. Zum Nachmittag und Abend gesellten sich mehr und mehr Vasallen des Grafen hinzu oder verließen die Runde wieder, bewaffnet mit auf Pergament geschriebenen Listen und Befehlen. Es dauerte bis spät in die Nacht, bis auch der Letzte seinen Auftrag für den kommenden Tag erhalten hatte. Erst danach konnte auch Raimund erschöpft in sein Bett fallen.

\* \* \*

Die nächsten Tage und Wochen verliefen eintönig. Jeden Tag wohnte Raimund der Arbeit des Grafen bei. Er wurde öfters hinzugezogen, wenn

Verträge und andere Schriftstücke aufgesetzt werden mussten. Der Graf gab ihm außerdem zwei weitere Schreiber zur Seite.

Täglich schienen für jedes gelöste Problem zwei neue hinzuzukommen. Raimunds Tagesablauf passte sich dem des Grafen an. Zu seiner Erleichterung stellte er fest, dass der Graf wirklich so fromm war, wie man es ihm nachsagte. So blieb zumindest Raimunds schlechtes Gewissen über die Vernachlässigung seiner Gebetspflichten beruhigt. Morgens, Mittags und Abends nahm sich der Graf jeweils eine halbe Stunde Zeit, um einen Gottesdienst zu besuchen.

Immer öfter verließ der Graf auch seinen Palast und besuchte die wachsenden Heerlager vor der Stadt. Raimund begleitete ihn stets auf diesen Ausritten und gewöhnte sich so langsam daran, lange Strecken im Sattel zu verbringen, auch wenn es ihm immer noch missfiel.

Der junge Kaplan war jedes Mal aufs Neue beeindruckt von der Menge an Menschen, die sich um Toulouse sammelten. Das Heerlager wuchs ständig und von überall aus den Ländereien des Grafen kamen Wagen mit Verpflegung, Waffen und sämtlichem, was sonst benötigt wurde. Raimund bekam auch mit, wie der Graf nach und nach seinen eigenen Reichtum an Gütern verkaufte. Alles, was nicht unmittelbar brauchbar war, wurde an andere Fürsten und gemeine Händler abgegeben. Die Summen, mit denen der Graf dann manchmal rechnete, ließen Raimund aufs Neue schwindeln. Er hatte davor nie viel mit Geld zu tun gehabt. Normal war üblich, dass man Steuern und Handel mit natürlichen Gütern bezahlte, zum Beispiel in Körnern oder Vieh. Bei einem Unterfangen dieser Größe war das aber kaum möglich. So blieb dem Grafen nur, Münzen zu beschaffen, mit denen er sich wiederum Nachschub und die Waffen für Krieger und Söldner kaufen konnte. Raimund hörte auch, dass es der Bevölkerung ähnlich erging. Je mehr dem Aufruf des Papstes folgten und Haus und Hof verpfändeten oder verkauften, desto mehr Münzen waren im Umlauf. Bis sie irgendwann knapp wurden. Er erfuhr von einer Geschichte, in der ein Bauer sieben Ziegen für einen einzigen silbernen Denarius verkaufte. Für diese Summe hätte er vor Monaten vielleicht gerade mal ein kleines Fass Bier oder ein paar Pfund Brot oder Käse bekommen.

\* \* \*

Anfang März hielt endlich der Frühling Einzug in den Ländern der Franken. Mit ihm kam die Kunde über den Auszug eben jener Massen an einfachen Menschen unter Peter von Amiens. Viele davon besaßen laut den Berichten nur die Kleider, die sie am Leib trugen.

Kurze Zeit später erreichte die Kunde Toulouse, dass die armen Pilger ganze Landstriche auf ihrem Weg verwüsteten. Damit zogen sie noch mehr Ärger der Kirche und der Fürsten auf sich. Es wurde von einer armseligen Pilgerflut berichtet, mit kaum Wagen und nur wenige zu Pferd. Sie nahmen sich Essen, wo sie konnten. Wenn man es nicht freiwillig hergab, stahlen sie es. Ebenso erzählte man, dass ihre Prediger bereits in christlichen Landen ihr Volk dazu aufriefen, gegen alle Nichtchristen die Waffen zu erheben. Es wurde von Gräueltaten berichtet, die diese einfachen Menschen gegenüber jüdischen Gemeinden im Heiligen Römischen Reich verübten. Juden flüchteten vor dieser hasserfüllten Masse nach Osten in die Gebiete von Byzanz oder der Slawen, obwohl man sie dort nicht viel freundlicher empfing.

Danach verging kaum eine Woche, ohne neue Berichte dieser Art. Raimund war bestürzt. Inzwischen teilte er die Ansicht des Grafen, dass sie ohne solche Menschen wohl besser dran waren.

\* \* \*

Es hatte den ganzen Tag schon geregnet. Raimund störte sich nicht daran. Er war froh über die steigenden Temperaturen und Gilbert hatte dafür gesorgt, dass er mit warmer Kleidung ausgestattet wurde. Aber noch blieb die Kälte unangenehm. Jeden Tag hatte ihm ein Bediensteter einen kleinen Stapel Holz vor die Tür gelegt. Es reichte gerade aus, seine Zimmer für vier oder fünf Stunden zu erwärmen. Die meisten Nächte waren deswegen bitterkalt und Raimund hatte einige Tage mit üblem Husten und Fieber sein Bett hüten müssen. Dank der Kräuter und der Pflege der

Heilkundigen im Dienste des Grafen hatte er dies aber ohne bleibende Schäden überstanden.

Heute war endlich Wärme im Regen zu verspüren. Raimund dachte sehnsüchtig an die Hitze des kommenden Sommers, als er sich auf seinem allmorgendlichen Weg zum Arbeitszimmer des Grafen befand.

Es kam ihm so vor, als könnte er Licht am Ende eines langen, kalten Tunnels erblicken. Zuerst waren ihm die Organisation und die Tagesgeschäfte des Grafen noch chaotisch erschienen, aber über die letzten Wochen und Monate ließ sich eine Struktur erkennen. Langsam aber sicher schwanden die Probleme und Ordnung kehrte in die Heerlager ein. Überall hatte man Areale abgesteckt, in denen schwer beladene Wagen mit Waffen, Rüstungen und allem anderen lagerten, was Soldaten benötigten. Täglich gab man diese Waren an Neuankömmlinge aus. Quartiermeister überwachten das Ganze. Sie unterstanden nur dem Grafen selbst. Graf Raimunds restliche adelige Vasallen erhielten den Befehl über Söldnerkontingente. Freiwillige und fähige Männer nahm man in bereits bestehende Einheiten auf. Jeden Tag fanden Übungen der Soldaten statt, denen Raimund in seinen freien Stunden zusah.

Die Männer des Grafen hatten überall Feldküchen eingerichtet und täglich wurden sie mit frischem Essen ausgestattet. Sie versorgten jeden, der sich dort einfand.

Einige der ärmeren Einwohner von Toulouse nutzten die Großzügigkeit ihres Grafen schamlos aus, was ursprünglich nicht so gedacht war. Raimund beobachtete mehrere Rangeleien zwischen den Wachen des Grafen und Stadtbewohnern. Meistens waren diese Auseinandersetzungen amüsant, manchmal aber auch sehr ruppig. Ihm war inzwischen bewusst, dass es trotz des Reichtums des Grafen sehr schwer war, ein ganzes Volk zu versorgen. Als er den Grafen darauf ansprach, antwortete dieser verärgert, dass er nicht jeden seiner Untertanen durchfüttern könne. Dafür müssten die Menschen schon selbst sorgen.

In Vézelay war alles einfacher gewesen. Raimund erinnerte sich daran zurück, wie ihm seit seiner Zeit als Novize selten etwas gefehlt hatte. Viele seiner täglichen Pflichten hingen aber auch direkt mit seiner eigenen Versorgung und der der anderen Brüder im Kloster und Dorf zusammen.



Es war ihm nie in den Sinn gekommen, diese Arbeit zu hinterfragen. Alles war ihm so offensichtlich sinnvoll erschienen. Pflanze das Korn heute und du wirst in ein paar Monaten ernten und essen. Schlage im Sommer Holz und du frierst nicht im Winter. Alle Befehle, Anordnungen und Traditionen des Klosters hatten Sinn ergeben.

Hier in Toulouse war das anders. Die Zusammenhänge waren nicht so offensichtlich. Hier sorgte nicht jeder selbst für seine Nahrung und seinen Unterhalt. Jemand, der hier den ganzen Tag Kleider nähte, musste sich über sein verdientes Geld Essen und Feuerholz kaufen, um seine Familie zu ernähren und zu wärmen. Ein Schneider ging nicht jede Woche in den Wald vor der Stadt, um Holz zu schlagen. Und ein Kerzenzieher verbrachte keine Stunden damit, sich Fäden aus der Wolle von Schafen zu spinnen und aus diesen dann Kleider zu weben.

Raimund wurde bewusst, wie spezialisiert die Menschen in einer Stadt wie Toulouse waren. Die Vorbereitungen für den Auszug der Armee des Grafen machten ihm deshalb noch deutlicher klar, wie leicht es war, eine solche Gesellschaft aus den gewohnten Fugen zu reißen. Tagelöhner zum Beispiel, die sich bisher mit einfachen Arbeiten über Wasser hatten halten können, sahen sich auf einmal mit steigenden Preisen und ungewohnter Konkurrenz konfrontiert.

Bisher hatte ihre Arbeit als Gehilfen für einen Meister der Stadt ausgereicht, um ihre Familien für einen weiteren Tag zu ernähren. Jetzt mussten sie plötzlich bis in die Abendstunden schufteln, um genug Geld zu verdienen.

Raimund war erschüttert. Die Familien, die auf dem Land von Vézelay wohnten, brauten ihr eigenes Bier, backten ihr eigenes Brot und schlachteten ihr eigenes Vieh. Jeder hatte seinen eigenen Gemüsegarten und seine eigenen Obstbäume. Für den Fall, dass einer Familie etwas fehlte, half man sich in der Nachbarschaft aus. Im schlimmsten Fall wurde ein Tausch arrangiert. Wenn eine Familie keine Kuh hatte, um Milch und Käse zu produzieren, wurde eben überschüssige Wolle oder Gemüse dagegen getauscht.

In einer Stadt wie Toulouse war dies schier unmöglich. Geldmünzen als Zwischentauschmittel waren unerlässlich. Einem Schneider, der den Tag

über nichts tat als Kleider zu nähen, blieb nichts anderes übrig als sich sein Bier, Brot, Fleisch und Gemüse für verdiente Münze zu kaufen.

Die Ankunft derer, die sich das Kreuz auf den Wams, Umhang oder Mantel nähen ließen, brachten dieses fragile Gefüge ins Ungleichgewicht. Soldaten wollten ernährt und gekleidet werden, ohne eine direkte Gegenleistung zu erbringen.

Raimund, der die täglichen Berichte und Listen des Grafen mit wachsendem Interesse verfolgte, wunderte sich, wie es den anderen, nicht so gut betuchten Adeligen erging. Die Berechnungen des Grafen waren schon knapp bemessen. Eine Streitmacht wie die, die sich vor den Toren Toulouse sammelte, verschlang jeden Tag eine unfassbare Menge an Verpflegung und Gütern. Wo im Kloster vielleicht einmal alle fünf Jahre ein neuer Suppentopf benötigt wurde, brauchte hier fast täglich irgendjemand neues Kochgeschirr. Es bedurfte Menschen, die dieses herstellen konnten. Andere, die dafür die Rohmaterialien lieferten. Und schließlich jemand, der das Geschirr auslieferte. In Vézelay gab es keinen Schmied. Dort wurden solche Arbeiten von fahrenden Händlern erledigt, die alle paar Wochen Dorf und Kloster besuchten. Dies hatte aber auch völlig ausgereicht.

Raimund war froh, dass er nicht direkt an der Organisation beteiligt war. Es war ihm schon genug, dass er für den Grafen an den Listen und Befehlen mitschrieb und sich mit Zahlen auseinandersetzen musste, von denen er vorher nur selten gehört hatte. Seine Lehrer im Kloster hatten ihm einfaches Rechnen beigebracht. Aber er tat sich sehr schwer damit, sein Wissen über Zahlen größer als zehn oder hundert umzusetzen und mit tausenden Einheiten zu rechnen, die katalogisiert und verteilt werden wollten.

Zum Glück kamen ihm dabei seine beiden Gehilfen Yves und Pierre zur Hilfe. Pierre war ein älterer Mann, um die fünfzig Jahre, ruhigen Gemüts und sehr wortkarg. Er hatte schon lange Jahre in den Diensten des Grafen gestanden, um Schreibarbeiten zu erledigen. Pierre kannte Graf Raimund genau und wusste immer, was der Graf erledigt haben wollte und wie diese Arbeiten zu verrichten waren. Yves war ein paar Jahre jünger als Raimund. Er wurde seit einer Weile von Pierre als Gehilfe und eventueller Nachfolger ausgebildet und stammte aus einer Familie von Bediensteten am Hofe des

Grafen. Er war aufgeweckt und enthusiastisch, manchmal aber auch etwas naiv und ungestüm. Raimund gefiel die lebhaft und sehr fromme Art von Yves, aber er war besorgt, wenn das Gespräch auf die bevorstehende Reise zu sprechen kam. Yves bewunderte die Herren und Krieger des Adels. Mit seinen fünfzehn Jahren war er noch zu jung, um als Soldat anzuheuern, aber er sprach oft davon, dass dies irgendwann sein Ziel sein würde. Wenn er über die Heiden im Osten sprach, kam ein Leuchten in Yves Augen. Er redete beinahe fanatisch darüber, wie die Franken ihnen reihenweise den verdienten Garaus machen würden. Wenn er so sprach, glaubte Raimund aus ihm die Worte des Volkes zu hören. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er irgendwie daran geglaubt, dass die Zurschaustellung der Macht der vereinten Franken Kämpfe unnötig machen würde. Die Heiden würden es wohl kaum wagen, solch eine Menge von routinierten Kriegern anzugreifen. Durch Yves Worte und Gespräche mit dem Grafen war sich Raimund dessen nicht mehr so sicher.

\* \* \*

An einem Sonntag am Ende des Aprils sprach Raimund den Grafen auf das zunehmende Gefühl der Unsicherheit an, welches ihn über die letzten Tage und Wochen geplagt hatte.

Sie saßen beim üblichen Sonntagsmahl zusammen. Außer der Familie des Grafen waren sonst nur noch Wilhelm von Cerdange und Gilbert anwesend. Wann immer es möglich war, vermied Raimund es, Elvira anzusehen. Seit ihrem ersten Treffen hatten sie zum Bedauern des Grafen nur wenige Worte gewechselt. Aber Raimund konnte sich weder gegen seine Scham, noch gegen das seltsame Gefühl des Ärgers über die Gräfin wehren. Er hatte aber beschlossen, sich stattdessen mit seinen anderen Sorgen zu beschäftigen.

»Verzeiht mir die Frage, Herr«, sagte er. »Aber ich habe mich die letzten Tage und Wochen gefragt, was uns in den Ländern von Byzanz und dem Heiligen Land wohl erwartet. Glaubt ihr, es wird zu Kämpfen kommen? So wie es der Papst beschrieben hat, werden wir die Heiden doch wohl bloß

vertreiben müssen und die Christen dort werden uns dankbar sein, dass wir sie befreien!«

Alle am Tisch blickten den Grafen an, um seine Antwort zu hören. Nur Wilhelm schnaubte, offensichtlich amüsiert. Der Graf legte seine Stirn in Falten und ein Schatten fiel auf sein Gesicht. Er nahm noch einen Schluck Wein aus seinem silbernen Becher, bevor er antwortete.

»Ich weiß, dass ihr Priester gerne den Frieden und die Nächstenliebe predigt. Aber das sind in meinen Augen nur fromme Wünsche, leider. Die Muslime, so nennen sich die Heiden, welche dem falschen Propheten folgen, sind nicht so viel anders als wir. Oh ich weiß, viele würden es begrüßen, wenn sie uns in jeder Hinsicht unterlegene Wilde wären. Ich war auch einmal so naiv. Aber meine Zeit in Kastilien hat mich eines Besseren belehrt. Sie haben andere Wörter dafür, aber es gibt unter ihnen Ritter, Barone und Grafen. Genau wie bei uns. Ihre Generäle sind oft nicht weniger klug als die unseren. Und was ihre einfachen Leute und ihre Gesetze angeht ... Als wir Toledo vor ein paar Jahren nach schwerer Schlacht endlich einnahmen und nach so vielen Jahren für die rechtmäßigen Herren zurückeroberten, sahen wir mit eigenen Augen, was Jahrhunderte unter den Heiden anrichten können. Es gab dort auch Christen, aber sie lebten in Frieden mit ihren ehemaligen Eroberern. Natürlich waren manche froh, wieder einen christlichen Herrscher zu haben. Trotzdem kostete es Mühe, die Bevölkerung zu beherrschen. Dort wohnten heidnische Familien seit Generationen Tür an Tür mit Christen. Viele von ihnen sprachen nur noch die Sprache der Heiden. Niemand dort konnte fränkisch. Es war ein einziges Ärgernis. Es wird noch Jahrzehnte dauern, bis dort wieder christliche Ordnung herrscht.

Und nun ... Byzanz gingen viele Ländereien erst in den letzten Jahren verloren. Das Heilige Land selbst ist schon länger im Besitz der Heiden, als es sogar Hispania war. Ich glaube kaum, dass man uns dort mit offenen Armen empfangen wird.«

Raimund spürte, wie ihm der Appetit verging.

»Aber es wird dort doch auch noch Christen geben, oder?«

»Sicher. Aber auch die werden sich an Jahrhunderte heidnischer Herrschaft gewöhnt haben. Es stimmt, was der Papst sagt. Die Heiden schänden die Kirchen und machen sie zu Heiligtümern für ihre Dämonen. Aber immerhin lassen sie kleine, christliche Gemeinden bisher in Frieden. Sie dürfen ihren Gebräuchen folgen, wenn auch unter Spott. Soviel konnten wir aus Berichten von Händlern und Pilgern schon in Erfahrung bringen. Ich habe es auf meiner Reise vor vielen Jahren sogar selbst gesehen. Ich fürchte nur, wenn wir dort mit Feuer und Schwert einziehen, werden die Heiden ihren Zorn an ihren wehrlosen christlichen Untertanen auslassen. Die werden wiederum uns die Schuld dafür geben.«

»Also meint ihr, wir werden da unten genauso Scherereien haben?«, fragte Gilbert.

»Ich befürchte es«, sagte der Graf. »Aber ich denke, der Papst, die anderen Fürsten und ich sind uns darüber im Klaren. Trotzdem haben wir uns für dieses Unterfangen entschlossen. Die Christen in Byzanz brauchen unsere Hilfe. Die Heiden benötigen Strafe für geschehenes Unrecht. Und ich will dort unten eine Heimat für uns Franken schaffen, die wir doch von Gott gesegnet sind. Egal ob es sich dabei um Normannen aus dem Norden, Sachsen aus dem Osten, uns Provenzale aus dem Westen oder um Byzantiner handelt. Wir sind die Völker Christus und die rechtmäßigen Erben des Heiligen Landes.«

Raimund schaute betreten auf seinen Teller. Er hatte den Grafen nicht so aufbringen wollen. Als dieser nach seinen zornigen Worten aber auflachte, blickte Raimund verdutzt nach oben.

»Genug düsteres Gerede!«, rief der Graf. »Ich muss mich schon fast täglich mit Bischof Adhemar über diese Dinge streiten, deswegen ist das ein wunder Punkt. Verzeiht meinen Ausbruch.«

»Der Bischof hat aber auch eine Art, Nerven wie Bogensehnen zu spannen«, meldete sich Wilhelm zu Wort. »Ich mag den Kerl ja, aber ihn länger als eine Stunde am Tag zu ertragen, da macht meine Geduld nicht mit.«

Das sorgte für allgemeine Erheiterung, wenn in Raimunds Fall auch leicht schuldbewusst. Zwischen ihm und Legat Adhemar hatte sich über die

Wochen und Monate ebenfalls so etwas wie eine Freundschaft entwickelt. Raimund amüsierte die direkte und aufbrausende Art des Bischofs. Der benahm sich mehr wie ein Krieger, als wie ein Geistlicher und er schien voll in seiner Rolle bei der Planung des Zuges aufzugehen. Er nannte Raimund seinen »Kanoniker« und versprach ihm einen Platz in La Puy, sollten sie von ihrer Reise zurückkehren.

»Da gebe ich dir voll und ganz recht, Wilhelm«, sagte Graf Raimund. »Ich bin bloß froh, dass er so viel zu tun hat und so oft meine Einladung zum Essen ausschlägt. Wie heute. Der gute Bischof hat genug Hunger für drei Soldaten. Wie er es schafft nicht so fett zu werden wie manche seines Standes, werde ich nie verstehen.«

Er schlug jetzt vor Lachen mit der Faust auf den Tisch und auch die restlichen Anwesenden konnten kaum noch an sich halten.

Nachdem sich alle wieder beruhigt hatten, lenkte der Graf das Gespräch in andere Bahnen. Niemand schien weiter über schwermütige Dinge sprechen zu wollen. Auch Raimund war darüber froh und bei der ersten Gelegenheit, die ihm die Höflichkeit erlaubte, entschuldigte er sich beim Grafen und machte sich auf den Weg in seine Gemächer. Dort betete er für sich allein ein Abendgebet und legte sich dann ins Bett. Er musste aber noch Stunden über das Gesagte nachdenken. Zum ersten Mal kamen ihm echte Zweifel an ihrer Unternehmung und wiederum wurde er sich schmerzlich seiner eigenen Naivität bewusst. Die Zukunft hielt immer mehr Ungewissheit bereit. Was erwartete ihn noch, wenn das ganze letzte Jahr über seine Überzeugungen und alles bisher gewohnte schon so oft über den Haufen geworfen worden waren? Würde diese Reise wirklich genügen, seine Sünden zu tilgen?

## KAPITEL 9

*Toulouse, Provence, Mai 1096.*

Auch die folgenden Wochen und Monate fühlte sich Raimund gelangweilt vom täglichen Trott, obwohl es wärmer wurde und der Frühling das Land in ein blühendes Paradies verwandelte. Die Sonne ließ kaum noch Platz für düstere Gedanken und erhellte dumpfe Gemüter. Raimund war erstaunt, dass der Zustrom von neuen Kriegern, Rittern und Vasallen des Grafen und Söldnern immer noch anhielt. Erst zu Beginn des Sommers schien er zu verebben. Bündnisse wurden geschlossen, Verträge gefertigt und Kämpfer angeheuert, wo es ging. Die Menge an Geld, die dies verschlang, war schwindelerregend. Aber die Taschen des Grafen waren tief. Viele arme Pilger schlossen sich den Kämpfenden unentgeltlich an. Sie teilten wohl die Hoffnung des Grafen, in der Ferne ein besseres Leben zu finden. Wenn Raimund die Geschichte von so jemandem hörte, konnte er ihnen nur zu ihrer Entscheidung gratulieren. Er fand, sie hatten die klügere Wahl getroffen, im Vergleich zu denjenigen, die sich aus Ungeduld den frühen Zügen unter Peter von Amiens angeschlossen hatten. Der Adel und er selbst verfolgten immer noch die Berichte aus dem Osten. Anscheinend hatten mehrere Abteilungen dieser armen Leute sich mit dem König von Ungarn überworfen. Manche Nachrichten besagten auch, sie hätten sich noch in christlichem Gebiet befunden, aber schon geglaubt im Heiligen Land angekommen zu sein. Es war zu weiteren Plünderungen und Raubzügen gekommen und anschließend zu Kämpfen mit den Soldaten des erzürnten Königs. Die Pilger waren vernichtend geschlagen worden. Raimund hoffte, dass nicht zu viele arme Seelen ein blutiges Ende gefunden hatten.

Der Graf war indessen froh über die Zeit, die der Papst ihm und seinen Mitstreitern eingeräumt hatte. Sie genügte, um eine schlagkräftige Truppe

aufzustellen. Lachend bemerkte der Graf einmal, dass so eine Anzahl Kämpfer vielleicht sogar ausreichen würde, um das halbe Heilige Römische Reich zu erobern. Aber ohne so ein hehres, christliches Ziel wie das ihre, hätten sich früher aber auch kaum jemals so viele Freiwillige finden lassen.

Raimund und der Graf waren froh darüber, dass auch die anderen Heerführer der Christenheit sich in Geduld übten. Sie wollten Lieber geordnet losziehen als übereilt ins Verderben stürzen.

Selbst in freundlichem Gebiet war der Marsch einer solchen Armee ungewohnt. Alle machten sich Sorgen über die Versorgung ihrer Kontingente. Insgeheim gab der Graf gegenüber seinem Kaplan auch zu, dass sie sich bisher noch auf keinen gemeinsamen Anführer hatten einigen können. Dies war sehr zum Verdross des Grafen, aber auch zu dem des päpstlichen Legaten. Wenn Raimund Adhemar in diesen Tagen zu Gesicht bekam, schimpfte der meist lautstark und ungeniert über die Torheit und Sturheit der Fürsten. Dabei schloss er auch den Grafen nicht aus, was dieser allerdings mit Humor nahm.

Was allen gemeinsam Sorgen bereitete, war das Wetter. Der Sommer begann ungewöhnlich heiß. Die Ernten des Vorjahrs waren bereits schlecht ausgefallen. In diesem Jahr wurde es noch einmal weniger. Das trieb zwar viele verzweifelte Menschen dazu, sich noch spät den Zügen nach Osten anzuschließen, machte den Grafen die Versorgung ihrer Pilger aber umso schwerer.

Raimund war erstaunt, wie viel einfaches Volk sich zu den Kämpfern gesellt hatte. Manche, die es sich leisten konnten, oder auch solche, denen keine andere Wahl blieb, hatten ihre gesamten Familien dabei. Ebenso hatten die meisten Adligen kein Interesse daran, für so lange Zeit auf ihre Frauen und Kinder zu verzichten. Sogar Graf Raimund hatte sofort beschlossen, Elvira mitzunehmen. Manche entschieden sich dafür, ihre Familien nachreisen lassen, aber der Graf wollte seine Frau eigenhändig beschützen. Elvira selbst schien von der Idee angetan. Hinter vorgehaltener Hand hörte Raimund immer wieder, dass die junge Gräfin oft rastlos und gelangweilt war. Dies machte es ihm nicht leichter, Sympathie für sie zu empfinden.



Zu den Familien gesellte sich dann noch ein wahrer Tross aus Handwerkern, Schmieden, Wagnern, Kerzenziehern, Schreibern, Priestern, Bäckern, Schlachter, Bediensteter, ja sogar Huren waren zahlreich vertreten. Diese hatten zu Raimunds Ungemach rege Kundschaft von den Soldaten. Auf Nachfrage beim Grafen bekam er aber nur ein Schulterzucken als Antwort. Der Meinung des Grafen nach ging in diesem Fall die Moral der Kämpfer vor die der Kirche, auch wenn er es persönlich nicht guthieß. Sich anzubieten für solche Dienste, oder sie anzunehmen, war immerhin nur geächtet, aber nicht verboten.

\* \* \*

Der August und damit der Tag ihres Auszuges stand bevor. Der Graf bestimmte die alte Hafenstadt Genua als erstes Ziel. Inzwischen hatten sich nach Raimunds Schätzung mindestens so viele Zivilisten wie Kämpfer eingefunden, wenn nicht noch mehr. Auch eine Menge Priester und Mönche waren darunter, die meisten davon wohl mit dem Segen ihrer Äbte und Bischöfe. Aber einige wohl auch ohne Erlaubnis ihrer Herren. Zu den tausenden Menschen kamen dann noch einmal ebenfalls tausende Pferde und Nutztiere.

Es wurde beschlossen, für den größten Teil des Weges den Straßen der alten Römer zu folgen, um am schnellsten voranzukommen. Von Genua hatte sich Graf Raimund über Boten schon Verpflegung und Unterkunft versprechen lassen. Dort wollte er dann über den Fortgang ihrer Reise verhandeln. Die Menge an Tieren, Nahrung und Bier, die sie mitführen konnten, war begrenzt. Es reichte immer nur für einige Tage, höchstens zwei Wochen. Der Graf plante deswegen, von einer Marktstadt zur Nächsten zu ziehen. Er hoffte, überall Markt erlaubt zu bekommen, um Verpflegung für Mensch und Tier kaufen zu können.

Die Regenten von Genua waren als gute Christen bekannt. Der Stadtstaat hatte bereits mit Pisa gegen die Sarazenen gekämpft, war also der Sache der Pilger gegenüber aufgeschlossen. Genua verfügte über die nötige Nahrung und außerdem über eine große Flotte mit erfahrenen Seeleuten.

Graf Raimund hoffte, vielleicht auch über den Seeweg nach Konstantinopel reisen zu können. Sofern genügend Schiffe vorhanden waren und man sich auf einen angemessenen Preis einigen konnte.

\* \* \*

Eine Woche vor der Abreise tätigte Raimund seine eigenen Vorbereitungen. Sie waren schneller abgeschlossen, als er dachte und danach kam er sich die meiste Zeit recht nutzlos vor. Er hatte selbst wenig Habseligkeiten zu packen. Alles andere war von so langer Hand geplant, dass es die letzten Tage fast nichts mehr zu tun gab, außer ein paar Botschaften zu schreiben. Diese gingen an alle, die es betraf, um sie von dem bevorstehenden Aufbruch zu informieren. Die restliche Zeit hatte er zur freien Verfügung und beobachtete die Vorbereitungen der anderen Menschen. An einem Nachmittag, zwei Tage vor Abreise, ließ der Graf ihn dann zu sich holen.

Er erwartete ihn in seinem Arbeitszimmer. Dort fand Raimund den Grafen im Beisein eines Ritters, den er vorher noch nie gesehen hatte.

»Ah Raimund. Ich habe dir noch zwei Dinge mitzuteilen, bevor wir übermorgen schließlich aufbrechen.«

Der Graf war guter Stimmung. Schon seit Tagen war er sichtlich erleichtert, dass es jetzt bald losgehen würde.

»Das hier ist mein Vasall, Ritter Pontius von Balazun. Ritter Pontius, das ist Kaplan Raimund.«

Die beiden gaben sich die Hand. Pontius schien etwa in Raimunds Alter zu sein und der schmale Kaplan war sofort eingeschüchtert von der Statur des riesigen Kämpfers. Hochgewachsen, überragte er den selbst nicht kleinen Raimund um mindestens einen Kopf. In den Schultern war er bestimmt noch mal doppelt so breit. Er trug nur einen kurzen Bart und seine langen, dunkelblonden Haare fielen ihm über die Schultern. Raimund fühlte sich an Beschreibungen von alten, fränkischen Königen erinnert. Was

den martialischen Eindruck aber erstaunlich abmilderte, war das herzliche, offene Grinsen, mit dem ihn Pontius bedachte.

»Freut mich, Kaplan.«

»Und mich ebenso, mein Herr.«

»Ich habe Pontius gebeten, mit seinem Gefolge für die gesamte Dauer der Reise dein ständiger Begleiter zu bleiben, Raimund«, sagte der Graf. »Er stammt aus gutem Hause, ist gebildet und seine Fähigkeiten im Kampf hat er trotz seiner Jugend schon mehrmals unter Beweis gestellt.«

»Aber Bitte, mein Herr, lobt mich nicht so über alle Maßen. Ich bemühe mich nur immer, so gut ich eben kann«, sagte Pontius.

Der Graf musste lachen und auch Raimund kam nicht um ein beschämtes Lächeln herum.

»Und bescheiden ist er auch noch, wie du hörst. Vorsicht, Pontius, nicht das euch Lob und Anerkennung noch zu Kopf steigen. Aber genug Spaß. Ehre, wem Ehre gebührt. Wie ich gerade sagte, Raimund. Pontius soll dir zur Seite stehen. Als Beschützer, aber auch als Gehilfe. Er kann lesen und schreiben und kann seine Beobachtungen mit dir teilen. Ich denke, vier Augen sehen mehr als zwei. Und wo es um den militärischen Aspekt unserer Reise geht, wird er dir mit Beschreibung und Rat helfen können, wenn du unsere Geschichte aufschreibst.«

»Vielen Dank, Herr. Ich bin sicher, er wird mir eine große Hilfe sein. Das hatte mir schon Sorgen bereitet, gebe ich gerne zu. Ich weiß so gut wie nichts über die Gepflogenheiten und Besonderheiten der Heerführung, will aber alles getreu wiedergeben«, sagte Raimund.

»Gut. Die zweite Sache wird dir sicher ebenso gefallen. Ich weiß ja, wie sehr du auf Kriegsfuß mit Pferden und dem Leben im Sattel stehst.«

Der Graf grinste ihn an.

»Ich stelle dir, Pierre und Yves einen Wagen für euren Gebrauch zur Verfügung. Auf ihm könnt ihr euren Schreibkram und sonstige Ausrüstung einfacher transportieren als zu Pferde. Nachdem ich deine Liste gesehen habe, was du alles an Materialien für die Reise benötigst, erschien mir das als die beste Lösung.«

Raimund errötete leicht.

»Habt vielen Dank, Herr. Ich versuche nur, gründlich zu sein. Ich weiß weder, was uns erwartet, noch wie lange die Reise gehen wird. Da erschien es mir als klug, auf alles vorbereitet zu sein und lieber noch mehr Pergament und Tinte mitzunehmen. Was für den Schmied sein Hammer, ist für mich meine Feder. Und genauso wenig wie der Schmied ohne Werkzeug dastehen möchte, wenn es gebraucht wird, ebenso wenig will ich, dass mir Tinte oder Federkiele ausgehen, oder gar Blätter auf denen ich schreiben kann. Und auf einem Wagen, statt einem Sattel zu reisen, erscheint mir wesentlich angenehmer.«

Der Graf musste erneut lachen.

»Ich hoffe, du wirst da nicht enttäuscht. Hier in der Zivilisation sind die Straßen noch eben und gepflegt, aber weiter im Osten könnte das anders aussehen. Da wird die Fahrt auf einem Wagen schnell ruppig. Wie dem auch sei. Es ist beschlossene Sache. Ich denke, Pontius und du, ihr werdet euch verstehen und er ist dankbar, nicht mit uns langweiligen alten Kriegern reisen zu müssen.«

Raimund bedankte sich noch einmal beim Grafen, entschuldigte sich dann bei ihm und Pontius und verließ das Arbeitszimmer.

Er hatte sich eingestehen müssen, dass er Angst vor Kämpfen und Gewalt hatte. Pontius als Beschützer an seiner Seite zu wissen, beruhigte ihn ungemein. Er selbst hatte die letzten Wochen mit den Wachen des Grafen auch ein wenig den Umgang mit Pfeil und Bogen und sogar dem Schwert geübt. Gilbert hatte seinen Wunsch nach einem eigenen Schwert zwar mit amüsiert hochgezogener Augenbraue gehört, diesen aber erfüllt. Auch hatte Raimund Pierre und Yves dazu gedrängt, sich mit der Handhabung von Waffen vertraut zu machen. Yves hatte sich natürlich mit Feuereifer an diese Aufgabe gemacht, Pierre dagegen umso weniger. Der war der Meinung, sein Dolch wäre genug, um sich im Notfall zu schützen. Was den Umgang mit dem Bogen anging, hatte er aber dann doch dem Drängen des Kaplans nachgegeben. Damit konnten sie unterwegs vielleicht selbst Wild schießen und ihre Speisekarte aufbessern, sollte sich die Gelegenheit dazu ergeben. Als Raimund Gilbert dann auch noch um zwei gute Bögen und ein paar dutzend Pfeile ersuchte, fiel es dem

Haushofmeister schwer, noch an sich zu halten. Unter Kopfschütteln fragte er Raimund, ob der friedliche Mönch jetzt zum wilden Krieger werden wollte. Und das, obwohl er aussah, als könne er keiner Kirchenmaus etwas zuleide tun. Dann war er lachend davongegangen. Aber am nächsten Tag standen zwei stabile Jagdbögen, Ersatzsehnen und zwei Köcher mit Pfeilen vor Raimunds Tür. Ein vorbei eilender Bediensteter hatte ihn zwar spöttisch und ungläubig angelächelt, aber Raimund hatte schnaubend und trotzig seine neue Bewaffnung eingesammelt, in eine Decke gewickelt und in seinem Zimmer verstaut.

Er hatte vorher lange darüber nachgedacht. Dank seinem Vater verabscheute er jede Form von Gewalt. Auch Vater Artaud war nie müde geworden, sie zu verdammen. Aber Raimund war sich auch bewusst, dass die Wirklichkeit nicht vor seinen Gefühlen haltmachen würde. Er betete nächtelang dafür, die Waffen nie einsetzen zu müssen. Aber besser welche zu haben und sie nie zu brauchen als umgekehrt.

\* \* \*

Am Morgen des Tages vor der Abreise führte ein Diener Raimund zu dem vor Toulouse bereitstehenden Wagen, samt zweier Ochsen im Gespann. Die stämmigen Tiere beunruhigten ihn zuerst, machten bei näherer Betrachtung aber einen freundlichen und geduldigen Eindruck.

Zusammen mit Yves und Pierre schleppte er den restlichen Tag über seine Habseligkeiten vom Palast zu ihrem Gefährt. Im Wagen befanden sich schon Planen aus gewachstem Leinen und einige Woldecken, worunter sie ihre Utensilien sicher verstauen konnten. Sie richteten sich auf der Ladefläche Platz zum Sitzen ein. Pierre hatte den Umgang mit Ochsen bereits früher gelernt und übernahm freiwillig die Rolle des Wagenlenkers, wofür Raimund sehr dankbar war. Im Laufe des Tages gesellte sich auch Pontius zu ihnen. Er stellte sich und sein Gefolge allen vor. Es bestand aus einem Bediensteten namens Guy und seinem Knappen Nivelon. Gemeinsam halfen sie den drei Schreibern beim Transport und dem Verstauen ihrer restlichen Habseligkeiten. Raimund war am Ende selbst

erstaunt, wie viel sich dann doch angesammelt hatte. Neben ihren Schreibutensilien, Kleidung und Decken waren noch Koch- und Essgeschirr, die Waffen, ein paar Zelte, eine Menge Talgkerzen und sogar ein paar aus Wachs, Feuersteine, Zunder und ein paar Hocker dazugekommen. Pontius band ein paar Säcke mit Futter für seine beiden Pferde und die Ochsen außen an den Wagen. Sein Knappe und der Diener ritten auf Maultieren, waren aber sichtlich froh, ihr Gepäck und das ihres Herren ebenfalls auf dem Wagen unterbringen zu können. Zuguterletzt teilte ihnen noch ein Offizier des Grafen mit, dass man ihnen einen Platz an der Spitze des Versorgungszuges zugeteilt hatte. Sehr zum Verdruss von Pontius, der befürchtete, sie würden die ganze Reise über den Staub der Soldaten schlucken müssen. Für diesen Fall empfahl er den anderen, sich Tücher vor Mund und Nase zu binden, sonst würden sie jeden Abend mit Husten zu Bett gehen. Pierre nahm dies wenig erfreut auf, hoffte aber, dass es nicht so schlimm kommen würde. Raimund war dagegen schon jetzt dankbar über die Erfahrung des jungen Ritters. Seine guten Ratschläge über die Reise in einer Armee waren nicht mit Gold aufzuwiegen. Am Abend aßen sie gemeinsam am Wagen kalte Speisen und verabschiedeten sich danach ein letztes Mal in ihre Unterkünfte in Toulouse. Nur Nivelon und Yves wurden von Pontius dazu abgestellt, schon die Nacht über den Wagen zu bewachen, nachdem sie von ihren Freunden und Familien Abschied genommen hatten. Während Raimund in der Dämmerung zurück zu seinen Zimmern im Palast lief, erfasste ihn ein Gefühl des Bedauerns. Aber er verspürte auch Vorfreude und Aufregung. Toulouse hatte ihm gefallen, nachdem er sich erst einmal daran gewöhnt hatte. Es würde schwer werden, die Stadt morgen vielleicht für immer zu verlassen.

\* \* \*

In dieser letzten Nacht vor dem Aufbruch versuchte Raimund erfolglos, Schlaf zu finden. Spät nach Mitternacht stand er von seinem Bett auf und wanderte nervös durch den dunklen Palast von Toulouse. Eine Runde über die Straßen der Stadt zeigte, dass er nicht der Einzige war, dem es so ging.

Viele Menschen waren noch wach und trafen im Licht von Fackeln und Öllampen ihre letzten Vorbereitungen.

Als der Morgen dämmerte, machte er sich auf den Rückweg. In seinem Zimmer packte er seine restlichen Habseligkeiten zusammen. Aufregung und Müdigkeit wechselten sich ständig ab. Am Ende beschloss er, dass sich all die Nervosität schon legen würde, wenn sie sich erst einmal auf dem Weg befänden. Dann schlief er eben die erste Strecke im Wagen. Gemeinsam mit einigen Bediensteten machte er sich in den frühesten Morgenstunden auf den Weg vor die Stadt. Zu dem Wagen, der für die nächste Zeit Toulouse als seine Heimat ablösen würde.

Auf dem Weg dorthin erwachte die Stadt um ihn zu fieberhafter Aktivität. Der Auszug erregte viel Aufsehen. Eine Zeremonie war geplant, bei der Graf Raimund offiziell seinen Sohn Bertrand als seinen Statthalter und Nachfolger für die Zeit seiner Abwesenheit bestimmen wollte. Schon jetzt sammelten sich die Menschen an der Hauptstraße, um ihren geliebten Grafen zu verabschieden. Die letzten Soldaten der Nachtwache waren bereits schwer beschäftigt, die Ruhe zu wahren. Raimund hatte selbst kein Interesse daran, den Auszug aus der Stadt mitzuerleben. Seine Müdigkeit störte seine Konzentration. Die sicherlich quälende Langsamkeit der geplanten Feierlichkeiten und anschließenden Prozession würden zu sehr an seinen Nerven zehren, dachte er. Außerhalb der kühlenden Steine der Stadt war schon die erste Wärme des Tages zu spüren, auch wenn die Sonne noch nicht vollständig über den Horizont gestiegen war. Leichter Nebel hing über den sanften Hügeln um Toulouse. Der Boden lag noch im Dunkeln. Nur an den Spitzen der entfernten Berge der Pyrenäen ließ sich bereits das Licht der im Osten aufgehenden Sonne erkennen.

Als Raimund den Wagen erreichte, sah er, dass Yves und Nivelon die Ochsen schon angespannt hatten. Sie waren gerade mit den letzten Überprüfungen beschäftigt. Hinter ihnen sah er dieses Bild dutzendmal wiederholt, als andere Wagenlenker sich bereit machten. Auf manchen Wagen konnte Raimund ganze Familien sehen. Das Gebrüll der Tiere wurde zunehmend lauter. Weiter vorne sah er, wie die zahllosen Soldaten und Ritter ihre Reit- und Packpferde beluden, Zelte abbrachen und sich für den Marsch formierten. Offiziere riefen Befehle, Adelige suchten ihre Leute

zusammen, Boten rannten auf dem Weg in die Stadt hinein und hinaus. Schon jetzt lag ein beißender Geruch von Urin und Schweiß in der Luft. Hunderte von Menschen hatten sich am Rand der Straße nach dem Aufwachen erleichtert. Raimund warf sein letztes Bündel hinten auf die breite Ladefläche und kletterte hinauf, um ein letztes Mal Inventur zu halten, bevor es losging. In der festen Überzeugung, irgendetwas Wichtiges vergessen zu haben, überprüfte er jedes Teil ihrer Ausrüstung zwei Mal. Als er damit fertig war, wurde er auch schon von Pontius, dessen Diener Guy und Pierre begrüßt, die gemeinsam aus der Stadt kamen. Sie waren scheinbar ebenfalls wenig an dem Auszug des Grafen interessiert. Guy hatte einigen Proviant in Form von Wurst, Brot und Käse im Gepäck und Pierre hatte irgendwo einen Krug mit frischem Bier aufgetrieben. Alle unterbrachen ihre Arbeit und setzten sich zusammen, um in ihrem kleinen Kreis zu frühstücken.

Als alles verstaubt war, blieb ihnen nur noch zu warten. Seltsame Ruhe lag jetzt über der riesigen Menge an Pilgern, die Raimund vor und hinter sich überblickte. Von Horizont zu Horizont reichte die lange Schlange aus Menschen, Tieren und Wagen. Still dachte er über die Ehrfurcht gebietenden Worte des Papstes vor so vielen Monaten in Clermont nach, die solch eine fantastische Wirkung zeigten. Das Ausmaß des Unterfangens hatte inzwischen einen Umfang angenommen, den sich Raimund vorher nie erträumt hätte. Wenn er sich vorstellte, dass in anderen Teilen der christlichen Länder sich vielleicht noch größere Heerscharen sammelten, wurde ihm wieder schwindelig. Schnell versuchte er diese Gedanken zu vertreiben und sich auf das direkte Geschehen um ihn zu konzentrieren. Neben dem Wagen war Pontius damit beschäftigt, sein Pferd zu pflegen und den Sitz von dessen Zaumzeug und Gewandung zu prüfen. Das Pferd war mit einer prächtigen Schabracke aus rotem Leinen gekleidet, die nur Löcher für den Schwanz, die Ohren, Augen und die Nasenspitze des Pferdes hatte. An einem Halter am Sattel war eine lange, dünne Lanze befestigt, mit hölzernem Stiel und einer breiten Spitze aus Stahl, so dass sie wie ein großer Speer aussah. Eine schmale rote Fahne war an der Lanze befestigt. Überall auf der Schabracke war das Wappen von Pontius



aufgenäht, welches in Anlehnung an das Wappen von Toulouse, einen gelben Baum darstellte, in den gleichen Farben wie das Kreuz des Grafen.

Raimund schätzte, dass es erst die neunte oder zehnte Stunde nach Mitternacht sein konnte, als zu seiner Überraschung bereits Fanfarenklänge aus Richtung der Stadt erklangen. Er stellte sich auf dem Wagen auf. Neben ihm und auf den restlichen Wagen taten es ihm alle gleich und alle Augen waren jetzt auf das ihnen zugewandte Stadttor gerichtet. Es stand weit offen. Die ersten Barone und andere Vasallen von Graf Raimund kamen in Sicht. Unter dem Getöse der Bevölkerung, von denen einige sich sogar auf der Stadtmauer drängten, ritten sie aus dem Tor. Zuerst vereinzelt, dann immer mehr brandete auch Jubel aus der Wagenkolonne auf, als Menschen die Wappen und Fahnen ihrer Herren erkannten und ihnen zujubelten. Der martialische Prunk war schon aus der Entfernung gut auszumachen. Alle Adelligen waren in Rüstung angetreten. Auf Lanzen und Speeren, ähnlich der von Pontius, wehten bunte Flaggen im Morgenwind. Raimund dachte bei sich, dass seine Ungeduld wohl ihren Gegenpart in der des Grafen gefunden haben musste, wenn er so früh schon auszog. Ihm war es nur recht. Je schneller sie die erste Etappe ihrer Reise hinter sich brachten, desto eher würden sich seine aufgewühlten Gefühle beruhigen, so hoffte er zumindest.

Nach seinen Vasallen kam der Graf selbst. Er war ebenso in ein prächtiges, langes Kettenhemd gekleidet, das ihn von Kopf bis unter seine Knie schützte. An seinen Schienbeinen glänzten zu Hochglanz polierte Beinschützer. Er trug keine Lanze, aber neben ihm ritt Wilhelm von Cerdange, mit dem großen Banner des Grafen in der Hand. Jetzt wurde der Jubel beinahe ohrenbetäubend. Raimund stimmte selbst mit ein. Umgeben von all dessen Macht und Reichtum hatte Raimund den Grafen noch nie gesehen. Er begann, ihn mit neuem Respekt zu betrachten. Hinter sich seine Stadt, um ihn seine hochadeligen Ritter und vor ihm die Massen an Soldaten und Zivilisten, die ihn auf seiner Reise begleiten würden, schien der Graf vom bloßen Mann zum Sinnbild der christlichen Macht zu wachsen.

Hinter dem Grafen folgten Bischof Adhemar und Gräfin Elvira, dahinter die Bischöfe von Toulouse und Umgebung, von denen Raimund wusste,

dass sie die Reise nicht mit antreten würden. Sie wollten den Grafen nur ein Stück des Weges begleiten.

Kurz darauf erreichte der Graf die Reihen der Soldaten und mit vielen Grüßen und Jubel ritt er an der Spitze seines Trosses vorüber. Alle machten sich bereit, aber es dauerte noch fast eine Stunde, bevor Regung in die Reihe der Bewaffneten kam. Dann schnalzte endlich auch Pierre auf dem Bock des Wagens die Zunge, knallte mit den Zügeln und der Wagen begann, sich zuckend zu bewegen. Raimund warf noch einen wehmütigen Blick auf die vorbeiziehende Stadt, dann richtete er seine Aufmerksamkeit nach vorne und drehte sich nicht mehr um.

Es dauerte fast eine Stunde, bis sie das Ende des vormaligen Feldlagers vor Toulouse erreichten. Links und rechts der Straße konnte Raimund zertrampeltes Gras zwischen Abdrücken von Zelten sehen. Überall wo eines gestanden hatte, war das Gras verfärbt, nach Tagen und Wochen ohne Sonne und unter den Füßen und Stiefeln der Pilger. Raimund war aufs Neue beeindruckt von den Spuren, die die Masse zurückließ. Abseits des Weges machten immer wieder Menschen Halt, um sich im Gebüsch völlig ungeniert zu erleichtern, während sich hinter ihnen die glänzende und ächzende Schlange aus Pilgern entlangschob. Spontan musste Raimund an die Erzählung vom Auszug aus Ägypten in der Bibel denken. So oder so ähnlich hatte es bestimmt auch damals ausgesehen. Wenn er aber an die verklärten Worte aus der Heiligen Schrift dachte und sie mit dem verglich, was sich hier vor seinen eigenen Augen abspielte, musste er grinsen. Zum ersten Mal wurde er sich der tatsächlichen Menschlichkeit gewahr, im Kontrast zu dem, was die alten Schreiber dort bezeugt hatten. Dinge, über die er dachte, alles zu wissen, konnten sich im Licht seiner Erfahrungen völlig verändern.

Über den Lärm und den Geruch so vieler Menschen fiel in der Bibel zum Beispiel kaum ein Wort. Aber im Moment beschäftigte dies Raimunds Sinne am meisten. In Toulouse hatte er sich an die Ausdünstungen Tausender auf engem Raum gewöhnt, genau, wie sein Führer es ihm damals prophezeit hatte. Hier aber, mit so einer Menge an Pilgern in Bewegung, dicht gedrängt und dem Ruf der Natur folgend, nahm dieser Geruch ungeahnte Ausmaße an.

Dazu wurde Raimund sich noch anderer Dinge gewahr, die so eine Massenpilgerfahrt beinhaltete. Es war kaum nach Mittag, als der erste kurze Halt ausgerufen wurde. Fluchende Offiziere ritten die Reihen entlang und von hinten kam die Information, dass das gebrochene Rad eines Wagens den folgenden Zug zum Halten zwang. Raimund wunderte sich nicht. Fast wünschte er sich schon einen Pferderücken zurück, so war er die ersten paar Stunden durchgeschüttelt worden. Die Wege, die noch vor ihnen lagen, würden noch schlimmer werden, behauptete Pierre. Für Raimunds Geschmack war es jetzt bereits zu holprig und ständig versicherte er sich nervös, dass Schreibutensilien und Waffen noch sicher gepolstert in ihren Decken lagen. Nach einer halben Stunde schien das gebrochene Rad repariert, oder der Wagen aus dem Weg geräumt, denn es ging weiter. Das Tempo empfand Raimund als elend schwerfällig. Der Zug passte sich den langsamsten an, den Fußsoldaten. Diese schienen trotz ihres Gepäcks guter Dinge. Angesichts des langen Weges durften sie nicht zu schnell marschieren, wenn sie nicht irgendwann erschöpft zusammenbrechen wollten.

Die ersten Stunden war auch nicht an den erhofften Schlaf zu denken. Raimund versuchte, so oft wie möglich vom Wagen zu klettern und nebenher zu laufen. Zum einen um seine Glieder vor Steifheit zu bewahren, zum anderen um sich müde zu machen. Erst am Nachmittag wurde die Straße endlich gut genug, dass er im gleichmäßigen Schaukeln des Wagens ein paar Stunden Ruhe fand.

\* \* \*

Der nächste Halt wurde kurz vor dem Abend ausgerufen. Raimund erwachte, als der Wagen anhielt. Überall um ihn herrschte rege Betriebsamkeit. Die Menschen luden Zelte von ihren Wagen und suchten abseits des Weges nach geeigneten Lagerstellen. Die Straße verlief unweit eines kleinen Flusses und Hunderte schöpften Wasser, sammelten Holz und Steine, um Feuerstellen zu bauen. Guy, Nivelon und Yves waren bereits mit dem Aufstellen von Zelten beschäftigt, während Pierre die Ochsen versorgte. Pontius, der den Lagerplatz ausgesucht und alle Aufgaben verteilt

hatte, machte sich auf den Weg, Wasser zu holen. Raimund trug er auf, Holz für ein Kochfeuer zu sammeln.

Bis alle Arbeiten erledigt waren, begann es bereits zu dämmern. Raimund schätzte, dass es um die neunte Stunde des Abends sein musste, als der Eintopf fertig wurde, der ihr Abendmahl sein sollte. Die Zutaten dafür hatte Guy von einem der Versorgungswagen hinten im Zug zugeteilt bekommen. Raimund war wieder beeindruckt von der Effizienz, mit welcher der ganze Zug arbeitete. Der Graf und seine Männer schienen an alles gedacht zu haben. Nachdem sie gegessen hatten, hielt Raimund auf Bitten seiner Gefährten eine Messe ab. Er erzählte von dem Auszug aus Ägypten, als die Juden unter Moses sich auf den Weg ins Heilige Land gemacht hatten. Viele aus den anderen Wagen gesellten sich zu ihrem und bedankten sich danach bei ihm, bevor sie sich an ihre eigenen Feuer zurückzogen..

Nachdem sie wieder alleine an ihrem Feuer saßen, sprach Guy Raimund an.

»Eine kluge Wahl in eurer Predigt, Herr Kaplan. Danke für den Mut, den ihr den Leuten zusprecht.«

Raimund waren die vielen Worte des Dankes bereits peinlich.

»Nichts zu danken, Guy. Ich musste am Nachmittag an diese Stelle in der Bibel denken. Ich dachte dann, es würde passen, für unsere Reise. Mir schien es selbst, als sei hier ein Volk am Wandern statt einer Streitmacht.«

»Da habt ihr Recht«, sagte Pontius. »Das hier hat wenig gemein mit einem normalen Feldzug, wie ich sie gewohnt bin. Sicher findet man in jeder Armee Handwerker und Geistliche. Aber nicht in dem Ausmaße wie hier.«

Daraufhin meldete sich Pierre zu Wort. Raimund war beinahe überrascht, ihn sprechen zu hören. Der alte Schreiber war sonst eher wortkarg.

»Der Graf schien mir darüber besorgt. Die letzten Tage sagte er immer wieder, dass so viele Zivilisten mehr Hindernis als Hilfe sein könnten, sollte der Weg beschwerlicher werden.«

»So erschien es mir ebenfalls«, sagte Raimund. »Was meint ihr, Pontius? Ihr seid gebildeter in solchen Dingen.«

»Damit mag der Graf nicht unrecht haben. Aber wir sind ansonsten gut aufgestellt. Ich denke nicht, dass es uns allzu viele Schwierigkeiten bereiten wird. Es sind eine Menge Zivilisten und arme Pilger bei uns, aber der Graf verfügt über genug Geld, um sie durchzufüttern. Sorgen machen mir nur die Züge der anderen Grafen und Adeligen, die nicht über seine Mittel verfügen. Ich hörte bereits, dass einige, wie Robert von der Normandie oder Gottfried und seine Brüder, alles Hab und Gut verkaufen oder verpfänden mussten, um zumindest ihre Soldaten zu bezahlen und zu ernähren. Weiß Gott wie ihre Zivilisten sich ernähren sollen. Aber eine andere Sache beschäftigt mich mehr. Raimund, mir kam zu Ohren, dass der Papst auch verlauten lies, dass sich uns kein armes Volk anschließen sollte. Es heißt, er wäre sogar so weit gegangen, seinen Priestern und Mönchen zu verbieten, den Weg ins Heilige Land anzutreten. Stimmt das? Und wenn ja, warum verbietet er es dann nicht auch den einfachen Menschen? Und warum das Ganze überhaupt? Und warum sind dann trotzdem so viele von ihnen hier, darunter auch solch eine Menge Geistliche?«

Raimund seufzte.

»Das ist wahr, Ritter Pontius. Der Papst hat aber auch allen klar gemacht, dass es kein Krieg ist, in den wir ziehen. Er nennt es eine bewaffnete Pilgerfahrt. Er hat versucht, möglichst viele Kämpfende dazu zu bewegen, die Reise anzutreten. Aber weil es sich um eine Pilgerreise handelt, kann er es den Armen nicht ohne Weiteres verbieten. So hat es mir zumindest der Graf vor ein paar Wochen erklärt. Er denkt, Urban möchte nicht, dass unser Unternehmen als Kriegszug gesehen wird. Was meine Brüder angeht, so habe ich meine eigenen Vermutungen.«

»Und die wären?«, fragte jetzt Yves neugierig, woraufhin er von Pierre einen leichten Schlag auf den Hinterkopf bekam.

»Sei höflich! Wenn deine Besseren reden, quatsch nicht einfach dazwischen!«

Yves rieb sich mit schuldig gesenktem Blick den Kopf.

»Verzeiht, meine Herren. Meine Neugier hat mich aufbegehren lassen.«

Pontius lachte.

»Keine Sorge. Wir sind hier doch unter Freunden, oder? Wir ziehen alle an einem Strang und ich muss gestehen, mich interessiert eben auch die Meinung unseres guten Herrn Kaplans.«

Raimund lächelte ebenfalls.

»Nun ja. Mich hat bereits seit Wochen die geistliche Seite der Reden des Papstes beschäftigt. Ich habe auch mit Bischof Adhemar schon darüber gesprochen. Er kam zu einem ähnlichen Schluss wie ich, weshalb er wohl auch die Priester in unserem Gefolge duldet. Zum einen ist es hilfreich, gelernte Prediger bei uns zu haben, die für das Seelenheil der Menschen sorgen können. Zum anderen wurde uns zugetragen, dass der Papst des Öfteren auf die Belohnung unserer Reise zu sprechen kam. Natürlich ist er der Überzeugung, dass die Befreiung der Kirchen im Osten wohl für jeden guten Christen Geschenk genug sein sollte. Aber er hat auch immer wieder ausdrücklich gesagt, dass die Strapazen dieser Reise Tilgung von allen Schulden vor Gott sein würden.«

»Das wusste ich ja gar nicht!«, rief Guy überrascht. »Das ist ja großartig! Verzeiht mir den Ausbruch, Ritter Pontius. Bisher sah ich mich nur als Werkzeug eurer Frömmigkeit. Aber das heißt ja, dass auch Menschen wie ich die Möglichkeit haben, uns von Sünden reinzuwaschen!«

Abermals musste Pontius lachen.

»Meine Frömmigkeit? Du weißt doch genau, dass es damit nicht so weit her ist. Eine Quelle von Schuldgefühlen meinerseits. Aber gerade deswegen habe ich mich dem Grafen und dieser Sache verschrieben. Ich selbst gehöre zu den Rittern, von denen ich weiß, dass ihr Verhalten die letzten Jahre über nicht schuldlos war. Wir ließen uns von Gier und niederen Gefühlen leiten. Aber wie sie, habe auch ich das Licht gesehen und beschlossen, Buße zu tun. Aber Ihr habt euch doch sicher nie etwas zuschulden kommen lassen, Kaplan. Ganz zu Schweigen von den anderen Männern Gottes hier. Warum also sollten diejenigen nach Erlass für Sünden suchen, die ihr Leben ohnehin Gott gewidmet haben?«

»Das ist eine schwierige Frage, mein Herr«, antwortete Raimund. Ein Gedanke an Vater Bernard und seine Mutter schoss ihm durch den Kopf,

als Pontius seine scheinbare Schuldlosigkeit ansprach. Er beschloss aber, seinen Gefährten noch nicht zu viel von seinen eigenen Motiven zu erzählen. Solange sie seine Anwesenheit nicht infrage stellten, hatte es niemanden zu interessieren.

»Ich muss gestehen, dass es mir so ging, wie ihr sagt. Ich sprach mit meinem Abt Artaud einmal darüber, warum wir Mönche denn Buße tun müssen. Wie ich kamen die meisten noch jung ins Kloster und widmeten ihr Leben einem frommen Dienst. Ich dachte, wir wären frei von Sünde. Abt Artaud erklärte mir, dass dieser Gedanke allein schon die Verfehlung der Überheblichkeit trägt. Aber eben lastet auf jedem Menschen, egal wie gläubig, auch die Erbsünde Adam und Evas, wegen der sie das Paradies verlassen mussten. Dafür tun wir alle ein Leben lang Buße. Es bleibt uns nur zu hoffen, dass es am Ende unseres Daseins genug war, um ins Paradies zurückzukehren. Was der Papst uns jetzt aber anbietet, hat er ausdrücklich als Buße für alle Sünden versprochen. In einem einzigen Akt der Frömmigkeit können wir uns alle hier der direkten Rückkehr ins Paradies versichern. Ich hörte von Vielen, die dahin gehend einen Eid vor ihren Bischöfen abgelegt haben. Sie versprachen nicht aufzugeben, bis sie entweder ihre Aufgabe erfüllt haben oder dabei umkommen. Die meisten haben sich die Befreiung des Heiligen Landes zum Ziel gesetzt. Der Papst selbst hat auch des Öfteren gesagt, dass, wer so einen Eid erfüllt, die Erlösung von all seinen Sünden erlangt. Mehr noch sogar die, die währenddessen sterben. Wem das geschieht, den hat Gott aufgrund seines unergründlichen Willens bereits vorher zu sich gerufen. Dies hat er so oft wiederholt, dass wohl auch viele Geistliche der Meinung sind, es würde die zusätzliche Schuld, die sie sich durch Missachtung seiner Wünsche aufladen, ebenfalls tilgen.«

Auf seine Worte folgte nachdenkliches Schweigen. Nach einigen Minuten brach dann Guy als Erster die Ruhe.

»Ich habe keinerlei Eid geleistet«, sagte er. »Aber ich sehe jetzt die Ausmaße des Versprechens des Papstes an uns. Kaplan Raimund, würdet ihr mir die Ehre erweisen, mir so ein Gelübde abzunehmen?«

Raimund schluckte. Das hatte er nicht erwartet.

»Guy ... ich bin kein Bischof, ich kann euch nicht sagen, ob ein von mir abgenommenes Versprechen gegenüber Gott Gültigkeit hat!«

»Ihr seid geweihter Priester«, antwortete Guy geduldig. »Von seiner Hoheit dem Grafen selbst bestimmt, unsere Geschichte aufzuschreiben. In meinen Augen seid ihr deswegen von Gott erwählt worden, eine große Rolle in den kommenden Tagen zu spielen. Auch wenn ihr das vielleicht nicht seht. Es wäre mir eine Ehre, wenn ihr mir den Eid abnehmen würdet, statt das irgendein Bischof, den ich nicht kenne, es tut.«

Auch von den anderen kam zustimmendes Gemurmel. Als er in ihre Augen blickte, sah Raimund selbst bei Yves und Nivelon ehrliche Bewunderung leuchten. Geschockt und betreten senkte er den Kopf zwischen seine Schultern. Wenn sie seine Geschichte gehört hätten, würden sie vielleicht anders reden, dachte er beschämt.

»Das ist zu viel der Ehre. Ich bin nur ein Schreiber. Der Graf hätte jeden auswählen können.«

»Hat er aber nicht«, sagte Pontius. »Für meinen Teil pflichte ich meinem Diener bei. Würdet ihr uns die Ehre erweisen?«

»Ich möchte nicht, dass ihr mich alle als etwas Besonderes seht«, antwortete Raimund. »Wenn es euer aller Wunsch ist, werde ich es tun, aber bitte seid versichert, dass ich wirklich nicht weiß, ob es vor Gott Bestand hat. Lasst mich einen Moment überlegen. Ich meine, eine Form des Eides bereits gelesen zu haben. Und bitte behandelt mich danach nicht anders als sonst. Ich bin einer von euch, niemand Besonderes. Es war Zufall, dass der Graf meine Schrift in die Hände bekommen hat und mich daraufhin ausgewählt hat.«

Pontius beugte sich vor und knuffte ihn gegen die Schulter.

»Kopf hoch, Herr Kaplan,« lachte er. »Wir werden euch schon nicht besonders behandeln. Ihr werdet genauso Feuerholz und Wasser holen müssen wie wir alle.«

Das sorgte für Erheiterung. Sogar Raimund musste lächeln, auch wenn ihn die Worte immer noch peinlich berührten.



»Na gut, dann sprecht mir nach. Wenn ich euch dazu auffordere, sagt euren Namen.«

»Ich ...«, er deutete der Reihe nach auf jeden ums Feuer, »schwöre hiermit, im Zeugnis aller Anwesenden, im Namen Gottes, seines Sohnes, des Heiligen Geistes und aller Apostel und Heiligen. Auf seine heilige Bibel lege ich den Schwur, die mir auferlegte Aufgabe zu erfüllen zu versuchen, auch wenn es meinen Tod bedeutet. Ich werde meinen von Gott bestimmten Herren und Bischöfen folgen, das Kreuz Jesu tragen und auf seinem Weg gehen. Das Heilige Land und seine Kirchen aus den Händen von Heiden und Schande befreien und an seinem heiligen Grab in Jerusalem knien und zu Gott beten, mir meine Sünden zu vergeben. Nichts weniger soll mein Ziel sein, für den Rest meiner Tage, bis diese Aufgabe erfüllt ist, oder ich in ihrer Erfüllung den Tod finde. Sollte ich von dieser Verpflichtung weichen oder sie durch Untätigkeit verhindern oder behindern, so soll die Sünde, die ab dann auf mir lastet, schwerer sein als alle Sünden zuvor. Dann wäre meine Seele nicht länger im Licht Gottes und für immer der Düsternis des Fegefeuers versprochen. So wahr mir Gott helfe, werde ich dies nicht geschehen lassen, sondern nur nach der Erfüllung diesen Eides streben. Und alle meine Strapazen und die Schwere des Weges sollen meine Buße sein, für alle meine Sünden, die ich bereits beging und noch begehen werde, bevor der Weg zu Ende ist. Amen.«

Nachdem alle geendet hatten, kehrte wieder Schweigen um ihr Feuer ein. Jeder schien ergriffen von der Feierlichkeit des Augenblickes. Nach vielleicht zehn Minuten räusperte sich Guy.

»Danke Herr Kaplan. Ich glaube, wir alle danken euch für das, was ihr hier für uns getan habt. Und ich bin mir sicher, dass Gott sehr wohl Gefallen daran finden und unseren Eid annehmen wird!«

Die anderen rüttelten sich ebenfalls aus ihrer Nachdenklichkeit und bedankten sich herzlich bei Raimund. Nur Pontius blieb stumm.

»Eines eurer Worte beschäftigt mich, Herr Kaplan«, sagte er nach einer Weile. »Ihr spracht vom heiligen Grab. Ist es der Wille des Papstes, das wir bis nach Jerusalem ziehen und es befreien?«

»So zumindest wurde es mir berichtet«, sagte Raimund. »Ich weiß nicht, ob dies der ausdrückliche Wille des Papstes war. Ich hörte in seinen Reden immer nur die Worte von den Kirchen im Osten und unserem Ziel, den Christen dort beizustehen. Aber mir wurde auch zugetragen, dass die meisten dieses Ziel wohl nur als erfüllt sehen, wenn wir die heiligste aller Stätten im Osten, das Grab Jesu, ebenfalls befreien.«

Yves meldete sich zu Wort.

»Verzeiht, wenn ich erneut außer der Reihe spreche, meine Herren. Aber ich denke, es ist eine Schande, dass das Grab Jesu in Händen Ungläubiger ist! Ich kenne weder den Weg, noch weiß ich genau, was dort im Osten vor sich geht. Aber selbst ich kann sehen, dass eine Pilgerreise dorthin unvollständig wäre, ohne die Stadt unseres Erlösers.«

Raimund lächelte ob der ehrlichen Entrüstung des Schreiberlehrlings. Aber es war Pontius, der darauf antwortete.

»Ich muss unserem jungen Gesellen hier abermals recht geben. Und ich weiß wohl, dass unser guter Graf das ähnlich sieht. Ich schließe das zumindest aus dem, was er bisher gesagt hat. Habt auf jeden Fall Dank, Kaplan. Aber ich denke, es wird Zeit, dass wir uns alle zu Bett begeben. Dies war erst der erste Tag unserer langen Reise. Solange es geht, sollten wir dankbar sein, in der Zivilisation zu wandern und noch keine Strapazen zu erleiden. Wir kommen noch früh genug in feindliches Gebiet. Wir täten gut daran, unsere Kräfte bis dahin zu schonen. Selbst dieser Teil des Weges wird noch schwieriger werden.«

Raimund und die anderen pflichteten ihm bei und zogen sich in ihre Zelte oder auf ihre Decken zurück. Raimund hatte beschlossen, die Nächte auf dem Wagen zu verbringen, solange es Wetter und Wärme erlaubten. Um in der stickigen Luft eines Zeltes zu schlafen, blieb noch genug Zeit. Während es noch warm war und der Herbst keinen Einzug hielt, fühlte er sich unter freiem Himmel wohler. Als er dann neben Pierre, dem es genauso ging, im Wagen lag, sah er nachdenklich zu den Sternen hinauf. In einer alten Pergamentrolle hatte er einmal gelesen, dass die Römer daran glaubten, die Sterne seien Löcher im Himmelszelt, durch die das Licht des Himmels auf die Erde schien. Er wusste aber, dass sich das Zelt des Himmels bewegte. Man konnte dabei zusehen, wie die verschiedenen

Formationen der Sterne nachts wanderten. Er war nicht imstande zu sagen, ob die Römer recht hatten mit ihren Behauptungen. Aber er hatte es immer als beruhigend empfunden, daran zu glauben. Das gleißende Licht schien Verheißung zu sein, auf ein Leben nach dem Tod. Natürlich nur, sofern man es schaffte, dort Einlass zu erlangen. Er hoffte aus tiefstem Herzen, dass seine Freunde recht behielten und seine Abnahme ihres Eides genügte, um wenigstens ihnen den Weg dorthin zu ebnen, selbst wenn es für seine eigenen nicht reichte.

Er seufzte leise und versuchte, diese schwermütigen Gedanken abzuschütteln. Aber der Schlaf ließ auch in dieser Nacht noch lange auf sich warten.

\* \* \*

Über die nächsten Tage verfiel der gesamte Zug in einen Alltagstrott. Ein Tag glich dem anderen, während die Meilen auf dem Weg nach Genua vorüberzogen. Sie kamen verhältnismäßig schnell voran, dachte Raimund. Trotzdem hielt oft der ganze Zug oder Teile davon, weil irgendetwas ihr Vorwärtskommen erschwerte. Fast jeden Tag brach ein Wagen zusammen und alle Nachfolgenden mussten warten oder vorbeigeführt werden. Von Zeit zu Zeit war von Kranken oder Lahmen die Rede, die bereits so früh die Reise abbrachen oder auf Wagen von Feldscherern und Barbieren behandelt wurden. Raimund nutzte die Zeiten, in denen sich der Zug verlangsamte, um die meilenlange Flut aus Menschen zu betrachten. Er wollte sich ein genaueres Bild von den Teilnehmern ihrer Pilgerreise machen. Er hatte vor, in seinem Bericht so klar wie möglich festzuhalten, was geschah und wer dem Grafen folgte. Am meisten berührten ihn diejenigen, die am Ende des Zuges liefen. Ärmstes Volk, Bauern und Tagelöhner, die oft nicht mehr besaßen als ihre Kleider am Leib. Und manchmal bestanden selbst diese nur aus umgebundenen Lumpen. Viele waren gezeichnet von Krankheiten. Einige humpelten sogar an Stöcken hinterher. Der Graf war offensichtlich nicht glücklich mit diesen Pilgern,

wollte ihnen den Weg aber nicht verbieten. Er versorgte sie mit dem Mindesten an Essen, Kleidung und Decken.

Während Raimund beobachtete, welche Mengen an Nahrung diese vielen Bedürftigen verschlangen, verstand er zum ersten Mal selbst, warum Ritter wie Pontius oder der Graf sie als Belastung empfanden. Sollte es zum Kampf kommen, wären diese Menschen keine Hilfe, sondern benötigten zusätzlichen Schutz. Dazu kam, dass sich fast täglich Neue zu ihnen gesellten.

Immer, wenn sie in der Nähe eines Dorfes oder einer größeren Stadt hielten, kauften dort viele aus dem Zug weitere Nahrung als Ergänzung zu dem Brot und Eintopf, welche der Graf bereitstellte. Dann kamen jedes Mal hunderte Schaulustige aus ihren Behausungen, um sich die Armee anzusehen. Zu seinem Erstaunen erfuhr Raimund, dass zu manchen der Aufruf des Papstes selbst jetzt, fast ein Jahr später, noch nicht vorgedrungen war, obwohl sie ja immer noch mitten durch das Reich der Franken zogen.

Gerade in Städten passierte es oft, dass sich ihnen noch neue Freiwillige anschlossen. Spontan verkauften diese ihren kärglichen Besitz, packten das Übrige zusammen und liefen dann einfach hinterher. Von manchen hörte Raimund, dass sie nicht einmal wussten, wohin die Reise ging. Aber die Aussicht auf Versorgung durch den Grafen war mehr als sie in ihrer Heimat erwarten konnten. Manchmal waren auch arme Ritter unter ihnen, oder Soldaten, die sich aus den verschiedensten Gründen den Pilgern anschlossen. Manche sorgten sich um ihr Seelenheil, mehrere hofften auf Ruhm und Ehre im Heiligen Land. Wieder andere wollten Buße tun. Raimund vermutete, dass einige wohl auch auf der Flucht waren, vor Strafe für Verbrechen oder vor Fehden mit Nachbarn. Der Graf hatte Raimund gegenüber seine Zweifel über diese Menschen geäußert, aber auch darauf hingewiesen, dass der Papst solche Individuen ausdrücklich aufgefordert hatte, mitzuziehen. Sie sollten mit ihrem bisherigen Verhalten brechen und sich einer guten Sache widmen. Damit würden auch sie Vergebung ihrer Sünden im Heiligen Land erreichen.

Zu Raimunds Ungemach hatte sich seine Eidabnahme herumgesprochen und jeden Abend kamen Einzelne, die ihn um den gleichen Dienst baten.

Da er sie nicht fortschicken wollte, willigte er widerstrebend ein. Er war aber auch froh, dass es einige andere Geistliche gab, die seinem Beispiel folgten.

Bischof Adhemar, der sich an manchen Abenden mit dem Grafen zu Raimund gesellte, war davon allerdings nicht begeistert. Er war aber auch nicht gewillt es zu beenden, um den Menschen nicht die Hoffnung zu nehmen, wie er es ausdrückte.

Raimund erfuhr, nachdem sie die Ländereien des Grafen verlassen hatten, dass nicht alle lokalen Fürsten und Barone ihren Pilgerzug freundlich empfingen. Viele hatten Angst vor Plünderungen. Sie schienen allen Grund dafür zu haben. Selbst wenn es nie zu offenen Kampfhandlungen kam, so erreichten die Männer des Grafen oft Berichte über das Vorwärtskommen der anderen Pilgerzüge. Besonders diejenigen, die finanziell nicht so gut aufgestellt waren wie der Graf, schienen sich nur mit Androhung von Gewalt versorgen zu können. Gerade den Normannen unter Robert von der Normandie eilte ein ruppiger Ruf voraus. Von Roberts Männern beherrschten nur wenige die Sprachen des südlichen Frankenlandes. Auch ihre Bräuche und Sitten waren andere, was oft zu Reibereien und Missverständnissen führte. Trotzdem wagte es niemand, sich den Pilgern in den Weg zu stellen. Jeder, durch dessen Land sie zogen, wurde alleine dank der Größe ihrer Armee daran gehindert.

\* \* \*

Nach einiger Zeit durchquerten sie das Burgund und rasteten für zwei Tage in Lyon, bevor sie weiterzogen und schließlich die Lombardei erreichten. Dort wurden sie von einem ungewöhnlich freundlichen Empfang überrascht. Genua war seit etwas mehr als hundert Jahren eine unabhängige Stadt, regiert von einem Konsulat aus Händlern. Trotzdem war sie noch verbunden mit den Geschicken ihres Umlandes, den Ländern der Lombarden. Daher teilte die Region auch oft die Meinung der größten Stadt in ihrer Mitte.

Die Genueser hatten vor Jahren selbst gegen die heidnischen Muslime gekämpft und waren vom Papst dafür geehrt und reich beschenkt worden. Infolgedessen verspürten sie eine Art Verwandtschaft im Geiste mit den bewaffneten Pilgern. Sie gelobten, diese in jeder Hinsicht zu unterstützen. Dieses Versprechen hielten sie dann auch bereits, als Graf Raimunds Pilgerzug einige Tage vor Genua rastete. Der Graf ritt mit seinem Gefolge in die Stadt und auch Raimund war eingeladen. Graf Raimund wollte mit den Obersten der Stadt verhandeln. Genua richtete unterdessen einen Markt vor den Toren der Stadt aus und jeden Tag fand dort reger Handel mit den Pilgern statt.

Allerdings wurde der Graf selbst von der Stadt enttäuscht. Er hatte gehofft, Schiffe in genügender Zahl anheuern zu können, um seine Pilger zumindest einen Teil des Weges nach Konstantinopel zu verschiffen. Mit ehrlichem Bedauern machten ihm die Väter der Stadt diesen Wunsch zunichte. Sie hatten zu viele Schiffe auf See. Die wenigen vor Ort hätten niemals gereicht, um alle Pilger sicher zu befördern. Zudem musste Graf Raimund verärgert feststellen, dass der verlangte Preis pro Schiff auch höher war, als er bereit war zu zahlen. Zwar verfügte er über die nötigen Mittel, aber danach wäre seiner Ansicht nach zu wenig für Verpflegung und Sold für den Rest des Weges übrig geblieben. Um den aufgebracht Grafen zu beschwichtigen, überschrieb das Konzil von Genua ihm immerhin einen großen Teil der Aufwendungen, die sie selbst vom Papst erhalten hatten, für ihren Kampf gegen ihre muslimischen Feinde, die Sarazenen. Allerdings taten sie dies nur unter der Bedingung, dass er diese hohe Summe in den nächsten Tagen dazu einsetzte, von genuesischen Händlern Versorgungsmittel und Nachschub zu kaufen. Graf Raimund nahm diesen Kompromiss an.

Die folgenden Tage verbrachte der Graf in Beratung mit seinen Vasallen und man beschloss, von ohnehin gefährlichen Seereisen vollends abzusehen. Die einzige Gelegenheit dazu hätte vielleicht noch die ebenfalls reiche Stadt Venedig geboten, aber man war sich bewusst, dass man sie zu spät erreichen würde. Zu groß war die Gefahr, auf dem Meer von Herbststürmen überrascht zu werden. Diese Angst bestätigten auch die Genueser und der Graf beschloss, dass die Ersparnis einiger Wochen des

Weges nicht das Risiko des totalen Scheiterns wert war. Trotzdem sandte er Boten nach Venedig, an den dort regierenden Dogen Vitale Michiel, um sich, wie in Genua, Wohlwollen für seine Sache zu sichern. Venedig war früher Teil des byzantinischen Imperiums gewesen, aber schon lange unabhängig. Es stand aber auch, wie der Graf wusste, noch in gutem Verhältnis zu seinen alten Herrschern. Deswegen hatte der Bote auch eine persönliche Bitte an den Dogen im Gepäck, seinerseits Botschaft an den Kaiser zu richten, die ihn vom Kommen Raimunds in Kenntnis setzte. Als nach einigen Tagen die Geschäfte und Beratungen abgeschlossen waren, machte sich der Pilgerzug erneut auf den langen Weg nach Osten.

Für Raimund kam der Aufbruch fast zu früh. Schon auf dem Weg in die Stadt hatte ihn die Andersartigkeit der mediterranen Vegetation fasziniert. Genua musste den Vergleich zu Toulouse nicht fürchten, zumindest was ihre Größe betraf. Aber Architektur und Menschen erschienen Raimund so anders, dass er manchmal das Gefühl hatte, eine neue Welt betreten zu haben. Aber nichts erschütterte ihn so sehr, wie der Moment, in dem er zum ersten Mal das Meer sah und Meeresluft atmete. Vom Salz in der guten Luft, den Schreien der Möwen und der unendlichen blauen Weite des Meeres hatte er, wie von so vielem, bisher nur gelesen. Sicher hatte er auch schon große Seen und Flüsse gesehen. Aber der Anblick des grenzenlosen Wassers rief Gefühle in ihm hervor, mit denen er nicht gerechnet hatte. Er verbrachte seine Abende damit, über den Dächern der reichen Stadt dem Sonnenuntergang im glitzernden Meer zuzusehen. Er wusste, dass er sich an diesen Moment noch lange erinnern würde. Er war fast trauriger als beim Auszug aus Toulouse, als sie Genua wieder verließen.

# KAPITEL 10

*Umland von Venedig, Herbst 1096.*

Den Rest des Weges durch die Lombardei und an die Grenzen Venedigs legte der Pilgerzug wieder schneller zurück. Die Menschen gewöhnten sich an den täglichen Rhythmus des Wanderlebens. Jeden Abend, wenn die Zelte aufgebaut wurden, wussten alle, was sie zu tun hatten und es nahm immer weniger Zeit in Anspruch. Auch die Ruhepause vor Genua hatte für neue Kraft gesorgt. Sie hatten mittlerweile schon mehrere Wochen des Weges hinter sich. Trotzdem waren sie noch mehrere hundert Meilen von Konstantinopel entfernt.

Die Tage wurden bereits wieder kürzer und das Wetter schlechter. Sie folgten den Römerstraßen gen Osten und machten einen weiten Bogen um Venedig, was Raimund sehr bedauerte. Er hatte sich darauf gefreut, das Meer noch einmal zu sehen. Auch die große alte Stadt mit ihrer bewegten Geschichte hätte er gerne selbst besichtigt.

Stattdessen schickte man nur Boten aus, um freies Geleit und Märkte für die Reisenden zu erhandeln. Dies wurde auch gewährt, wenn auch manchmal erst nach einigem Zögern. Die meisten Menschen, denen sie hier begegneten, hatten Angst vor ihnen. Oft trafen sie auf Dörfer, die fluchtartig verlassen schienen. Graf Raimund hatte viel Arbeit damit, seine ehrgeizigeren Vasallen im Zaum zu halten. Unter Androhung von Strafen verbot er jedem, das Hab und Gut von Christen zu plündern, egal ob es zurückgelassen worden war. Die meiste Zeit blieb es ruhig und es war selten nötig, jemanden zu bestrafen. Der Zug war immer noch gut ausgestattet und sie hatten oft genug Gelegenheit, ihre Vorräte aufzufüllen.

Die Zahl der Menschen, die sich unterwegs dem Zug anschlossen, wurde mittlerweile weniger. Pontius machte Berichte aus dem Kaiserreich Heinrichs dafür verantwortlich. Laut denen zogen Heinrich und sein



falscher Papst die »verblendeten Pilger«, wie der Kaiser sie nannte, öffentlich ins Lächerliche. Er verbreitete unter seinen Untertanen das Gerücht, dass Urban der falsche Papst sei und damit nicht berechtigt, die Vergebung von Sünden zu versprechen. Diese Berichte stießen selbst auf Abscheu und Hohn unter den Provenzalen. Viele waren froh, dass sie die Ländereien des Kaiserreichs so schnell und ereignislos hinter sich lassen konnten.

Nachdem sie die nördlichsten Ausläufer Venedigs und Italiens verlassen hatten, erreichten die Pilger schließlich die Länder der Slawen. Damit kam auch das Gefühl, der Zivilisation endgültig den Rücken zu kehren.

\* \* \*

Seit Tagen hatte es geregnet. Raimund kauerte in miserabler Stimmung auf der Ladefläche des Wagens, eingewickelt in seine Decke. Er dachte bei sich, dass er genauso gut nackt dasitzen könnte, so durchnässt und ausgekühlt war er. Das Holpern des Wagens tat sein Übriges, um ihm die Laune zu verderben. Er rechnete kurz nach und kam darauf, dass es bereits Mitte Oktober sein musste. Seit Tagen hatte er nichts mehr aufgeschrieben. Er hatte Angst, die Nässe könnte sein kostbares Pergament oder seine Federn und Tinte unbrauchbar machen. Er beschloss, trotz der widrigen Umstände, Yves mit der Aufgabe zu betrauen, Buch über die Tage zu führen, damit er später in seinem Bericht nicht nur auf Erinnerungen angewiesen war. Der Junge würde sich dafür mit Francois-Lambert und Wilhelm-Hugo von Monteil zusammensetzen müssen, den Brüdern von Bischof Adhemar. Diese waren in Genua zum Zug gestoßen, im Gefolge von Wilhelm, Bischof von Orange. Sie alle sollten im Auftrag des Papstes Adhemar bei seiner Aufgabe als Legat unterstützen. Die beiden hatten dann auch Prompt vom Grafen und Adhemar die Aufgabe erhalten, für die Dauer der Reise Kalender zu führen. Es war nötig, um das Vorwärtskommen des Zuges für seine Führer besser abschätzen zu können.

Momentan war an solche Arbeiten aber nicht zu denken. Verdrießlich starrte Raimund Stunde um Stunde in den grauen Himmel. Bis zur Grenze

Venedigs waren die Straßen noch in gutem Zustand gewesen, regelmäßig repariert und ausgebessert. Hier hatte man sie vollkommen vernachlässigt. Die Kolonne schleppte sich nur mühsam voran und vor allem die Wagen hatten oft Probleme. Der Graf musste immer wieder Männer seiner Armee dazu abstellen, den Weg auszubessern, damit die Gefährte es einfacher hatten. Dies verlangte aber Zeit und oft hielt der Zug unter dem Gemurre der Menschen mehrmals am Tag an, nur um die Straße befahrbar zu machen. Raimund war dagegen dankbar für die Mühe, die die Männer sich gaben. Er fürchtete sich vor dem Moment, an dem die Wagen nicht mehr vorwärtskämen. Dann würden er und ihr Gepäck auf Pferde- oder Eselsrücken umsteigen müssen. Bei dem Gedanken an Esel musste er schmunzeln. Bischof Adhemar hatte schon in Toulouse beschlossen, dass es seinem Stand und Ansehen gut täte, wenn er auf dem Rücken eines der störrischen Tiere ins Heilige Land einziehen würde. Sein hoher Wuchs bereitete dem Bischof dabei allerdings Probleme. Er musste sich anstrengen, damit seine Füße nicht auf dem Boden schleiften. Er gab ein eher komisches statt würdevolles Bild ab, wenn er auf dem kleinen Esel saß. Adhemar fluchte oft lautstark über das Tier und die Mühe, war aber aus Trotz auch nicht gewillt, auf ein Pferd umzusteigen.

In diesem Moment fuhr der Wagen über einen Stein, den die Kolonne vor ihnen übersehen hatte. Raimund wurde unsanft aus seinen Grübeleien gerissen. Er richtete sich auf und blickte den steinigen Pfad vor sich entlang. Im Gänsemarsch, meist nicht mehr als drei oder vier Mann nebeneinander, wand sich die Schlange der Soldaten in die Ferne. Weit voraus konnte Raimund bereits die ersten Ausläufer eines niederen Gebirges ausmachen. Er freute sich nicht gerade über die Aussicht, es durchqueren zu müssen. Die vorhergehenden Tage waren sie durch relativ ebenes Gebiet gereist, die Alpen immer zu ihrer Linken. Es war bereits über die Mittagsstunde, aber trotzdem hing noch Nebel über der Gegend. Der Fuß der Berge war im Grau nicht auszumachen. Raimund drehte sich um. Hinter ihm bot sich ein ähnliches Bild. In den Gesichtern der Wagenlenker war Konzentration und Missmut zu erkennen. Weiter hinten sah er auch die Ersten derer, die zu Fuß reisten. Am Rande des Weges war noch ein breiter Streifen Gras, auf

dem hier und da ein Reiter die Kolonne abritt, um nach dem Rechten zu sehen.

Kaum jemand sprach ein Wort. Die einzigen Geräusche waren das Knarzen der Wagen und die Schritte der Marschierenden vor ihm.

Der Regen ließ endlich etwas nach. Plötzlich glaubte Raimund, Schreie zu hören. Andere schienen es ebenfalls zu bemerken. Um ihn drehten jetzt manche ihre Köpfe, um zu sehen, was die Ursache für den Aufruhr hinter ihnen war. Auch Pontius, der dösend auf seinem Pferd neben ihrem Wagen geritten war, wandte sich um. Zuerst war nichts zu erkennen, dann sah Raimund einen Ritter der Nachhut im vollen Galopp die Reihe entlangreiten. Der Mann verlangsamte selbst auf Pontius Zuruf nicht sein halsbrecherisches Tempo und preschte in Richtung Vorhut davon. An den Farben auf seinem Schild glaubte Raimund ihn als einen aus dem Gefolge von Eleasar von Montredon zu erkennen, einen der provenzalischen Ritter und direkter Vasall des Grafen. Einige der Menschen in den Wagen standen auf und reckten die Häuse. Die Wagenkolonne geriet ins Stocken. Auch Pierre zügelte ihre Ochsen, um keine Lücke entstehen zu lassen. Von vorne ertönten jetzt ebenfalls Rufe. Auch die Fußsoldaten kamen zum Stehen, als der Ruf zum Anhalten die Runde machte. Dann rannten auch schon die ersten Zivilisten der Nachhut an ihnen vorbei. Mit Geschrei und Angst in den Augen drängten sie sich zwischen den Wagen nach vorne. Alle schrien durcheinander, aber Raimund konnte keines ihrer Worte verstehen, so panisch waren sie. Pontius schnappte sich einen am Kragen, der gerade an seinem Pferd vorbeilief.

»He, Ha! Halt, Mann! Was geht da hinten vor sich? Was soll das Geschrei?«

Im ersten Moment wollte der junge Mann, der wie ein Handwerker gekleidet war, sich losreißen. Ein kleines Kind war ihm gefolgt und klammerte sich um seine Beine. Das Gesicht des Mannes war von Panik verzerrt. Pontius knuffte ihn mit der freien Hand über den Kopf und er schien sich endlich zu besinnen. Gehetzt wanderte sein Blick zwischen Pontius Schwert, seinen Augen und den Zug entlang nach hinten.

»Angriff! Wir sind überfallen worden! Da sind Wilde in den Hügeln und mit Schwertern und Äxten über uns hergefallen!«

Das erklärte auch, was mit der Bevölkerung der letzten vier oder fünf Dörfer geschehen war, dachte Raimund sofort. Nach den Grenzen Venedigs hatten sie über Meilen kein Lebewesen mehr zu Gesicht bekommen, kein Reh, keinen Vogel und erst recht keine Menschenseele. Alles schien fluchtartig verlassen. Die Gegend war steinig und karg und Raimund hatte sich ohnehin schon darüber gewundert, dass in dieser trostlosen Einöde überhaupt jemand lebte.

Pontius versuchte, den aufgebrauchten Mann zu beruhigen.

»Und wo willst du jetzt hin, Kerl?«

»Zu den Kämpfern natürlich! Wir haben fast keine Waffen, die müssen uns beschützen!«

»Das werden sie auch, aber wenn ihr ihnen zwischen die Füße lauft, wird das nur unnötig schwer. Hier. Setz dich und das Kind auf den Wagen, bis das geklärt ist.«

Energisch schubste er den Mann in Richtung Raimund und zögerlich erkletterte der Mann die Ladefläche, ergriff die Hand des Kindes und zog es zu sich hinauf. Raimund räumte Gepäck zur Seite und suchte nach seinem Bündel. Das Kind war, wie er jetzt sah, ein Junge. Er war genauso verängstigt wie sein erwachsener Begleiter.

»Setzt euch da drüben hin und versucht aus dem Weg zu gehen«, empfahl Raimund.

Er spürte, wie ihn die Panik anzustecken drohte, aber er zwang sich, ruhig zu bleiben. Er packte sein Waffenbündel aus, legte sein Schwert auf die Seite und spannte beide Bögen. Einen davon reichte er Nivelon, der mit Yves auf dem Rand des Wagens saß. Mit dem anderen setzte er sich ängstlich aber entschlossen zu ihnen. Pontius betrachtete ihn mit einem schiefen Grinsen.

»Aber, aber, Herr Kaplan! Ihr wollt doch nicht etwa jetzt schon eure Hände mit Blut von Christen besudeln, bevor wir überhaupt den ersten Heiden zu Gesicht bekommen?«

Bestürzt hielt Raimund inne.

»Wie, Christen? Der Kerl hier hat doch was von Wilden gestammelt? Du glaubst, das sind Christen?«

Über die letzten Wochen hatte sich die Gruppe um Raimund und Pontius miteinander angefreundet. Der Ritter hatte Raimund das »Du« angeboten und er hatte erfreut zugestimmt.

»Was denkst du denn? Wir sind noch viele Meilen in den Ländern der Christen! Wir sind noch nicht einmal im Gebiet der griechischen Kirche. Das hier mögen zwar Halbwilde sein, aber trotzdem noch Christen. Hast du den Marienschrein im letzten Dorf nicht gesehen? Nein. Ich glaube viel eher, dass kein Wort von unserer Ankunft in diese abgelegene Gegend gedrungen ist. Wie auch? Die Menschen hier halten uns wahrscheinlich für eine feindliche Armee und sind geflüchtet. Jetzt schnappen sie wie Hunde an unseren Fersen und wollen sich ihr ärmliches Leben mit unseren Vorräten aufzubessern. Gib Guy den Bogen und mach dich nicht unglücklich.«

Betreten tat Raimund wie geheißen. Guy war neben den Wagen gelaufen, nahm die Waffe in die Hand und legte einen Pfeil auf. Pontius konnte sein Pferd nur mit Mühe wenden. Immer noch drängte sich das Fußvolk an ihnen vorbei, dutzende Männer, Frauen und Kinder.

Jetzt wurden auch die Schreie von vorne lauter. Raimund drehte sich um und sah, wie sich einige bewaffnete Ritter fluchend einen Weg durch die Menschen bahnten. Allen voran ritt der Graf persönlich, seine Lanze bereits in der Hand. Als die Flüchtenden die Pferde sahen, drückten sie sich zwischen die Wagen und versuchten Platz zu machen.

Pontius schüttelte den Kopf.

»Bis die hinten angekommen sind, wird da kein Wilder mehr zu finden sein.«

Im Vorbereiten grüßte der Graf seinen Kaplan mit grimmigem Lächeln und einem Nicken.

»Keine Sorge, mit einer Handvoll übermütiger Wilder werden wir schnell fertig«, rief er ihnen zu.

Er kämpfte sich mit seinen etwa vierzig Berittenen weiter den Weg nach hinten. Raimund und den Flüchtlingen blieb nichts anderes übrig als bange zu warten.

Es dauerte fast eine Stunde, bis der Graf alleine zurückkehrte. Er zügelte sein Pferd, als er Raimunds Wagen erreichte. Hinter ihm tauchten die restlichen Ritter aus dem Nebel auf und trieben das Fußvolk an, sich wieder auf ihre Plätze zu begeben. Die ängstlichen Zivilisten folgten dieser Aufforderung nur zögerlich.

Der Graf nahm seinen spitz zulaufenden Eisenhelm ab und schüttelte den Kopf. Dann streifte er sich seine Kettenhaube nach hinten über die Schulter. Er wischte sich Schweiß aus den Haaren und vom Gesicht.

»Was für ein Ärger. Fünf tote Pilger und keine Spur von den Angreifern. Zum Glück sind die meisten mit blauen Flecken davongekommen. Merkt euch das für eure Schriften, Kaplan. Selbst in christlichen Landen sind wir ab hier nicht mehr sicher. Auch wenn ich glaube, dass diese unfreundlichen Gesellen hier mehr aus Angst als aus Gier handeln. Wir haben vorne im Zug einen Fallensteller aus der Region als Führer aufgetrieben. Den haben unsere Späher erwischt. Ein griesgrämiger Kauz ist das! Und wenn das stimmt, was er uns erzählt, sind die meisten Menschen hier in der Gegend nicht anders als er. Hartes Land macht harte Leute. Hat mein Vater schon gesagt. Wir müssen ab jetzt vorsichtiger sein und nach allen Seiten aufpassen. Also seid wachsam und gebt auf euch acht.«

Ohne Antwort abzuwarten, schnalzte er mit der Zunge und machte sich zurück auf den Weg an die Spitze des Zuges.

\* \* \*

Von dem Zeitpunkt an herrschte reger Verkehr zwischen Vor- und Nachhut des Zuges. Einige Zeit später ritt der Graf selbst noch einmal mit ein paar hundert Bewaffneten an das Ende des Zuges und übernahm persönlich den Befehl über die Nachhut. Zusätzlich stellte er alle paar Schritte Reiter ab, die die Flanken sichern sollten. Danach kam die Anordnung, den Marsch fortzusetzen. Die Schlange aus Pilgern setzte sich

erneut in Bewegung. Durch die erhöhte Wachsamkeit und das vorsichtigeren Vorgehen ging es allerdings noch schleppender voran als zuvor. Raimund hatte das Gefühl, nur noch zu schleichen. Die Menschen, die zu Fuß unterwegs waren, sickerten auch langsam wieder nach vorne, um zwischen den Wagen Schutz zu suchen. Sie bettelten überall darum, auf einen Wagen klettern zu dürfen oder wenigstens in der Nähe zu bleiben. Dort fühlten sie sich zumindest einigermaßen sicher und das Holz der schweren Wagen bot Deckung vor Angriffen. Schon kurze Zeit später hörte Raimund öfters aufgeregte Schreie. Manchmal klang es auch nach dem Klirren von Waffen. Ein oder zwei Mal dachte er sogar, auf den umliegenden Hügeln Bewegung wahrzunehmen. Aber sobald er in die Richtung blickte, war nichts zu sehen. Nervös drückte er sich an die Innenwand des Wagens und legte eine Hand auf sein Schwert. Er versuchte, ein möglichst kleines Ziel abzugeben, falls einer der Wilden mit Pfeil und Bogen angreifen würde. Ernüchtert stellte er fest, dass er zum ersten Mal auf der Reise echte Angst verspürte. Der Schrecken in den Gesichtern der Fliehenden hatte ihn tief verunsichert. Bis auf die abstrakte Angst vor Kämpfen war seine Stimmung trotzdem locker geblieben. Bisher waren seine düsteren Gefühle noch immer von Euphorie über ihr großes Abenteuer verdrängt worden. Er hatte in den letzten Monaten so viel Neues gesehen, die Welt hatte sich ihm so weit geöffnet, dass ihm das Verarbeiten aller Eindrücke schwergefallen war. Angst war ein diffuses Gefühl geblieben. Angst vorm Scheitern ihres Vorhabens und Angst vor Hunger und schlechtem Wetter, aber auf jeden Fall Angst, die für ihn weit weg und undefinierbar blieb.

Hier hatte er auf einmal Furcht vor Verletzung und Tod. Fünf Unschuldige hatte es schon erwischt. Das Gerücht machte die Runde, dass es sich dabei um alte Männer gehandelt hatte, einer davon sogar krank. Sie hatten sich ganz hinten befunden und waren dem Zug gemeinsam hinterhergehinkt. Der Graf hatte bereits in einem Rat vor Wochen beschlossen, dass die Armee auf niemanden warten würde. Raimund hatte das zuerst für gefühllos gehalten. Aber auch er hatte begriffen, dass der Zug der Pilger eine geplante Zeit einhalten musste, um zum Beispiel nicht irgendwo in den Bergen vom Winter überrascht zu werden. Der Graf wollte sichergehen, dass dies alle verstanden. Jeder wusste, wenn er nicht weiterkonnte, war er selbst dafür verantwortlich. Deswegen hatte auch

Raimund den Kopf geschüttelt, als er sah, dass manche Familien sogar kleinste Kinder mitführten. Meistens besaßen diese Familien nicht mal einen Wagen oder einen Esel. Die Fahrer der Versorgungswagen erbarmten sich ab und zu und nahmen ein erschöpftes Kind ein Stück mit. Allzu oft konnten sie das aber auch nicht tun, wenn sie die Pferde und Ochsen nicht über die Gebühr anstrengen wollten. Insbesondere nicht in so schwierigem Gelände.

Bisher hatte trotzdem kaum jemand aufgegeben. Einige wenige hatten sich in der Lombardei abgesetzt, als sie merkten, dass die Reise zu mühsam wurde. Aber viele Andere dachten, dass wenn sie zurückfielen, sie abends schon immer wieder aufholen könnten. Nach den Angriffen standen diese Menschen vor einem Problem.

Als Raimund mit Pontius darüber sprach, fluchte der Ritter kräftig über die Blauäugigkeit mancher Menschen.

»Wenn die jetzt zurückbleiben, kann sich niemand um sie kümmern. Und unsere Nachhut wird dabei zusehen müssen, wie sie von den Wilden hier gefangen oder getötet werden! Arme Tore!«

Darauf wusste Raimund auch nichts zu erwidern und verfiel in düsteres Schweigen. Sein Mitgefühl war ebenfalls auf eine harte Probe gestellt.

\* \* \*

Einige Zeit später wurde es ruhiger, aber Raimund blieb nervös. Die ständige Wachsamkeit zehrte an ihm. Auch den anderen waren Anstrengung und Anspannung in die Gesichter geschrieben. Pontius hatte schon vor dem Weitermarsch seine komplette Rüstung angelegt. Kettenhemd und Haube, darüber einen Helm, Schwert in der rechten Hand, Schild an einem Lederriemen über die Schulter, Lanze am Sattel und seine linke Hand am Zügel. Er hatte die Augen in Konzentration zusammengekniffen und blickte nervös immer wieder in alle Richtungen. Raimund hoffte, dass sie bald offeneres Gelände erreichten, um dort ein Nachtlager aufzuschlagen. Die Sonne war hinter Wolken kaum noch zu sehen. Die einsetzende Dämmerung ließ erahnen, dass es nicht mehr lange



dauern würde, bis das Himmelslicht für heute verschwand. Vom Ende des Zuges kam Pferdegetrappel und Raimund sah den Grafen und Wilhelm von Cerdange aus dem dichter werdenden Nebel auftauchen. Vereinzelt hatten die ersten Pilger bereits Fackeln entzündet, um der Dunkelheit noch eine Weile Einhalt zu gebieten. Raimund gruselte es beim Anblick der tanzenden Feuer im Dunst. Gleichwohl gaben sie ihm das Gefühl, nicht alleine zu sein. Die Geräusche und Rufe der Menschen hallten von Felsen und Hügeln in der bergigen Landschaft wieder und wurden vom Nebel zerstreut, so dass ihnen etwas Geisterhaftes anhaftete.

Der Graf erreichte seinen Wagen und zügelte sein Pferd neben Pontius.

»Nicht mehr weit, guter Kaplan«, rief er zu Raimund hinüber. Er sprach so laut, dass ihn auch die Umstehenden hören konnten.

»Meine Späher haben in einigen hundert Schritten vor der Spitze unseres Zuges eine Ebene ausgemacht, die groß genug sein dürfte, um uns alle zu beherbergen. Es wird zwar noch eine Weile dauern bis wir dort alle ankommen, aber nicht mehr allzu lange. Die Wilden scheinen sich auch beruhigt zu haben. Sie haben uns ein paar Mal bedroht und angegriffen, aber sind bisher immer geflüchtet, bevor sich jemand ernsthaft verletzen konnte. Um sich mit Rittern anzulegen, sind sie halt doch zu feige. Ha!«

Im Gegensatz zu allen anderen machte der Graf den Eindruck, ehrlich gut gelaunt zu sein. Raimund beneidete ihn darum. Pontius schien dies ebenfalls zu bemerken.

»Ihr scheint ganz in eurem Element, euer Erlaucht«, sagte der provenzalische Ritter mit erleichtertem Grinsen.

Graf Raimund verzog das Gesicht.

»Ich habe dir, wie allen anderen, schon hunderte Male gesagt, ihr sollt mich nicht so nennen. Mein Herr oder einfach nur Graf Raimund reicht völlig. Wie dem auch sei. Du hast wohl recht. Tagelanges Marschieren liegt mir nicht. Dazu geht mir unser einheimischer Führer auf die Nerven. Ich habe ihn Gilberts Obhut übergeben. Soll der sich mit ihm herumärgern. Gilbert hat sowieso mehr Geduld für so was, Gott sei's gedankt. Ich selbst brauche immer irgendetwas zu tun, sonst werde ich missmutig und gelangweilt.«

Raimund dachte voll Ironie, dass ihm ein wenig Langeweile guttun würde. Die ständige Angst und die Anspannung waren beinahe unerträglich.

»Ich denke, ihr habt Recht, Herr. Persönlich wäre es mir fast schon lieber, die Wilden würden endlich richtig angreifen,« stimmte Pontius dem Grafen zu. »Die Warterei, bis sich etwas tut, halte ich für schlimmer als den eigentlichen Kampf!«

Während sie redeten, ging die steile Klippe links von ihnen in einen sanft ansteigenden Hügel über, dessen Kamm im Nebel nicht zu sehen war. Raimund hörte auf halbem Ohr den Worten von Pontius und dem Grafen zu, aber drehte auch immer wieder ängstlich den Kopf, um alle Seiten im Blick zu behalten.

»Sieh dir unseren Herrn Kaplan an, Pontius. Der ist ja nur noch ein Bündel Nerven,« lachte der Graf. »He Namensvetter, sei nicht so beunruhigt. Wir werden schon Heil ankommen. So machst du nur die Tiere scheu.«

Yves und Nivelon kicherten über die Worte des Grafen. Auch Raimund wollte sich mit verlegenem Lächeln umdrehen, als er aus dem Augenwinkel einen Stein den Hügel herabkullern sah. Auch der Graf und Pontius schienen es bemerkt zu haben. Sie verstummten sofort und wurden schlagartig wieder ernst. Die Besorgnis in ihren Gesichtern strafte ihre vorige Heiterkeit Lügen. Raimund stützte sich beunruhigt mit beiden Händen auf den Rand des Wagens und beugte sich nach vorne. Er sah, wie der etwa faustgroße Stein an das Hinterrad des Wagens hüpfte und dann daneben liegen blieb. Er blickte den Hügel nach oben und kniff die Augen zusammen, aber in zwanzig Schritten war bereits nichts mehr zu erkennen. Auch der Rest der Umstehenden sah jetzt den Hügel hoch.

»Vielleicht nur ein Tier?«, flüsterte Yves mit heiserer Stimme.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, brach weiter vorn höllisches Geschrei los. Instinktiv legte Raimund seine Hand auf den Griff seines Schwertes, aber auch das beruhigte seine bis zum Zerreißen gespannten Nerven kein Stück. Er hörte, wie der Graf und Pontius neben dem Wagen ihre Schwerter mit metallischem Klingeln aus den Scheiden zogen. Die

beiden wollten gerade nach vorne reiten, als auch direkt über ihnen plötzlich Geheul ansetzte und Fackeln im Nebel auftauchten. Mehr und mehr Steine rollten jetzt den Hügel hinab und prasselten gegen den Wagen. Die Fackeln schienen schnell näherzukommen. Raimund spürte, wie seine Angst sich in Panik wandelte. Wild blickte er sich um. Er sah mit aufgerissenen Augen, wie Pontius von seinem Sattel sprang und im Wagen landete. Der Ritter schrie Guy an, sich um das Pferd zu kümmern und knuffte Nivelon, der schon hektisch dabei war, sich seine eigenen Waffen umzugürten. Auch der Graf kletterte jetzt mit Schild und Schwert in der Hand auf den Wagen. In seinem Gesicht trug er ein schreckliches Grinsen.

»Ha! Ritter Pontius! Das Warten hat ein Ende! Herr Kaplan, aus dem Weg!«

Mit diesen Worten schob er Raimund sanft aber bestimmt hinter sich und stellte sich breitbeinig auf die Ladefläche des Wagens. Raimund kauerte sich zwischen das Gepäck und hielt sein Schwert mit zitternden Händen umklammert. Sofort spürte er Tränen der Angst aufsteigen und gleichzeitig Schamesröte über seinen bedauernswerten Zustand. Er kam sich jämmerlich vor und musste sich beherrschen, nicht loszuschreien, als die ersten brüllenden Gestalten aus dem Nebel stürzten. Jetzt wusste er, warum viele sie für Wilde hielten. Sie waren gekleidet in Felle und grobes Leder, ihre langen dunklen Haare verfilzt und zerzaust. Mit wütenden Gesichtern stürmte mindestens ein dutzend Männer auf ihren Wagen zu. Auf dem Gefährt nebenan hatte sich Wilhelm auf die Ladefläche geschwungen und machte sich bereit, sie zu verteidigen. Für einen kurzen Moment kam Raimund nicht umhin, das Bild vor sich zu bewundern. Der Graf gab selbst mit dem Rücken zu Raimund eine prächtige Gestalt ab. Das fein gearbeitete Kettenhemd glänzte. Sein mit Silber verzierter Helm trug sein gräfliches Wappen. Sein teures Schwert blitzte unheilvoll und seinen großen, tropfenförmigen Schild hatte er wie ein Bollwerk vor sich gestellt. Dahinter brüllte jetzt eine Gruppe ungewaschener Männer, die Gesichter mit Erde und Dreck verschmiert, die ungepflegten Haare im Wind flatternd.

Dann prallten sie auf den Wagen. Sie versuchten ihren Schwung zu nutzen, um sich an der Wand hochzuziehen. Dem Ersten stieß Pontius seinen Schild mit Wucht ins Gesicht. Mit einem Aufschrei und rudernden

Armen fiel der Mann auf den Rücken, während ihm schon im Fallen das Blut aus der Nase schoss. Der Graf tat es seinem Vasallen gleich und auch der zweite Angreifer landete unsanft und rücklings auf den Steinen. Raimund sah jetzt, dass die Wilden alle mit langen Messern und einfachen Äxten bewaffnet waren. Nur ein oder zwei trugen rostbefleckte Schwerter. Den Hügel hinauf stand ein einziger mit einem kurzen Holzspeer. Er holte gerade aus und warf dann seine Waffe mit aller Kraft. Der Graf hatte es allerdings schon bemerkt, hob beinahe verächtlich sein Schild und lies das Wurfgeschoss daran abgleiten. Harmlos fiel der Speer hinter dem Wagen zu Boden. Wie in einer Bewegung nahm der Graf daraufhin seinen Schild herunter und holte mit der anderen Hand weit aus. Er hieb sein Schwert mit voller Wucht nach unten. Raimund konnte den Getroffenen nicht sehen, er war unter dem Rand des Wagens außer Sicht. Aber nachdem das Schwert seinen Schwung vollendet hatte, hörte man einen Schrei des Schmerzes. Als der Graf die Klinge dann mit einem Ruck zurückriss, zog sie einen Bogen aus Blut hinter sich her. Es klatscht nass in den Wagen. Wie gebannt starrte Raimund einen Moment auf die roten Flecken vor ihm, dann zuckte sein Blick zu Pontius und Nivelon, die jetzt Seite an Seite standen und sich gegenseitig mit ihren Schilden deckten. Nivelon hatte sich das zweite Schild seines Herrn genommen. Wenn auch kleiner als sein Herr, gab er ein ebenso beeindruckendes Bild ab. Der Knappe war mehr als nur ein Diener und Handreicher von Pontius, dessen wurde sich Raimund jetzt bewusst. Geschützt von den Schilden stachen die beiden mit ihren armlangen Schwertern immer wieder über den Rand des Wagens. Auch ihre Klingen waren schon rot gefärbt. Von den Angreifern sah man die ganze Zeit über nur die Hände und die Köpfe ihrer Äxte, während sie erfolglos nach den Verteidigern schlugen. Einer von ihnen versuchte statt über den Rand, auf den Kutschbock zu springen. Raimund sah erstaunt zu, wie Pierre ihn beim Kragen packte, während der Mann noch Halt auf der Holzbank suchte. Mit grimmigem Gesichtsausdruck zog ihm der alte Schreiber sein kurzes Messer über die Kehle. Der Mann riss die Augen vor Schreck weit auf und fasste sich mit beiden Händen an den Hals. Sofort verlor er das Gleichgewicht und ruderte mit den Armen. Den Mund hatte er wie zum Schrei geöffnet, aber Raimund konnte nur ein Röcheln hören. Während der Wilde noch versuchte, seine Balance wiederzufinden, versetzte

ihm Pierre einen harten Stoß und er flog rücklings vom Wagen. Entsetzt hatte Raimund die Fontäne von Blut gesehen, die aus der breiten Wunde an der Kehle des Mannes spritzte. Pierre war von Gesicht bis Brust besudelt und Raimund konnte den sonst so wortkargen und bedachten Schreiber kaum wiedererkennen. Das wütende Brüllen der Angreifer wich mittlerweile Angstgeschrei und Raimund sah, wie die Ersten verzweifelt die Flucht antraten. Panisch rutschten sie auf Steinen aus und krabbelten auf allen Vieren den Hügel hinauf, ihre Waffen von sich geworfen. Raimund sah den Grafen noch ein oder zwei Mal sein Schwert wie einen Knüppel einsetzen und mit der flachen Seite neben den Wagen schlagen, dann sprangen der alte Mann und Pontius gemeinsam über den Rand. Der Graf blieb zwei Schritte den Hügel hoch stehen, als er sah, dass er keinen der Fliehenden mehr erreichen würde. Pontius hatte einen genau vor sich. Angsterfüllt blickte der Mann über seine Schulter, während er hektisch versuchte, weiterzukrabbeln. Der Ritter holte mit seinem Schwert aus und hieb es ebenfalls mit der Seite gegen den Schädel des Unglücklichen. Das dumpfe Klatschen ließ Raimund zusammenzucken und scharf die Luft einziehen. Der Mann klappte zusammen, ohne einen Ton von sich zu geben, wie ein Holzgerüst, dessen Standbein man weggeschlagen hatte. Der Lärm verebbte und Raimund sah sich um. Nivelon hatte sein Schwert erhoben und er und Yves grölten den fliehenden Wilden Schmährufe hinterher. Die Erleichterung in ihren Stimmen war deutlich. Sie hörten erst damit auf, als Pontius und der Graf sie anschrien, den Mund zu halten. Verlegen taten beide wie befohlen. Als sie verstummten, hörte man von weiter vorne Jubelrufe. Dort war anscheinend ebenfalls ein Angriff auf die Fußtruppen erfolgreich abgewehrt worden.

\* \* \*

Raimund sah, dass auch auf dem Wagen hinter ihnen niemand zu Schaden gekommen war. Er stand auf und beugte sich wieder über den Wagenrand. Dort lagen vielleicht zehn Männer. Mit Schauern sah Raimund selbst im Halbdunkel die klaffenden Wunden in ihren Köpfen und Schultern. Der Graf und Pontius waren genau wie der Boden um den

Wagen mit hellrotem Blut bespritzt. Raimund musste würgen, als ihm der Geruch der Gefallenen in die Nase stieg. Blase und Darm der Getöteten hatten sich entleert. Der Gestank vermischte sich mit den Ausdünstungen von ungewaschenen Menschen und Schweiß. Von beiden Seiten kam jetzt etwa ein dutzend Berittener, die mit angsterfüllten Blicken nach ihrem Grafen suchten. Graf Raimund und Pontius waren gerade dabei, ihre Waffen und Schilde auf den Wagen zu legen. Der Graf rief zwei Mann zu sich und gemeinsam begutachteten sie die Leichen. Sechs der Angreifer waren tatsächlich nur betäubt und diese wurden prompt mit herbeigeholten Seilen gefesselt und an der Seite des Hügels in einer Reihe hingelegt. Die Getöteten packte man an Füßen und Händen, trug sie zwischen den Wagen hindurch und warf sie abseits des Zuges eine Böschung hinab. Ein Priester stellte sich über sie und sprach die Worte der Letzten Ölung. Er rief lautstark um Gottes Vergebung für die Seelen dieser verirrtten Schafe. Raimund hatte damit gerechnet, dass sich jemand über den Priester beschweren würde, aber zu seiner Verwunderung sahen ihm die meisten nur grimmig zu. Pontius Bemerkung kam ihm in den Sinn. Der Ritter hatte ja erwähnt, dass es sich hier um Christen handeln musste. Abermals spürte Raimund Verzweiflung. Aus Missverständnis und Angst war sinnlose Gewalt entstanden. Er sah hinüber zum Grafen und den Gefangenen. Wilhelm, Graf Raimund und Pontius standen zusammen mit ein paar Rittern, die immer noch ihre Schwerter gezückt hielten. Misstrauisch starrten sie in den Nebel auf dem Hügel.

Raimund hörte den Grafen sagen, dass er nach Bischof Adhemar und dessen Stellvertreter Wilhelm von Orange geschickt hatte. Die beiden trafen auch nach etwa zwanzig Minuten ein, zu Fuß und in braune Wanderkuten gekleidet.

»Gott erbarme sich dieser armen verirrtten«, murmelte Adhemar, als er die gefesselten da liegen sah.

Der Graf seufzte hörbar.

»Ich wünschte auch, sie würden jemanden schicken, der mit uns redet. Damit sie verstehen könnten, dass wir ihnen nichts Böses wollen, sondern nur ihr Land durchqueren. Aber ich fürchte, dafür ist es jetzt zu spät. Die

wenigen, die geflüchtet sind, werden von einer Armee erzählen, die ihre Brüder auf dem Gewissen hat.«

Mit ausgestreckter Hand deutete er auf die Stelle, an die man die getöteten geworfen hatte.

»Wenn wir hier weg sind, werden sie die Leichen finden. Dann werden sie nur noch wütender. Sie haben uns den ganzen Tag schon genug zugesetzt. Zum Glück scheinen sie zu wenige zu sein und sind nicht ausreichend im Kampf ausgebildet, als dass sie uns ernsthaft gefährlich werden könnten. Aber ich bin auch nicht gewillt, dass einer meiner Schutzbefohlenen durch sie zu Schaden kommt, oder dass es ihnen gar gelingt, uns Vorräte zu entwenden. Wir müssen etwas tun. Und wir sollten uns überlegen, wie wir die Kerle hier nutzen können, um den Rest davon abzuhalten, uns erneut anzugreifen. Vorschläge?«

Er blickte in die Runde. Pontius ergriff als Erster das Wort.

»Graf Raimund, vielleicht sollten wir den Einheimischen herholen, von dem ihr erzählt habt. Wenn die hier wieder zu sich kommen, soll er ihnen erklären, dass wir nur freies Geleit und allenfalls etwas Handel wünschen und dann ihr Land verlassen. Und danach lassen wir sie dann frei und schicken sie zu ihren Freunden zurück.«

»Ihr wollt sie einfach gehen lassen, nachdem sie uns den ganzen Tag schon malträtiert haben? Ganz zu schweigen von denen unserer Schutzbefohlenen, die sie getötet haben?«, mischte sich Wilhelm von Cerdange aufgebracht ein. »Unsere Pilger leben in Angst. Unsere Soldaten würden am liebsten losstürmen und auf eigene Faust alles niedermachen, was sie in den Hügeln finden!«

»Was schlägst du also vor?«, fragte der Graf seinen aufgebrachten Sachwalter.

»Wir holen den slawischen Übersetzer, wie Ritter Pontius hier bereits vorgeschlagen hat! Dann aber töten wir alle, bis auf einen und sagen dem, er soll seinen Freunden mitteilen, sie sollen sich fernhalten, wenn sie nicht wollen das es ihnen genauso ergeht!«

Pontius Gesicht verfinsterte sich.

»Ich meinte, wir sollten ihnen sagen, dass wir nichts Böses im Schilde führen! Wenn wir jetzt aus Rache fünf Gefangene töten, wie können sie uns das dann glauben? Christen, noch dazu! Wir brächen nicht nur Gottes Gebot, sondern würden auch noch gegen jeden guten Anstand verstoßen, indem wir Kriegsgefangenen schaden!«

»Da ... Damit habt ihr Recht,« räumte Wilhelm ein. Er wandte sich wieder an seinen Herrn.

»Verzeiht, Herr Graf. Ich habe aus Wut gesprochen und nicht daran gedacht, dass dies hier Christen sind. Wenn auch Wilde Christen. Aber wir sind nicht im Krieg. Die sind nicht besser als Banditen. Deswegen denke ich trotzdem, dass sie Bestrafung für ihren Überfall verdient haben.«

Der Graf runzelte die Stirn und dachte ein paar Minuten nach. Raimund und die anderen sahen ihn gespannt an. Dann drehte er sich zu einem der Berittenen um und befahl ihm, Gilbert und den einheimischen Führer zu holen. Pontius und Wilhelm diskutierten noch weiter, aber der Graf und Bischof Adhemar schwiegen nachdenklich. Etwa eine halbe Stunde später trafen Gilbert und der Führer zu Pferde ein. Bis darauf, dass er sauberere Kleidung trug, unterschied der sich kaum von ihren Angreifern.

»Ihr habt nach uns geschickt, Herr?«, fragte Gilbert.

Der Slawe schwieg, den grimmigen Blick auf die Gefangenen gerichtet. Einige schienen aufzuwachen und wanden sich stöhnend in ihren Fesseln. Der Graf sprach laut und langsam. Anscheinend war es nicht so weit her mit den Sprachkenntnissen des Wilden, dachte Raimund.

»Dawor. Wenn die hier wach werden und verstehen können, was du sagst, sag ihnen, dass wir nichts Böses wollen. Wir trachten nur danach, in Frieden dieses Land zu verlassen. Sollten sie uns aber weiterhin belästigen, werden wir nicht mehr gnädig sein.«

Der Slawe nickte. Für einen Moment schien der Graf in sich zu gehen, dann seufzte er erneut. Er rief zwei Männer zu sich und sprach dann zu seinem Sachwalter.

»Aber ich gebe dir recht, Wilhelm. Ohne Strafe werden wir sie nicht davonkommen lassen. Ich muss meinen Worten Nachdruck verleihen und ihre Freunde so erschrecken, dass sie in Zukunft hoffentlich von uns



ablassen. Also werden wir sie so warnen, dass sie es nicht falsch verstehen können. Es ist normal nicht meine Art, aber hier werden wir nur durch Grausamkeit Gehör finden, denke ich. Diese Leute sind hartes Leben gewöhnt und sie werden uns nur fürchten, wenn sie glauben, dass wir noch härter sind. Ihr«, er deutete auf die zwei Ritter, »werdet Folgendes mit diesen armen Teufeln anstellen. Beeilt euch damit, solange sie noch halbwegs bewusstlos sind. Den ersten beiden hier, stecht ihr die Augen aus. Den nächsten beiden hackt ihr die Füße ab und den übrigen zwei, Nase und Hände! Ich hoffe, ihr versteht auch, warum ich dies befehle.«

Trotz dem Schrecken in ihren Gesichtern nickten sie gehorsam und trugen die Verurteilten von den Wagen weg, damit nicht jeder das grausige Schauspiel mit ansehen musste. Der Rest der Anwesenden blickte nicht weniger erschrocken, aber keiner wagte es, etwas zu sagen. Der Graf hob seine Stimme, während die beiden ihre Arbeit begannen, so dass man ihn über die Wagen hinweg hören konnte.

»Holt Barbieri und Fackeln herbei, um die Wunden der armen Teufel zu schließen, damit sie uns nicht verbluten, bevor ihre Freunde sie finden!«

Der Erste der Gefangenen war aufgewacht und schrie aus Schmerz über das, was ihm angetan wurde. Raimund zwang sich, nicht hinzusehen und zitternd und erschrocken versuchte er, nicht auf die Schreie zu hören. Sie verstummten zu einem armseligen Wimmern. Der Graf musste sich Mühe geben, um die Schreie der anderen Gefangenen zu übertönen, die jetzt ebenfalls erwachten.

»Wir lassen uns nicht an der Nase herumführen! Wir werden auch nicht zulassen, dass uns verängstigte Wilde Schaden zufügen. Wenn sie diese Botschaft nicht verstehen, werden wir keine Gnade mehr zeigen!«

Vereinzelt brandeten Jubel und Rufe der Zustimmung auf, aber die meisten blickten nur betreten zu Boden. Nach quälend langen Minuten war das grausame Werk beendet. Der Slawe warf dem Grafen noch einen grimmigen Blick zu, dann ging er zu seinen Landsmännern hinüber. Raimund sah, wie er eindringlich auf die stöhnenden und jammernden Gefangenen einredete, bevor andere Soldaten kamen und die

Verstümmelten an das Ende des Zuges trugen, um sie hinter der Nachhut auf den Weg zu legen.

»Ich hoffe, die Botschaft wird auch ankommen und sie werden nicht verbluten oder am Schmerz vergehen. Gott sei ihrer Seele gnädig.«

Mit diesen Worten schwang der Graf sich erneut auf sein Pferd, lies sich Waffen und Schild reichen und ritt mit den anderen hohen Herren im Gefolge wieder an die Spitze des Zuges. Zurück blieben ein verstörter Raimund und ein schweigender Pontius.

\* \* \*

Niemand sprach ein Wort, bis alle Pilger ihre Nachtlager errichtet hatten, die Zelte aufgebaut und ihre Feuer entzündet waren. Benommen saßen sie zusammen und aßen ihre kärgliche Mahlzeiten. Diese bestand nur aus Hirsebrei, altem Brot und schalem Bier. Raimund blickte in die Runde. Seine Schreibergehilfen und Guy waren noch sichtlich geschockt von den Ereignissen des Tages. Nivelon und Pontius hielten sich ebenfalls zurück, aber wohl eher aus Rücksicht auf die anderen. Raimund musste daran denken, dass die beiden solche Gewalt wohl schon früher in den Diensten des Grafen erlebt hatten. Er erschauerte, wenn er an den Anblick zurückdachte. Er hatte wegsehen wollen, aber es war ihm nicht gelungen. Fasziniert hatte er zugesehen, wie die Ritter des Grafen sein grausiges Urteil vollstreckt hatten.

Tatsächlich schien es Wirkung zu zeigen. Den Rest des Tages blieben sie unbehelligt und hatten ihren ausgesuchten Lagerplatz ohne weitere Vorkommnisse erreicht.

Raimund sah sich um. Zwischen den Hügeln und Felsen erstreckte sich ein weitläufiges Plateau. Hunderte Feuer waren zu sehen. Er fühlte sich jetzt wesentlich sicherer. Der Graf hatte Wachen rings um ihr Lager aufgestellt und bestimmt würden die Wilden es nicht wagen, so eine Menge Menschen anzugreifen. Zumindest versuchte Raimund sich das einzureden, während er lustlos seinen Brei löffelte. Er wollte sich gerade einen weiteren Löffel zum Mund führen, als ein schrilles Heulen durch die Nacht kreischte. Vor

Schreck zuckte er dermaßen zusammen, dass ihm die Schüssel aus der Hand fiel. Der Rest seines Breis ergoss sich auf den Boden. Pontius, der neben ihm gegessen hatte, sprang sofort auf und zog sein Schwert. Seit dem Angriff hatte er es stets in Griffweite behalten. Wild blickten sich alle um. Auch an den benachbarten Feuern entstand Unruhe. Es hing aber immer noch Nebel über den Zelten und es war unmöglich auszumachen, woher das Heulen gekommen war. Pontius schüttelte den Kopf und murmelte etwas von Witzbolden im Lager. Er wollte sich schon wieder setzen, als ein weiterer Schrei erklang. Dann noch einer und noch einer, bis dutzende Stimmen die Nacht in schrille Misstöne hüllten. Sie schienen von allen Seiten zu kommen und Raimund sah, wie einige bereits die Hände über die Ohren legten, um die furchtbaren Töne auszusperren. Es klang wie Wut und Wehklagen im Wechsel. Raimund erschauerte erneut und kauerte sich in seinen dicken Wollmantel. Er sah Wut in Pontius Augen, der sich wie ein gehetztes Tier hin- und herdrehte, ohnmächtig einen Feind zu bekämpfen, den er nicht sehen konnte. Dann stieß der Ritter einen eigenen, aus Trotz geborenen Schrei in die Nacht hinaus. Kurz darauf folgten andere im Lager seinem Beispiel. Das Geheul ließ trotzdem nicht nach. Schnaubend warf Pontius sein Schwert neben sich auf den Boden und ließ sich auf den Hintern fallen. Immer noch wütend stocherte er mit einem Ast im Feuer und warf ihn dann hinein. Dann schüttelte er den Kopf und grinste plötzlich.

»Darf ich fragen, was dich auf einmal so erheitert?«, fragte Raimund verstört.

»Es erheitert mich, lieber Kaplan, dass ich mich gerade so erregt habe. Genau das ist doch das Ziel dieser Wilden. Dieses infernalische Geheul ist ihre Art, Wut und Ohnmacht auszudrücken. Sie halten die Strafe des Grafen für ungerecht, nehme ich an. Und gleichzeitig wollen sie an unseren Nerven und unserer Moral zerren. Und das ist ihnen bei mir auch kurz gelungen.«

»Du meinst also, das dient nur, uns Angst einzujagen und nicht um einen Angriff anzukündigen?«

»Wenn sie uns angreifen wollten, würden sie sich nicht vorher ankündigen. Wäre ich an ihrer Stelle, würde ich Überfälle und Raubzüge

machen, in der sprichwörtlichen Nacht und dem Nebel. Mit dem Geschrei alarmieren sie aber ja jeden, der bis jetzt noch unachtsam war. Nein, es dient nur, uns zu zermürben.«

»Dann hoffe ich, dass wir den längeren Atem haben«, sagte Raimund mit düsterer Stimme. »Ich weiß nicht, ob ich das lange ertrage.«

\* \* \*

Etwas anderes blieb Raimund und den restlichen Pilgern aber nicht übrig. Das nächtliche Geheule setzte immer nur für vielleicht eine halbe Stunde aus, dann hoben ihre unsichtbaren Peiniger wieder an. Für den ganzen Rest der Nacht, bis endlich der Morgen dämmerte.

Müde und ächzend brachen die Pilger ihr Lager ab und machten sich auf den Weg. Graf Raimund hatte die Nachhut noch mal verstärkt. Aber offenbar hatte seine Abschreckung ihre Wirkung verfehlt. Der Zug wurde am folgenden Tag noch vier Mal überfallen, immer an anderen Stellen. Die Späher des Grafen waren nicht in der Lage, in dem unwegsamen Gelände sämtliche Hinterhalte auszumachen. So kam es ständig zu kleinen Scharmützeln, aus denen die Ritter jedes Mal ohne nennenswerte Verluste siegreich hervorgingen. Nur einmal gelang es einer Gruppe aus etwa zwei dutzend slawischen Angreifern, einen Wagen so lange zu erobern, dass sie Nahrung und Decken von seiner Ladefläche erbeuten konnten. Dann wurden auch sie vertrieben und verschwanden in ihren Hügeln.

Raimund glaubte am Abend dieses Tages mit seinen Nerven bereits am Ende zu sein, als er wiederum eines Besseren belehrt wurde. Kaum war die Sonne verschwunden, hob auch an diesem Abend das Geheul an und machte Schlaf für eine Weile unmöglich. Die Wilden wurden offenbar mutiger. Einige versuchten, sich im Schutz der Dunkelheit an Wagen zu schaffen zu machen, aber auch dieser Angriff endete blutig. Neun der armen Teufel hatte man getötet, der Rest konnte sich nur schwer verletzt in Sicherheit bringen, ohne dabei nennenswerten Schaden angerichtet zu haben.

Die nächsten Tage und Nächte verliefen immer nach dem gleichen Spiel. Einzelne, fruchtlose Angriffe und Terror in den Nächten. Schlaflosigkeit und Erschöpfung sorgten für abgründige Stimmung im Pilgerzug und kaum einer hatte noch Geduld übrig. Jedes kleine Missverständnis führte zu Streit, der oft mit handfesten Argumenten ausgefochten wurde. Am sechsten Tag hatte der Graf dann genug vom Terror der Einheimischen und beschloss, ab jetzt zu missachten, dass es sich dabei um Christen handelte. Er scharte eine größere Gruppe seiner fähigsten Ritter um sich und ging in die Offensive. Der Stoßtrupp löste sich vom Hauptzug der Pilger. Sie suchten und fanden einige Lager der Wilden abseits des Weges. Manche waren verlassen, in anderen aber forderten sie heftigen Blutzoll. Über drei Tage, an denen Angriffe immer seltener wurden und das nächtliche Geschrei nach und nach verebbte, starben dutzende Halbwilder unter den Schwertern des Grafen und seiner Männer.

Ein paar Mal berichteten seine Streiter, dass der Graf sich stets mitten ins Getümmel stürzte und sie ein oder zwei Mal mit viel Einsatz verhindern mussten, dass er von den Wilden eingekreist und übermannt wurde.

Nach drei blutigen Tagen kehrte schließlich erneut Ruhe in den Zug ein. Die Pilger dankten Gott dafür, endlich wieder eine Nacht ungestört durchschlafen zu können. Die traurige Bilanz war, dass aber auch sie hatten bluten müssen. Etwa zwei dutzend der ärmeren und langsameren Pilger waren unter Äxten und Messern der Angreifer gefallen. Auch zwei Ritter des Grafen wurden so schwer verletzt, dass sie im Laufe eines Tages ihren Verletzungen erlagen. Man beerdigte jeden der Pilger mit christlichem Ritual und für die beiden Ritter veranstaltete man sogar einen eigenen Gottesdienst.

Der Graf selbst bemerkte allerdings Raimund gegenüber, dass er mehr als froh war. Auf einem so langen Marsch hatte er mit wesentlich mehr Toten gerechnet. Nicht durch Feindeshand, aber dank Kälte, Stürmen und Unfällen. Tatsächlich aber war, bis auf die wenigen von den Slawen getöteten, keiner aufgrund anderer Dinge zu Schaden gekommen.

\* \* \*

Kaum hatten die Angriffe der Slawen geendet, wurden die Pilger vor ein neues, beinahe noch schlimmeres Problem gestellt. Der Winter hielt endgültig Einzug und die Befürchtungen des Grafen bewahrheiteten sich doch noch. Auch das wilde Land in diesen Ausläufern der fernen Berge bereitete den Pilgern Schwierigkeiten. Sie hatten sich, noch während sie attackiert wurden, nach Süden gewandt und versuchten jetzt, der Ostküste des Adriatischen Meeres zu folgen. Über Wochen quälten sie sich vorwärts und das Wetter wurde stetig schlechter. Zwar war Raimund dankbar dafür, dass es selbst in diesen hohen Lagen selten schneite, aber eiskalter Regen war keine nennenswerte Verbesserung. Auch die Vorräte wurden knapp, obwohl sie wieder in zivilisiertere Gebiete vorstießen. Das Bild war immer dasselbe. Verlassene Dörfer und nicht eine Menschenseele weit und breit. Niemand, der Nachschub verkaufte. Tiere, die man jagen konnte, waren fast so rar wie die Menschen. Die Pilger begannen zu hungern und plünderten aus den Ortschaften und von den Feldern auf dem Weg. Alles, was nur irgendwie essbar war, wurde gekocht und heruntergewürgt. Woche für Woche kamen sie dadurch langsamer voran und der Hunger wurde schlimmer.

Schon bald begannen Wetter und Versorgungslage, ihren Tribut zu fordern. Manche brachen kraftlos zusammen, andere bekamen Fieber oder Schüttelfrost. Feuerholz war das Einzige, was nicht knapp wurde. Jeden Abend scharten sich die Menschen um ihre Feuer, um die Kälte des Tages aus ihren Knochen zu vertreiben. Hunderte starben. Irgendwann hörten die Pilger sogar damit auf, ihre Toten zu beerdigen. Man bahrte sie stattdessen oft nur in Leinentücher gehüllt abseits des Weges auf. Manche, die alleine reisten, blieben einfach dort liegen, wo sie fielen. Man schaffte sie nur zur Seite, um Nachfolgenden nicht den Weg zu versperren. Für die Vorbeiziehenden waren diese Toten schreckliche Warnung und düstere Zukunftsvision zugleich.

Den Soldaten und Söldnern des Grafen und seiner Vasallen erging es dabei zwar besser als den zivilen Pilgern, aber nur wenig. Sie hatten sich durch jahrelange Übung in ihrem Beruf an Strapazen gewöhnt und die

Anführer der Reise achteten besonders darauf, dass ihren Kämpfern das Essen zuletzt ausging.

Am meisten litten die Armen. Sie hatten hunderte Hungertote zu beklagen. Krankheit und Kälte töteten Hunderte mehr. Mit Trauer musste Raimund mit ansehen, wie die Schwächsten zuerst erlagen. Darunter fielen vor allem alte und kranke Menschen, aber eben auch Kinder. Mehr als einmal beobachtete er, wie verzweifelte Eltern ihre Kleinsten am Wegesrand betrauereten. Liebevoll hergerichtet, waren sie der schmerzhafteste Tribut auf dem Pilgerweg. Eingewickelt in Woll- oder Leinendecken, bedeckt mit allerlei Wildblumen aus der Gegend, ließ man sie für Tiere und die Elemente am Wegesrand zurück. In dieser Zeit wurden viele Stimmen laut, die Gott anflehten, sie von dieser schweren Prüfung zu erlösen. Seltener, aber nicht weniger schmerzhaft, waren die trauernden Mütter, die auf Gottes scheinbare Ungerechtigkeit fluchten. Schnell eilten dann immer ein oder mehrere Priester herbei. Sie bemühten sich, die von Trauer und Entbehrung halb verrückten zu beruhigen.

Raimund hatte vor dieser Reise selten einen Toten aus nächster Nähe gesehen. Vor allem der Anblick der im Kampf gewaltsam getöteten hatte ihn entsetzt und angewidert. Jetzt musste er zu seiner eigenen Verwunderung feststellen, dass ihn selbst Kinderleichen immer weniger berührten. Es stimmte ihn zwar traurig sie so zu sehen, aber diese Gräueltaten wurden so alltäglich, dass er spüren konnte, wie er abstumpfte. Zwar plagten ihn Schuldgefühle, aber auch darüber machte er sich nicht lange Gedanken, angesichts seiner unmittelbaren Probleme, wie Hunger und Kälte. Eines Abends sprach er Pontius darauf an. Der antwortete zuerst nur mit einem Schulterzucken. Danach gab er zu, dass die Gewöhnung an Schrecken wohl etwas Natürliches sei. Für Raimund war das wenig Trost. In den kalten, nassen Nächten kamen die schrecklichen Bilder des Tages immer wieder hoch. In manchen Nächten konnte er erst dann einschlafen, wenn Trauer und kreisende Gedanken in erschöpften.

\* \* \*

Yves teilte Raimund ein paar Tage später mit, dass der Dezember angebrochen war. Raimund kannte den Grafen jetzt schon seit über einem Jahr. Er beschloss, seinen adeligen Namensvetter bei Gelegenheit darauf anzusprechen und ihm so vielleicht ein wenig vom streng rationierten Wein zu entlocken. Bei dem Gedanken musste Raimund schmunzeln. Das letzte Bier war vor Tagen zur Neige gegangen. Einige Menschen waren fast froh darüber, so fahl und abgestanden hatte es zuletzt geschmeckt.

Verdursten war ohnehin die geringste Sorge der Pilger. Der Gegend fehlte es zwar fast an allem, aber trinkbares Wasser war reichlich vorhanden. Nach jedem Regen bahnten sich Bergbäche einen Weg durch das steinige Gelände. Ein oder zwei Mal mussten sie sogar einen kleinen Fluss durchqueren, aber eine Furt war immer schnell gefunden. Viele Menschen blieben dem Wasser gegenüber misstrauisch, trotz Mangel an Alternativen. Aus ihrer Heimat waren sie nicht gewöhnt, pures Wasser zu trinken. Jeder wusste, dass einen zu viel davon krankmachen konnte. Das Regenwasser hier war aber frisch und nur wenige hatten deswegen mit Durchfall oder Ähnlichem zu kämpfen.

Raimund bemerkte in diesen Tagen auch, wie sich die Stimmung der Provenzalen besserte. Vor allem derjenigen, die aus dem Süden der Provence stammten. Die Vegetation änderte sich langsam, aber stetig und die Täler und Hügel ähnelten immer mehr deren Heimat. Auch sah man vereinzelt wieder Menschen am Wegesrand und auf Feldern. Sie beobachteten die Pilger misstrauisch. Vom Grafen hatte Raimund erfahren, dass auch ihr einheimischer Führer gesprächiger wurde. Der betonte jetzt öfter, dass sie bald den Hof des Königs der Slawen erreichen würden. Als guter Christ würde der ihnen mit Sicherheit Nahrung und Unterschlupf gewähren, davon war Dawor überzeugt.

\* \* \*

Nach ein paar Tagen stießen die Pilger tatsächlich auf den gewaltigen See Scutari, an dessen Ufer die gleichnamige Hauptstadt der Slawen lag. Als das riesige Gewässer in Sicht kam, glaubte Raimund sogar zuerst, sie hätten



endlich wieder das Meer erreicht. Er verspürte noch immer eine seltsame Sehnsucht nach dem beruhigenden Anblick der blauen Weiten. Ihr slawischer Führer belehrte ihn aber eines Besseren. Auf der anderen Seite des Sees würden sie endlich die Königsstadt erreichen, von der er die letzten Tage so geschwärmt hatte. Die Wege um den See waren immerhin besser ausgebaut als die Trampelpfade, auf denen sie die letzten Meilen gerüst waren. Seit Venedig hatten sie schon fünf Wagen verloren. Das schwierige Gelände hatte sie irreparabel beschädigt. Trotz dem furchtbaren Geschaugel war Raimund froh, dass sein eigenes Gefährt die Fahrt überstanden hatte.

Sie reisten am südlichen Ufer des Sees entlang und von Dawor erfuhr Raimund, das einige Meilen zu ihrer rechten auch das Meer lag. Mit Stolz erzählte der Slawe von der strategisch so günstig gelegenen Stadt seines Königs. Von zwei Seiten durch Wasser geschützt, war sie leicht zu verteidigen und gleichzeitig aber auch mühelos zu erreichen. Nach seinen Worten blühte dort deshalb schon immer ein reger Handel.

Kurze Zeit später erreichten die Pilger die ersten Fischerdörfer. Der Graf hatte bereits vor Tagen Boten mit seiner Aufwartung an den Hof des Königs vorausgeschickt. Dieser hatte zur Antwort in den Dörfern am See die Ankunft der Franken verkünden lassen. Ebenfalls hatte er den Pilgern die Erlaubnis erteilt, sich dort mit Verpflegung einzudecken. Raimund war kein Freund von Fisch, aber der Hunger der letzten Wochen hatte auch an ihm genagt. Die Seefische, über dem Feuer geröstet, erschienen ihm wie ein Festmahl. Dazu aß man wilde Zwiebeln, Salat aus Oliven und auch endlich wieder ein einfaches Bier, das von den Fischern gebraut wurde. Natürlich reichten die Vorräte der Dörfer nicht annähernd für die unzähligen Pilger. Der Graf erzürnte sich manches Mal über die hohen Preise, die die Fischer deswegen verlangten. Immerhin genügte das Essen, um nach ein paar Tagen jeden der Pilger wenigstens einmal zu sättigen. Täglich sandte man Reiter mit Packpferden aus, um alle Dörfer zwischen See und Meer abzuklappern und alles an Nahrung zu erwerben, was verkäuflich war. Der Graf wusste aus einer Nachricht vom König, dass dieser ihnen wohl auch den Markt der Hauptstadt öffnen wollte, vorausgesetzt, die ersten Gespräche verliefen freundlich. Aber Graf Raimund machte sich keine

Illusionen darüber, dass es dort billiger sein würde. Seinem Kaplan Raimund gegenüber gab er aber auch zu, dass er sich auf ein Treffen mit dem König der Slawen freute. Aus seinen Botschaften glaubte er zu erkennen, dass der König ein Mann nach seinem Geschmack war. Seine Worte waren direkt, nicht affektiert und weniger von Politik als mehr von praktischen Überlegungen beeinflusst.

Es dauerte noch fast eine Woche, bis sie die etwa fünfzig Meilen entlang des Seeufers hinter sich hatten und Scutari endlich in Sicht kam. Schon von Weitem sah Raimund, dass die Stadt eine größere Version der Fischerdörfer war. Trotzdem war der Anblick beeindruckend. Kaum ein Gebäude war aus Stein errichtet. Fast alles war aus Holz gebaut. Dies erschien ihm zuerst ungewöhnlich, machte aber einen seltsam gemütlichen Eindruck. Er hatte Stein immer für kalt und abweisend gehalten und Holz für lebendig. Er hätte aber nie gedacht, dass jemand eine ganze Stadt, ihre Häuser und sogar einen Königspalast daraus bauen könnte. Der Palast war wie ein befestigtes Fort angelegt, vollständig aus Holz und über drei Stockwerke hoch.

Bevor sie die Stadt betraten, beschloss der Graf eine halbe Meile außerhalb der Stadt das Lager für die Pilger anzulegen. Die Menschen organisierten sich und ihre Lagerstätten, während nervöse Stadtwachen und neugierige Einwohner sie dabei beobachteten. Einige von diesen hatten bereits kleine Handkarren mit Nahrung und Kleidung bei sich. Noch bevor die Zelte fertig aufgebaut waren, begann reger Handel, obwohl der König den Markt der Stadt noch nicht offiziell eröffnet hatte. Aber nachdem die Wachen keine Anstalten machten es zu unterbinden, kamen nach und nach immer mehr Menschen aus Scutari und nutzten die Kaufwilligkeit der Pilger. Die selbst waren mehr als glücklich darüber, endlich freundliche Gesichter zu sehen. Auch Raimund fühlte sich, als würde eine Last von ihm abfallen. Endlich war die Angst vor Überfällen und Angriffen nicht mehr ständig präsent. Er konnte aufatmen, doch zur Ruhe kam er trotzdem noch nicht. Schon kurz nachdem seine kleine Gruppe ihre Zelte aufgebaut hatte, erreichte ihn ein Bote des Grafen mit der Bitte, diesen beim ersten Treffen mit dem König zu begleiten. Es sollte noch diesen Abend stattfinden. Trotz seiner Erschöpfung von der langen Reise war Raimund aber auch neugierig, den Hof des Königs zu sehen und folgte dem Boten bereitwillig.

\* \* \*

Der Bote brachte Raimund zum Grafen, der mit Wilhelm von Cerdange, Gilbert, Dawor und Elvira bereits im Begriff war, zur Audienz aufzubrechen. Alle waren fein gekleidet und Raimund war beeindruckt vom Anblick, den sie ihm boten. Die Adeligen hatten auf der Reise nicht weniger von Dreck gestarrt als alle anderen. Trotzdem hatten sie es geschafft, sich jetzt standesgemäß zurechtzumachen. Elvira hatte ihre Reisekluft aus Wolle abgelegt und trug ein einfaches, aber kostbares blaues Kleid und dazu passend die Haare unter einer Haube in derselben Farbe. Raimund hatte die Frau des Grafen auf dem Weg kaum zu Gesicht bekommen. Beschämt schaute er an sich herunter auf seine Mönchsrobe. Ursprünglich war sie einmal schwarz gefärbt. Jetzt hatte sie durch den Staub und Schlamm der Straße ein fleckiges Grau angenommen. Als der Graf seinen Blick bemerkte, lächelte er.

»Mach dir keine Gedanken über dein Auftreten, Kaplan. Auch wenn sich dieser Kerl hier einen König nennt, ich glaube nicht, dass hier viel wert auf höfische Mode gelegt wird. Jedenfalls nicht so wie wir es kennen. Also auf. Machen wir seiner Hoheit unsere Aufwartung.«

Mit einem Wink bedeutete er der Gruppe, ihm zu folgen und machte sich auf den Weg in Richtung Palast. Richtige Stadtmauern hatte Scutari keine, nur hier und da einen hölzernen Wachturm. Trotzdem war über der Straße am Eingang der Stadt ein großes, hölzernes Tor gebaut. Davor lehnten zwei gelangweilt dreinblickende Wachen auf ihren Speeren. Sie trugen eine Art Hemd, gefertigt aus übereinander geschuppten Metallplatten. Der Graf flüsterte Raimund zu, dass es sich dabei um eine byzantinische Rüstung handelte. Er erklärte seinem Kaplan, dass er inzwischen gelernt hatte, dass der König selbst schon gegen, aber auch mit den Byzantinern gekämpft hatte. Den Namen Konstantin Bodin und den Königstitel hatte er von seinem Vater geerbt, der wiederum von Papst Gregor dem Siebten ernannt worden war. Seine Ländereien grenzten an die westlichsten Gebiete von Byzanz, aber umfassten auch einige ehemalige Provinzen des östlichen Kaiserreichs von Rom. Vor Jahren hatten er und

sein Vater diese den Byzantinern abgenommen und danach erfolgreich verteidigt. Der Graf war deshalb unsicher, wie Konstantin Bodin wirklich auf die Pilger reagieren würde. Der Fürst von Toulouse hatte in seinen Briefen an den König keinen Hehl daraus gemacht, dass der Zweck ihrer Pilgerreise Hilfe für Byzanz und die Kirche im Osten war. Er hatte dem König aber mehrmals versichert, dass Konflikte mit anderen Christen nicht in seinem Interesse lagen und man sich nur freies Geleit und Markt wünschte.

Als sie den Grafen kommen sahen, nahmen die Wachen Haltung an. Sie warfen sich vielsagende Blicke zu. Einer gab dem anderen mit einem Kopfnicken ein Zeichen, woraufhin dieser durch eine Tür in einem der beiden Wachtürme an der Seite des Tores verschwand. Kurz darauf kehrte er mit einem jungen Offizier zurück, vermutlich der Befehlshaber der Torwache. Der Wachmann selbst bezog wieder Stellung neben der Straße und begann damit, konzentriert geradeaus zu starren, genau wie sein Kollege ihm gegenüber. Der Offizier verbeugte sich und der Graf befahl Dawor, zu verlangen, dass man sie zum König führte. Nach eine paar Wortwechseln nickte der Offizier eifrig und bedeuete ihnen, zu folgen.

Auf dem Weg durch die Stadt sah sich Raimund neugierig um. Die Leute schienen ein einfaches Leben zu führen, aber keineswegs arm zu sein. Er sah gute, praktische Kleidung an den Menschen, aber kaum Schmuck oder Prunk. In den Seitenstraßen hatten sich viele Handwerker niedergelassen. Man konnte die Straßen der Schmiede, Tuchmacher oder Bäcker sofort erkennen, vor allem an den Gerüchen. Die Stadt selbst war nicht groß, aber trotzdem stieg ihm der aus Toulouse bekannte Gestank in die Nase. Durch die breiten Gassen und über die niedrigen Gebäude wehte See- und Meeresluft, was die Stärke der menschlichen Ausdünstungen aber immerhin schwächte. Es war auch immer noch kalt, aber so nah am Meer war kaum Schnee gefallen, wofür Raimund noch einmal dankbar war.

Schließlich erreichten sie das Eingangstor zum Holzpalast des Königs. Der Hof dahinter war mit einer hohen Palisade umgeben. Mit Lehm und Farbe hatte man versucht, dem Ganzen ein wenig das Aussehen einer Mauer zu geben. Sie gingen durch das offene Tor und konnten sehen, dass auf der Innenseite der Mauer ein Wehrgang verlief, der über Treppen in

regelmäßigen Abständen zu erreichen war. Das Fort selbst bestand aus mehreren freistehenden Gebäuden gleicher Größe, deren untere Stockwerke mit einer Art Mörtel abgedichtet waren. Sie ähnelten mehr riesigen Häusern als Befestigungsanlagen. Raimund konnte das Gefühl nicht abschütteln, eine Art aufgeblasenen Bauernhof zu betreten. Die Gebäude waren u-förmig angelegt und das mittlere Haus verfügte über eine breite, doppelflügelige Eingangstür. Aus dieser trat ihnen ein Mann entgegen. Raimund sah sofort, dass es sich um einen wichtigen Offiziellen handeln musste, denn seine Kleidung war besser und aus feinerem Stoff als die der einfachen Bewohner. Der Mann eilte auf sie zu, verbeugte sich vor dem Grafen und begann zu sprechen. Dawor übersetzte, dass es sich um den Haushofmeister des Königs handelte, der sie willkommen hieß. Dann bat der Mann darum, sie mögen eintreten und das Schloss, wie er es nannte, als ihre eigene Heimat zu betrachten. Der Graf und seine Frau waren sehr angetan von so viel unerwarteter Höflichkeit. Sie folgten der Einladung des eifrig winkenden Mannes mit einem Lächeln.

Das Innere des Palastes war in der Tat so gemütlich, wie es das Äußere versprochen hatte, befand Raimund. Durch die Fenster fiel gedämpftes Sonnenlicht und für die restliche Beleuchtung sorgten Fackeln, die in geschmiedeten Eisenhaltern an den Wänden hingen und das dunkle Holz in warme Farben tauchten. Jagdtrophäen, Felle und Holzschilde vervollständigten den wohligen Eindruck, den der junge Kaplan verspürte. Gräfin Elvira schaute sich ebenso neugierig um und bemerkte gegenüber ihrem Mann flüsternd, dass ihr dieser krude Charme zusagte.

Die Eingangshalle führte direkt in eine Art Thronraum. Nicht annähernd so groß, wie der des Grafen, dafür aber mit wesentlich mehr Leuten besetzt. Sie hatten an Holztischen im Raum verteilt Platz genommen. Eine eben noch rege Unterhaltung verstummte, als die Gruppe um Graf Raimund den Raum betrat. Lautstark verkündete der Haushofmeister in die Stille die Namen der fränkischen Adligen.

Neugierige Blicke folgten den Provenzalen, als sie zwischen den Tischen auf das Ende des Raumes zingingen. Dort hatte sich an der größten Tafel jemand erhoben. Das musste König Konstantin Bodin sein, dachte Raimund bei sich. Der Mann trug zwar keine Krone, saß aber in der Mitte

der Tafel und hatte von allem im Raum die reichste Kleidung. Tiefschwarzes, dichtes Fell war mit goldenen Fibeln an einem Umhang über seinen Schultern befestigt. Gehalten wurde das Ganze von einer goldenen Kette, die über seine Brust lief und sein fein gesticktes Hemd hatte ebenfalls goldene Knöpfe. Mit einem silbernen Weinbecher in der ausgestreckten Hand begrüßte er die Gruppe, als sie seinen Tisch erreichten.

»Willkommen in Scutarik«

Raimund stutzte. Der König hatte fränkisch gesprochen, wenn auch mit starkem Akzent. Die anderen schauten ebenso verdutzt drein, was bei König Konstantin für Erheiterung sorgte und eindeutig beabsichtigt war.

»Was? Ihr glauben, wir hier sein letzte Land und Bauern nur? Ich lernen eure Sprache bei meine Priester!«

Konstantin Bodin war wesentlich jünger als der Graf und Raimund schätzte ihn auf höchstens dreißig Jahre. Sein Gesicht war eingerahmt von einem dunklen Bart und ebenso dunklen, langen Haaren, aber beides konnte nicht seine Sorgenfalten verdecken. Raimund hatte von Dawor erfahren, dass der König eine turbulente Jugend hinter sich hatte.

Nach der Begrüßung bat Konstantin alle, sich zu setzen und mit ihm zu Abend zu essen. Dem Grafen und seiner Frau bot er einen Platz an seiner Seite an, der Rest des Gefolges musste weiter entfernt sitzen. Er redete während des gesamten Essens laut und beinahe ununterbrochen. Dank seiner fröhlichen und herzlichen Art empfand Raimund ihn aber nie als unhöflich. Es machte Spaß, dem jungen König zuzuhören. Der erzählte freizügig aus seiner eigenen Geschichte. Er hatte zeit seines Lebens viel kämpfen müssen, war in Gefangenschaft geraten und wieder freigekommen und hatte Mal für und Mal gegen Byzanz gekämpft. Er versicherte dem Grafen gegenüber, dass es aber zwischen ihm und dem Kaiser keine Spannungen mehr gab. Er sagte, dass Byzanz an seinen Ostgrenzen genug zu tun hatte, als dass sie sich über lange verlorenes Land im Westen den Kopf zerbrächen.

Nach dem Essen ließ der Graf einen seiner Diener holen, der eine schwere, hölzerne Schatulle bei sich trug. Feierlich gab er gegenüber dem

König eine Erklärung der Freundschaft ab. Dann überreichte er ihm persönlich die mit vielen Goldmünzen gefüllte Schatulle. Der König konnte seine Gier nur schwer verstecken, begriff aber auch sofort, worauf der Graf abzielte. Als Antwort auf die Freundschaftserklärung hieß er die Pilger in bester christlicher Manier willkommen in Scutari und all seinen Ländern. Er erlaubte ihnen, an seinen Märkten frei zu handeln und sich frei in seinem Reich zu bewegen, sofern sie Frieden wahrten. Danach wurden Boten ausgeschiedt, um diese freudigen Botschaften zu verkünden. Der Graf war sichtlich erleichtert. Seine Pilger mussten nun endlich keinen Hunger mehr leiden und sie konnten sich wieder mit Vorräten eindecken.

Anschließend zog er sich mit dem König auf dessen Einladung hin zurück, auf ein Gespräch von Mann zu Mann. Der Rest des Saales leerte sich danach ebenfalls.

\* \* \*

Konstantins Haushofmeister führte Raimund und das restliche Gefolge des Grafen zu Gästezimmern in einem Seitentrakt eines Nebengebäudes. Für die Dauer ihres Aufenthaltes in Scutari durften sie dort ihr Lager aufschlagen.

Eine Stunde später war Raimund dann zum ersten Mal seit Langem wieder alleine. Er freute sich darauf, die Eindrücke des Tages verarbeiten zu können und endlich wieder in einem richtigen Bett zu schlafen. Die mit Stroh gefütterte Matratze in seinem Zimmer und das Feuer, das den Raum wärmte, machten ihn schon mit ihrem bloßen Anblick schläfrig.

Seine Glieder schmerzten nach Wochen der Kälte fast den ganzen Tag über. Die Wärme im Palast des Königs erschien ihm wie ein Geschenk Gottes.

Bevor er zu Bett ging, ließ er sich an dem kleinen Tisch im Raum nieder und begann still, ein Abendgebet zu sprechen. Danach schenkte er sich einen Becher Wein aus einem Krug ein, der vor ihm auf dem Tisch stand. Damit setzte er sich vor das Feuer, um in Ruhe die Anspannung des Tages von sich abfallen zu lassen.

Nachdem er eine Weile nachdenklich ins Feuer gestarrt hatte, klopfte es plötzlich an seiner Tür. Er erschrak ob des unerwarteten Geräusches, sprang aber sofort auf, lief zur Tür und wollte sie öffnen. Noch bevor er den Riegel ganz geöffnet hatte, lief Elvira an ihm vorbei ins Zimmer und musterte den Raum kritisch, die Hände vor dem Bauch verschränkt. Ihm selbst würdigte sie nicht mal einen Blick.

»Guten Abend, Herr Kaplan. Ich sehe, eure Räumlichkeiten sind ähnlich angenehm, wie die meinen.«

Mit einem Seufzen ließ sie sich in einen zweiten Stuhl fallen und wärmte ihre Hände am Feuer. Raimund hatte immer noch den Türgriff in der Hand und einen überraschten Ausdruck im Gesicht. Hastig schloss er die Tür, überlegte kurz und schenkte dann einen weiteren Becher Wein ein.

»Guten ... guten Abend, euer Erlaucht. Darf ich euch Wein anbieten? Er ist nicht so gut wie der aus eurer Heimat, aber man kann ihn trinken.«

Jetzt sah ihn die Gräfin zum ersten Mal an und musterte ihn ebenso kritisch, wie sie es zuvor mit dem Raum getan hatte. Raimund fühlte sich zunehmend unwohl. Sie lächelte spöttisch und nahm ihm den Becher aus der Hand.

»Danke, Vater Raimund. Ich hoffe, ich störe euch nicht. Mir war langweilig. Ich schätze, mein geliebter Graf wird noch eine Weile in Gesellschaft dieses Königs verbringen, bevor er mein Bett wärmt.«

Raimund, der kaum Übung im Umgang mit anderen Frauen als seinen Schwestern hatte, wusste nicht, was sie von ihm erwartete. Er beschloss daher, erst einmal gar nichts zu sagen.

»Wir hatten die letzten Wochen fast keine Gelegenheit, miteinander zu sprechen«, fuhr sie unbeirrt fort. »Ich muss zugeben, dass ich mich nach Unterhaltung mit jemand anderem als den Rittern meines Mannes sehne. Von Gesprächen über militärische Dinge habe ich langsam genug. Vorhut hier, Späher dort. Furchtbar, wenn man davon keine Ahnung hat. Meine Zofen sind auch nicht viel besser.«

Erneut seufzte sie und hob die Hände wie zur Beschwichtigung. Raimund ertappte sich dabei, wie er fasziniert auf ihre feinen Finger starrte. Er beeilte sich, ihr stattdessen ins Gesicht zu sehen.



»Ich weiß, ich sollte eine junge Dame sein und mich für die gleichen Dinge wie meine flatterhaften Schmetterlinge interessieren. Aber Gespräche darüber, welcher der Rittersleute meines Mannes die bessere Figur abgibt, kommen bei mir genau nach denen darüber, wer die meisten Heiden erledigen wird.«

Die ganze Zeit hatte sie ins Feuer gestarrt und Raimund hatte den Eindruck, dass sie mehr mit sich selbst sprach als mit ihm. Ob der Vertrautheit, die die junge Gräfin ihm entgegenbrachte, war er inzwischen hochrot angelaufen. Sein Gesicht fühlte sich heißer an, als es das kleine Feuer allein hätte bewerkstelligen können.

»Äh ...«, war alles, was ihm als Antwort einfiel. Er war immer noch unsicher, was die Gräfin von ihm wollte.

Sie schaute auf und blickte ihm mit gerunzelter Stirn in die Augen, was das Brennen in seinem Gesicht nicht besser machte.

»Ich weiß. Da sind ja noch die Herren Bischöfe. Und versteht mich nicht falsch, ich mag zumindest Bischof Adhemar gut leiden. Er ist freundlich und bringt mich zum Lachen.«

Ihr Ausdruck wurde weicher.

»Aber er hat etwas so Väterliches an sich, dass ich nicht das Gefühl habe, als könnte ich mit ihm entspannt reden. Wisst ihr, was ich meine?«

»Ich ... ich denke ich weiß, was ihr meint. Mein Abt, Vater Artaud, war auch wie ein richtiger Vater für mich. Ich glaubte, dass er ein offenes Ohr für alle Brüder hatte, aber über manche Dinge konnte ich mit ihm nicht sprechen. Dafür hatte ich meinen Freund Arpin.«

Raimund sah zu Boden.

»Ich muss zugeben, dass ich beide vermissen.«

Als er wieder aufblickte, sah er, dass die Gräfin ihn jetzt nachdenklich ansah. Ohne die Augen von ihm zu lassen, nippte sie an ihrem Becher. Erneut fühlte Raimund sich peinlich berührt.

»Seht ihr?«, sagte sie. »So etwas meine ich. Niemand redet mit mir über solche Dinge. Nicht seit wir unterwegs sind. Ich verehere meinen Grafen, ich bitte euch noch einmal, versteht mich nicht falsch. Ich kenne und liebe ihn,

seit ich ein kleines Mädchen am Hof meines Vaters war. Er hat mir damals schon immer Geschenke gebracht. Und er liebte meinen Vater so wie ich. Aber ich würde niemals erwarten, dass er sich mit mir über solche persönlichen Dinge unterhält. Das liegt nicht in seiner Natur und ich respektiere das. Früher hatte ich meine Schwestern für so etwas, heute leider niemanden mehr. Deswegen erzählt mir von eurem Arpin! War er Priester wie ihr?»

Raimund war überrumpelt von ihrem Redeschwall und musste seine Gedanken ordnen, bevor er antworten konnte.

»Arpin und Priester?»

Bei der Vorstellung lachte er dann doch kurz auf.

»Nein, Herrin, er ...«

»Elvira.«

»Verzeiht?»

»Nenn mich Elvira. Der Graf und ich halten nicht viel von Titeln, wenn wir mit Freunden sprechen. Und ich hoffe doch, du bist ein Freund?»

»Äh ... sicher doch.«

Raimund schluckte.

»Elvira.«

Es war das erste Mal, das er ihren Namen aussprach. Das plötzlich aufkeimende Gefühl von Vertrautheit und ihre Nähe erinnerten ihn an ihr erstes Zusammentreffen und seine innere Aufruhr in den Tagen danach. Tapfer versuchte er, die erneut aufkommende Röte hinabzukämpfen und konzentrierte sich auf das, was er sagen wollte.

»Also ... Elvira ... Arpin ist ein guter Kerl, aber ich fürchte, nicht für ein Leben als Mönch gemacht. Er kam kurz vor mir ins Kloster. Wir wurden Freunde und ich liebe ihn inzwischen wie einen Bruder. Er sagt auch immer, das Leben unter den Brüdern gefalle ihm. Aber er kommt keine Woche aus, ohne irgendwem einen Streich zu spielen. Dafür muss er dann Strafarbeiten erledigen. Aber auch das scheint ihm nie etwas auszumachen. Ich habe ihn selten betrübt oder nachdenklich erlebt. Er ist ein so fröhlicher

Mensch und war für mich stets der Ausgleich für den Ernst des Lebens im Kloster. Dafür werde ich ihm immer dankbar sein.«

Er musste erneut schlucken. Wo er davon sprach, wurde ihm erst wieder bewusst, wie sehr er Arpin doch vermisste. Zugleich kamen Schuldgefühle darüber auf, dass er seit Wochen nicht an seinen Freund gedacht hatte. Er beschloss, bei nächster Gelegenheit Briefe an sein Kloster und Arpin zu schreiben.

Die Gräfin klatschte aufgeregt in die Hände und riss ihn aus seinen Gedanken.

»Ah! Das ist ja wunderbar, Raimund! Siehst du? Ich wusste, dass du genau der Richtige dafür bist, sich mit mir zu unterhalten. Das ist eine wahre Geschichte über echte Gefühle. So etwas interessiert mich! Und nicht, wie viele Pferde wie viel Heu auf wie viele Meilen fressen! Argh!«

Gespielt warf sie die Hände über den Kopf und Raimund musste trotz seiner selbst lächeln. Er wusste aber immer noch nicht, wie er die Gräfin einordnen oder behandeln sollte. Sie hatte einiges von den jungen Mädchen aus seinem Dorf an sich, an die er sich noch dunkel erinnerte. Zum anderen blitzten aus ihren Augen aber mehr Intelligenz und Neugier. Ganz davon abgesehen, dass die Mädchen seiner Vergangenheit, genau wie seine Schwestern, weit unter dem Stand der Gräfin waren. Sie drückte sich gewählt aus, dachte trotz ihrer spontanen Ausbrüche aber offensichtlich darüber nach, was sie sagte. Kurzum, Raimund war verwirrt. Schlagartig wurde ihm auch bewusst, dass sie die ganze Zeit alleine waren und es wurde ihm noch unwohler.

»Äh, wissen ... deine Damen, wo du bist? Ich meine ... ist es in Ordnung, dass du hier mit mir alleine bist?«

Wieder änderte sich ihr Gesichtsausdruck schlagartig. Erst funkelte sie ihn kurz gespielt böse an, dann zog sich aber ein Mundwinkel nach oben.

»Meinen Hofzwitscherern bin ich entkommen. Und um den Grafen mach dir keine Sorgen. Er hält große Stücke auf dich und er weiß, dass ich ihm treu bin. Außerdem bist du doch ein Mann der Kirche, oder nicht? Da kann meiner Unschuld doch kein Leid geschehen, oder?«

Jetzt kam Raimund sich vor wie eine in die Ecke gedrängte Maus.

»Äh ... das ... das meinte ich nicht«, stammelte er. »Ich wollte nur ... ich weiß nicht, ziemt sich das denn?«

Sie lachte erneut auf.

»Ach Kaplan. Ich mache, was ich will, ob es sich ziemt oder nicht. Ich liebe meine kleinen Freiheiten. Die Tage einer Gräfin sind voll genug mit Pflichten, glaube mir. Und mein Graf respektiert das. Wofür ich ihn umso mehr liebe. Nimm nicht alles so ernst. Einverstanden, Raimund?«

»Einverstanden, Elvira. Das beruhigt mich auch. Du solltest wissen, dass ich den Grafen auch sehr bewundere.«

»Gut. Dann wäre das ja geklärt. Aber ich bin auch hier, dir eine Frage zu stellen, wenn ich darf? Ich hoffe, du als Mann des Geistes kannst mir antworten.«

»Ich bin nur ein einfacher Schreiber, aber ich werde mir Mühe geben, jede deiner Fragen zu beantworten.«

»Sei nicht so feierlich. Wie dem auch sei. Du musst wissen, ich bin ein Mensch, der die Nacht liebt. Manchmal setze ich mich nach Einbruch der Dunkelheit stundenlang auf unseren Balkon im Palast und beobachte die Sterne. In den letzten Wochen unserer Reise habe ich sie klarer sehen können als je zuvor. Und erst vergangene Nacht habe ich einen von ihnen fallen sehen. Aber bisher konnte mir noch nie jemand sagen, was die Sterne wirklich sind. Bischof Adhemar meinte, ich solle dich fragen, du seist so belesen. Du wüsstest sicher eine Antwort, sagte er!«

Jetzt sah Raimund wieder die Neugier in ihrem Blick. Sie war intensiv und konzentriert. Er gewöhnte sich langsam daran, fühlte sich aber immer noch etwas peinlich berührt. Er dachte kurz nach.

»Hm. Ich weiß nicht, ob es überhaupt jemanden gibt, der das beantworten kann. In sehr alten Schriften habe ich gelesen, dass manche der Römer glaubten, die Sterne wären Löcher in dem Himmelszelt, welches über die Welt gespannt ist. Das Licht des Himmels scheint durch diese Löcher hindurch, so dachten sie.«

»Löcher im Himmel? Wie groß sollen die sein? Es sind doch nur winzige Punkte?«

»Die Römer glaubten, die Löcher wären viele hundert Meilen entfernt und in Wirklichkeit riesig. Sie würden nur so klein erscheinen, weil sie so weit weg sind. Die Engel und diejenigen, die in den Himmel kommen, blicken durch sie auf uns herab. Ich weiß nicht, ob das stimmen kann. Die Griechen glaubten, die Sterne wären gefallene Helden, die sich wegen ihrer Heldentaten einen Platz am Firmament verdienten.«

»Hm.«

Elvira löste endlich ihren Blick von seinen Augen und dachte kurz nach.

»Da gefällt mir die Erklärung der Römer besser. Der Gedanke, dass Engel und unsere Vorfahren über uns wachen, beruhigt irgendwie, findest du nicht auch?«

»Ich habe bisher nur wenig darüber nachgedacht, muss ich zugeben. Andere haben aber schon davon geschrieben und manche haben wohl sogar überlegt, ob es möglich wäre, vom Rand der Welt nach oben zu klettern und so den Himmel zu erreichen.«

»Das erscheint mir unmöglich, wenn die Sterne wirklich so weit weg sind. Was ist dann aber mit dem fallenden Stern, den ich gesehen habe? Und anderen Himmelserscheinungen, der Sonne und dem Mond?«

»Elvira ... ich weiß das leider auch nicht, tut mir leid. Manche sagen, die Erde ist eine Scheibe. Ihr Rand ist von Meer umgeben und man könne ihn nie erreichen, oder würde darüber hinaus von der Erde fallen. Die Sonne verschwindet jeden Tag darunter und andere behaupten, der Mond sei so etwas wie der Spiegel der Sonne, aber er hätte kein eigenes Licht. Ich weiß es wirklich nicht. In der Bibel steht, wie groß der Himmel ist. In der Offenbarung des Johannes. Aber dort steht nicht, wie die Erde wahrhaftig ist. Vielleicht sind fallende Sterne Dinge, die vom Himmel durch die Löcher fallen!«

Beide lachten. Dann wurden sie wieder nachdenklich und schwiegen ein paar Minuten, während sich jeder seine eigenen Gedanken machte.

»Eines wundert mich aber doch, Raimund«, sagte Elvira schließlich. »Du sagst, wie ich schon oft gehört habe, dass die Erde eine Scheibe ist. Der Himmel ist darüber aufgespannt, richtig?«

Raimund nickte. Er dachte kurz daran, ihr seine eigenen Überlegungen dazu vor Wochen zu erklären, verwarf die Idee aber wieder. Er wollte sie nicht mit zu vielen Spekulationen verunsichern oder gar selbst als unwissend dastehen.

»Dann frage ich mich aber, wie es sein kann, dass man an einem klaren Tag nicht bis zum Rand blicken kann? Mir ist das aufgefallen, als wir uns den Alpen näherten und schon früher, als wir die Pyrenäen hinter uns ließen. Es sah so aus, als würden die einen immer kleiner werden, während die anderen vor uns wachsen, je näher wir ihnen kamen?«

Raimund dachte kurz nach. Offensichtlich hatte er sie unterschätzt.

»Vielleicht ist Scheibe nicht das richtige Wort. Die Kirche sagt dazu auch nichts. Jetzt wo ich darüber nachdenke, hast du recht. Vielleicht ist die Erde eher so etwas wie eine umgedrehte Suppenschüssel?«

Erneut mussten beide lachen.

»Und der Himmel möglicherweise nur ein Sieb, welches über der Schüssel liegt?«, lachte die Gräfin. »Womöglich sind wir alle nur Erbsen in der Suppe Gottes!«

Sie konnten kaum noch an sich halten. Raimund wischte sich eine Träne aus dem Auge.

»Aber Elvira! Das ist ja beinahe schon Gotteslästerung, meine Herrin Gräfin!«

Langsam fingen sie sich wieder. Nach einer Minute des Durchatmens beruhigte sich die Gräfin.

»Das würde ich doch nie tun. Aber ich muss wieder gehen. Ich danke dir auf jeden Fall aus tiefstem Herzen für das Gespräch. Du hast mir viel zum Nachdenken gegeben. Ich muss mir überlegen, warum die Sterne dann zum Beispiel auch über den Himmel zu wandern scheinen, statt jede Nacht an derselben Stelle zu verharren, falls sie wirklich nur Löcher im Himmelszelt sein sollten. Wie dem auch sei. Ich wusste, dass es eine gute Idee war, dir noch einen Besuch abzustatten. Schlaft gut, Herr Kaplan.«

Mit den letzten Worten war sie aufgestanden, machte einen Knicks vor dem verduztten Raimund, winkte ihm zu und verschwand so schnell wieder

nach draußen, dass ihm keine Zeit zur Antwort blieb. Die Tür fiel zurück ins Schloss und Raimund starrte sie noch lange an. Dann schüttelte er den Kopf. Ihm war klar, dass er jetzt wohl doch noch eine Weile brauchen würde, um Schlaf zu finden. Die Gräfin hatte etwas von einem Wirbelwind an sich, dachte er bei sich. Sie war ohne Ankündigung in sein Zimmer gerauscht, hatte ihn mit ihren Fragen und ihrer bloßen Anwesenheit in Verwirrung gestürzt und war wieder davongerauscht. So unvermittelt, wie sie gekommen war. Überrascht musste er aber feststellen, dass ihm ihre Gesellschaft Spaß gemacht hatte. Er glaubte jetzt auch zu verstehen, was sie zu dem Besuch bewogen hatte.

Seit seinem Abschied von Arpin war alles in seinem Leben so ernst und nüchtern geworden. Die Heiterkeit seines Freundes fehlte ihm. Auch wenn Menschen wie Gilbert oder Pontius freundlich genug waren, war es doch etwas anderes. Die Gespräche mit denen hatten dank der ungeheuerlichen Ausmaße ihrer Pilgerreise nie dieselbe Leichtigkeit, wie das mit der Gräfin eben. Er ertappte sich dabei, zu hoffen, dass sie ihm öfters einen Besuch abstatten würde. Selbst wenn sie nur über solche Dinge wie die Sterne reden würden. Mit dem Gedanken zufrieden, spürte er seine Müdigkeit zurückkehren. Er trank seinen Wein aus, dann fiel er auf sein Bett und schlief kurz darauf ein.

\* \* \*

Am nächsten Tag erwachte Raimund erst, als die Sonne schon hoch über dem Horizont stand. Helles Licht fiel durch Fenster in seinen Schlafraum. Er sprang erschrocken auf, aber dann wurde ihm bewusst, dass heute niemand seine Dienste benötigte. Der Graf hatte gestern, während des Essens, noch von seinem Plan gesprochen, vier Tage Rast einzulegen. Die Pilger sollten genug Zeit haben, um sich von ihren Strapazen zu erholen. Raimund beschloss, sich für eine Weile in Scutari umzusehen und dann seine Gruppe bei ihrem Wagen zu besuchen.

Die Stadt schien nahezu verlassen. Nur wenige Leute waren unterwegs und diejenigen, denen Raimund begegnete, eilten geschäftig umher oder

unterhielten sich lautstark in ihrer so fremdartigen Sprache. Eine Stunde lang spazierte er durch die unbefestigten Straßen und am Seeufer entlang. Dann entschied er sich dafür, jetzt schon zum Lager aufzubrechen. Er wollte nachsehen, ob sich dort etwas zu Essen auftreiben ließ. Es war bereits fast Mittag und vor den Toren sah er schließlich, warum die Stadt so menschenleer war. Scheinbar hatte sich die gesamte Bevölkerung dort versammelt. Die Einwohner Scutaris hatten Tische und Stände aufgebaut, an denen reger Handel getrieben wurde. Geruch von rohem Fisch wehte zu ihm herüber, als er dem Getümmel näherkam. Hunderte Menschen gestikulierten beim Handeln wild mit ihren Händen. Niemand verstand die Sprache des anderen. Verkauft wurden fast ausschließlich Fisch, aber auch Brot- und Gemüsestände waren aufgebaut worden. Dazu boten Schmiede und Kesselflicker, Lederarbeiter, Schreiner und Schneider ihre Dienste an. Viele der wohlhabenderen Vasallen des Grafen hatten Heerscharen von armen Pilgern im Schlepptau, denen sie auf sein und Adhemars Geheiß hin Nahrungsmittel für mehrere Tage kauften. Den Mienen der Käufer und Verkäufer nach zu urteilen, machten die Einheimischen dabei das bessere Geschäft. Raimund schlenderte noch eine Weile über den Markt und begab sich dann auf den Weg zu seinem Wagen. Seine Gefährten begrüßten ihn freudig und boten ihm einen Platz am Feuer an, über dem schon ein Kessel mit Fischsuppe brodelte. Nach dem Essen vertrieben sie sich die Zeit mit Nickerchen, Botengängen zum Markt oder Gesprächen. Nach den Wochen der Strapazen waren alle froh darüber, endlich ein paar Tage nicht wandern oder arbeiten zu müssen. Am späten Nachmittag verabschiedete sich Raimund wieder und kehrte in den Holzpalast zurück. Dort wurde er bereits von Gilbert erwartet, der auf einer Bank im Hof vor seiner Tür saß. Der Haushofmeister war in der kalten, aber sonnigen Luft eingnickt. Raimund stieß ihn an und nach einem nicht unfreundlichen Rüffel darüber, dass Gilbert ihn lange gesucht hatte, machten sie sich zusammen auf den Weg zum Grafen. Der hatte nach Raimund geschickt.

\* \* \*



»Kaplan! Ich habe schon nach dir gesucht. Ich hatte eine großartige Idee und wollte dich um einen Gefallen bitten!«

Die Gästezimmer des Grafen waren wesentlich geräumiger als Raimunds eigene, aber der hatte auch nichts anderes erwartet. Der Graf empfing ihn in einem Gemeinschaftsraum. Außer dem Herrscher von Toulouse waren noch Elvira und ihre Zofen anwesend. Sie grinste Raimund verschwörerisch an, während sie mit den beiden an einer Stickerei arbeitete.

»Womit kann ich euch dienen, Graf?«, fragte Raimund.

Dem Grafen stand freudige Ungeduld ins Gesicht geschrieben.

»Es geht um meine geliebte Elvira. Sie hat morgen Geburtstag. Neben den üblichen Geschenken dachte ich daran, ihr einen Wunsch zu erfüllen. Sie hat mir von eurem Gespräch am gestrigen Abend erzählt.«

Auch wenn es eigentlich keinen Grund dafür gab, hatte Raimund abermals das Gefühl, etwas Unziemliches getan zu haben. Er musste sich Mühe geben, nicht wieder rot anzulaufen. Der Graf hatte es scheinbar nicht bemerkt.

»Sie sagte, dass du ihr von den alten Römern und Griechen erzählt hast. Das sind Dinge, die mich heute nicht mehr wirklich beschäftigten, aber meine gute Frau hatte schon immer eine Schwäche für Geschichten. Ich habe den Fehler begangen, ihr von meinem Interesse an so etwas in meiner Jugend zu erzählen. Über die Jahre hat sie stets gejammert, dass sie nie lesen und schreiben lernte. Ich weiß, es ist ungewöhnlich und unüblich und viele werden mich dafür verspotten, aber ich will ihr die Möglichkeit geben, selbst einmal diese Geschichten lesen zu können.«

Inzwischen hatte Elvira hinter dem Grafen ihre Zofen mit erhobener Hand zum Schweigen gebracht. Aufmerksam hörte sie ihrem Mann zu. Offenbar wusste sie noch nichts von dieser Überraschung. Zum ersten Mal sah Raimund die Gräfin rot anlaufen.

»Ich möchte, dass du Elvira, sofern es die Zeit erlaubt, Unterricht gibst. Du bringst ihr lesen und schreiben bei, auch wenn sich das für eine Frau angeblich nicht gehört. Ich liebe meine junge Gräfin und wer damit ein Problem hat, kann sich bei mir persönlich beschweren.«

Beim letzten Wort hatte der Graf mit der Faust auf den Tisch gehauen. Raimund zuckte zusammen, lächelte dann aber.

»Mein Herr, ich denke, dass es eine Schande ist, dass jemand mit so einem wachen Geist wie dem eurer Gemahlin nicht des geschriebenen Wortes mächtig ist. Selbst in unserer Kirche gibt es Klöster, die von Frauen bewirtschaftet werden. Also kann ich mir auch nicht vorstellen, dass Gott etwas dagegen haben könnte. Deswegen sollten weltliche Traditionen dem nicht entgegenstehen. Ich werde Gräfin Elvira, sofern sie es auch möchte, gern Unterricht geben.«

Bei den letzten Worten hatte Raimund Elvira direkt angesehen. Sie saß mit aufgerissenen Augen und offenem Mund da. Nachdem er geendet hatte, sprang sie spontan auf und fiel dem Grafen um den Hals.

»Raimund! Das ist ein wunderbares Geschenk! Und ich verspreche auch gleich, dass deine Angst, ich könnte ab dann nur noch über Büchern brüten, unbegründet ist!«

Der Graf lächelte und streichelte ihr über den Arm.

»Meine Liebste, ich bitte dich. Halte dich im Zaum.«

Bestimmt, aber mit einem Lächeln, schob er ihre Arme beiseite. Elvira grinste breit und machte vor ihrem Ehemann einen Knicks. Dann drehte sie sich zu Raimund um.

»Wann können wir anfangen?«, fragte sie.

»Wann ihr möchtet, Herrin. Ich würde vorschlagen, dass wir, solange es eure Zeit erlaubt, jeden Tag nach dem Abendmahl und Abendgebet eine Stunde für euren Unterricht aufwenden«, antwortete Raimund.

»Wunderbar«, sagte der Graf. »So soll es sein. Ich erwarte dann aber auch, dass du dich Raimund beugst und auf seine Worte hörst, wenn er dir das Lesen beibringt. Kein Geschmolle und dafür Fleiß! Ha! Wer weiß? Am Ende wirst du noch meine Schreiberin, oder musst mir abends Geschichten vorlesen!«

Das sorgte noch einmal für Erheiterung und anschließend verabredeten sich Raimund und Elvira, direkt am übernächsten Abend mit ihrem Unterricht zu beginnen. Danach verabschiedete sich Raimund mit einer

Verbeugung. Er bat darum, statt an der Tafel des Königs, mit seinen Gefährten vor der Stadt zu Abend essen zu dürfen. Die Bitte gewährte ihm der Graf gerne und Raimund machte sich auf den Weg zurück ins Zeltlager, wo er seinen Freunden die Neuigkeiten erzählte.

\* \* \*

Am nächsten Abend richtete der Graf mit der Hilfe des Königs ein Festessen für Elviras Geburtstag aus. Viele seiner Vasallen und die des Königs waren eingeladen. Elvira erzählte jedem, der es noch nicht gehört hatte, dass sie lesen lernen würde. Die meisten nahmen das mit Erheiterung auf, aber einige der mehr konservativen Barone und Vizegrafen runzelten die Stirn. Es tat Elviras Freude keinen Abbruch. Sie unterhielt sich an diesem Abend oft mit Raimund, der sich langsam an ihre Aufmerksamkeit gewöhnte, trotzdem, dass sie ihn immer noch etwas peinlich berührte.

Die Tage der Rast vergingen für Raimunds Geschmack viel zu schnell. Es war ihm klar, dass eine so große Armee nie lange stillstehen konnte. Dafür war selbst in Scutari nicht genug Essen vorhanden und so mussten sie sich darauf verlassen, dass ihre Vorräte reichten, bis sich eine weitere Gelegenheit zum Kauf von Nachschub bot. Der Graf zog sich jeden Abend mit seinen Beratern und dem König zurück, um die folgende Route zu planen. Auf Anraten von Konstantin Bodin wählten sie Durazzo als nächstes Ziel. Die Hafenstadt lag etwa zweihundert Meilen südlich von Scutari und lag bereits auf byzantinischem Boden. Der Graf erhoffte dort einen direkten Kontakt zu Kaiser Alexios dem Ersten einrichten zu können, um den weiteren Weg einfacher zu gestalten. Nach Ablauf der vier Tage brachen die Pilger ihre Zelte ab, beluden Wagen und Packpferde und setzten ihren Weg fort.

# KAPITEL 11

*Scutari, Länder der Slawen, Januar 1097.*

Die Tage nach der Abreise aus Scutari verliefen ereignislos und Raimund wunderte sich schon, dass der Graf trotzdem die gleiche Wachsamkeit beibehielt wie zuvor.

Er war überzeugt davon, dass nach dem freundlichen Empfang in der Königsstadt jetzt doch alle Streitigkeiten mit den Slawen beigelegt sein mussten. Außerdem war byzantinisches Gebiet nicht mehr weit. Dort würden sie sicher noch herzlicher empfangen werden, glaubte er. Immerhin war es ja eines der Ziele ihrer Reise, dem Kaiser im Kampf gegen die Heiden beizustehen.

Der Anfang des neuen Jahres kam und ging. Bereits am zweiten Januar erwies sich das Misstrauen des Grafen als berechtigt. Die Pilger wurden noch keine hundert Meilen von Scutari entfernt wieder attackiert. Es waren erneut wilde, eingeborene Slawen und sie folgten der gleichen Strategie wie ihre Landsmänner im Norden. Wann immer eine Pilgergruppe zu unachtsam wurde und zurückfiel, wurden sie von kleinen Gruppen angegriffen, welche alles stahlen, dessen sie habhaft werden konnten. Wie zuvor gelang es meistens, die Angreifer zu vertreiben, bevor ernsthafter Schaden entstand. Trotzdem wurden viele der zivilen Pilger bei den stürmischen Überfällen verletzt und manche sogar getötet. Die erhöhte Wachsamkeit und die Unterbrechungen für Kämpfe sorgten dafür, dass es wieder nur schleichend vorwärtsging. Erst nach ein paar Tagen ließen die Angriffe schließlich wieder nach. Die Pilger atmeten kollektiv auf. Yves teilte Raimund mit, dass die zweite Woche des Januars angebrochen war, als sie nach Angabe des Grafen endlich byzantinisches Gebiet erreichten.

Wieder zwei Tage später trafen ihre Späher das erste Mal auf eine byzantinische Patrouille. Zur Überraschung aller ergriffen diese die Flucht,

als das Pilgerheer in Sicht kam. Auch fanden die Provenzalen erneut nur verlassene Dörfer auf dem Weg und nirgends eine Möglichkeit, sich neuen Nachschub zu beschaffen. Das Wenige, das man in Scutari hatte kaufen können, war beinahe schon wieder aufgebraucht.

Verärgert befahl der Graf, aus den menschenleeren Dörfern und Feldern zu plündern, was noch brauchbar war. Die Ausbeute war gering. Die Bewohner hatten alles noch nutzbare vernichtet oder mitgenommen. Zwischenzeitlich schickte der Graf auch einige Boten voraus, um Kontakt zu den Statthaltern des Kaisers in Durazzo aufzunehmen und den Grund für den unfreundlichen Empfang erfragen. Wenige Tage vor Ankunft der Pilger in der Stadt kehrten die Boten zurück. In ihrem Gepäck hatten sie allerlei Freundschaftsbekundungen des Stadtobersten, aber seine Erklärungen für das seltsame Verhalten der Einheimischen bestanden nur aus Ausflüchten und Beschwichtigungen. Mit keinem Wort erwähnte er byzantinische Truppen in der Gegend. Auch fehlte eine offizielle Einladung in die Stadt. In den allabendlichen Beratungen des Grafen mit seinen Vasallen herrschte Verwirrung und es wurde viel über die Gründe für diese unerwartete Haltung der Byzantiner spekuliert.

Raimund hatte seit den Angriffen der Slawen selbst wieder mit seiner alten Angst und Unsicherheit zu kämpfen. Dass die adeligen Führer der Pilger und Soldaten ebenfalls ratlos waren, beruhigte ihn nicht gerade. Immerhin schaffte er es, sich erfolgreich abzulenken. Fast jeden Abend traf er sich entweder im Zelt des Grafen oder manchmal sogar auf seinem Wagen mit Elvira, die sich als fleißige Schülerin entpuppte. Zwei Wochen war der Aufbruch aus Scutari her, als endlich die Stadtmauern von Durazzo in Sicht kamen. Elvira hatte bis dahin bereits das Alphabet verinnerlicht. Sie hatte auch begonnen, einfache Wörter auf Lateinisch zu lesen und zu schreiben. Raimund war beeindruckt von ihren Fortschritten, zumal ihr Unterricht oft in freundschaftliche Diskussionen über Gott und die Welt abglitt. Sie sprachen oft von Philosophie und Religion, aber Elvira wollte auch mehr über Raimunds Leben als Klosterbruder wissen. Sie lauschte fasziniert seinen Erzählungen, auch wenn er nicht wirklich wusste, was sie daran so interessant fand. Er selbst hatte inzwischen festgestellt, dass er jetzt zwar wieder öfters an seine Brüder und seine alte Heimat denken

musste, aber beides nicht wirklich vermisste. Ihm wurde bewusst, dass er trotz ständiger Erschöpfung die Reise um nichts in der Welt gegen ein behütetes Dasein eintauschen würde. Es überraschte ihn selbst ein wenig, aber ihm war klar, dass er im letzten Jahr mehr von der Welt gesehen hatte als in seinem ganzen bisherigen Leben. Der Pilgerzug hatte nach Schätzung des Grafen gerade einmal etwas über die Hälfte des geplanten Weges ins Heilige Land zurückgelegt, aber Raimund hatte schon jetzt das Gefühl, sich in einer neuen Welt zu bewegen. Er wusste, dass es vielen anderen genauso erging. Diejenigen wie Pontius oder der Graf, die bereits weit gereist waren und in fremden Ländern gekämpft hatten, wunderten sich über die Aufregung unter den einfachen Menschen. Man hörte öfters Kommentare darüber, wie fremdartig manchen die Gegend erschien. Das Land, welches die Pilger gerade durchquerten, war dem Süden der Provence immer noch sehr ähnlich. Die Unterschiede waren aber deutlich genug, um jeden täglich daran zu erinnern, dass sie inzwischen viele hundert Meilen von ihrem Zuhause entfernt waren. Wie Raimund selbst hatten die meisten nie über die Grenzen ihrer Heimat hinausgeblickt. Mittlerweile hatten sich ihnen Menschen aus dem Norden der italienischen Halbinsel und aus dem Süden des Heiligen Römischen Reiches angeschlossen. Denen erging es ebenfalls nicht besser. Die unterschiedliche Herkunft der Pilger verstärkte das Gefühl der Entfremdung nur noch. Die Sprache der einheimischen Slawen war vielen unbekannt, aber auch unter den deutschen, italienischen und sogar zwischen den fränkischen Pilgern wurde so unterschiedlich gesprochen, dass manche Gespräche nur mit Einsatz von Händen und Füßen möglich waren.

Was alle verband, war die Überzeugung. Die Bischöfe und Priester predigten täglich die Worte des Papstes. Sie sorgten dafür, dass niemand die Ziele ihrer bewaffneten Pilgerreise vergessen konnte. Auch Raimund hielt noch immer Gottesdienste, vor denen er sich allerdings immer wieder an die warnenden Worte seines Abtes erinnerte. Er verzichtete deshalb auf die fanatische Wortwahl, die manche seiner Glaubensbrüder einsetzten. Diese sprachen oft und lang mit irren Blicken vom Blutvergießen und Kampf gegen die Heiden. Raimund beließ es dabei, die Liebe Gottes zu seinen Untertanen zu betonen und die Vergebung der Sünden. Er hatte noch immer niemandem von seiner eigenen Hoffnung auf Vergebung gebeichtet,

aber es war für ihn trotzdem immer präsent. Zudem war er immer noch davon überzeugt, zumindest selbst keinen Heiden töten zu müssen, um seine Pilgerfahrt zu erfüllen und das heilige Grab zu befreien.

Worüber er mit Elvira auch redete, waren die restlichen Pilgerzüge. Von diesen war momentan kaum etwas zu hören. Raimund und der Graf konnten nur hoffen, dass es ihnen nicht ebenso beschwerlich erging wie den Provenzalen.

\* \* \*

Durazzo stellte sich wie bereits befürchtet als herbe Enttäuschung für die Pilger heraus. Die Stadt glich einer Festung und war umgeben von einer hohen Mauer und Türmen. Nur die zum Meer gewandte Seite stand offen. Die schweren Tore der Stadt blieben verschlossen, während die Pilger in einiger Entfernung ihr Lager aufschlugen.

Raimund begleitete den Grafen zu einer ersten Besprechung mit einer Delegation der Stadtherren. Die Männer stellten sich ihnen als hohe Beamte des byzantinischen Kaiserreiches vor. Ihr Sprecher war ein kleiner, dicker und glatzköpfiger Mann, gekleidete in feinste rote Seide und mit einer für Raimund obszön erscheinenden Menge an Goldschmuck am Körper. Ringe, Ohrringe und Ketten, besetzt mit den verschiedensten bunten Steinen, stellten seinen Reichtum schamlos zur Schau. Er sprach mäßig gutes Fränkisch, aber die Ausflüchte blieben die gleichen wie in seinen Briefen. Er erzürnte den Grafen mit der Behauptung, er und seine Mitbürger hätten schlicht und ergreifend Angst vor der Armee der Pilger. Sie fürchteten, dass man ihnen etwas zuleide tun oder gar ihre Stadt plündern könnte. Auch die Beteuerungen des Grafen, dass es sich bei den Pilgern nur um fromme Christen handelte, stießen auf taube Ohren. Der Stadtoberste gab zu, dass man nach einigen Nachrichten vom Hof des Kaisers nicht mit einer solchen Anzahl von Menschen gerechnet hatte und das es unmöglich wäre, so viele aus den Lagern von Durazzo zu versorgen. Als er dann den Grafen auch noch davor warnte, Durazzos eigene und andere kaiserliche Truppen könnten aus Angst das Pilgerheer angreifen,

wurde der Graf endgültig vom Zorn gepackt. Er schrie und schimpfte die Delegation förmlich in ihre Stadt zurück. Sie ergriffen die Flucht und warfen ihre schweren Stadttore hinter sich zu.

Danach weigerten sie sich kategorisch, an weiteren Unterredungen teilzunehmen. Das Einzige, was noch aus der Stadt kam, war ein Bote mit einem Bündel versiegelter Pergamente. Es handelte sich um Briefe von Kaiser Alexios, adressiert an den Grafen persönlich.

Den Rest des Tages verbrachte Graf Raimund damit, gemischte Gruppen aus Pilgern und Soldaten zusammenzustellen, die in den umliegenden Dörfern nach Vieh und weiterer Nahrung suchen sollten. Es missfiel ihm zwar in byzantinischem Gebiet plündern zu müssen, aber im Moment blieb ihm nichts anderes übrig. Durazzo wollte nicht mit ihnen handeln.

Am Abend traf er sich dann mit seinen Baronen und den Bischöfen, um das weitere Vorgehen zu planen. Bei dieser Gelegenheit las er die Briefe vor, die der Kaiser ihm hatte zukommen lassen. Alexios schrieb in beinahe übertriebenem Maße von Frieden, Brüderlichkeit und sogar von militärischer Allianz. Er versprach, den Grafen in allen Ehren zu empfangen, sobald er Konstantinopel erreichte. Dort sollte die zukünftige Zusammenarbeit ausgehandelt werden. Der Graf aber war immer noch wütend. Er bezeichnete die Worte des Kaisers als hohles Geschwätz.

Raimund konnte sich keinen Reim auf das Verhalten der Byzantiner machen. Warum wurden sie von den Untergebenen des Kaisers so unfreundlich empfangen? Sie hatten doch niemandem Leid angetan? Missachteten sie die Befehle ihres Regenten? Oder wollte dieser die Pilger aus irgendeinem Grund gar schwächen? Angst erschien ihm als einzige plausible Erklärung. Der Graf erzählte in seinem Rat, dass der Normanne Bohemund von Tarent bereits früher gegen den Kaiser gekämpft hatte. Dieser fürchtete infolgedessen vielleicht Verrat. Oder der Kaiser könnte befürchten, die Pilger würden die Schwäche Byzanz ausnutzen. Graf Raimund befahl seinen Männern darum schweren Herzens, ihre verstärkte Wachsamkeit beizubehalten.

Nach der Besprechung und nachdem er seine Vasallen entlassen hatte, nahm der Graf Raimund mal wieder ins Vertrauen. Er gab zu, dass er von der Entwicklung der Dinge enttäuscht war. Er konnte nur mehr hoffen,